Aus der Junkerwelt.

Vom Verfasser von

„Nach der Natur."

Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Aus der Junkerwelt.

[Hauenschild, Georg Spiller von]

Aus der Junkerwelt.

Vom Verfasser von

„Nach der Natur."

Erster Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1850.

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Herrn Julius Campe.

— — — — — — — — — — —

„Und worin machen denn Sie?“ fragte der Mensch mit dem Calikogesichte plötzlich aus seiner geschleudertsten Radomontade heraus, noch ehe wir das letzte Dach von Ansbach hinter uns hatten. Er wollte mich überrumpeln, mich demaskiren; ich verstand jetzt das was ich in Gedanken seine „mysteriöse Geschwätzigkeit“ genannt hatte vollkommen. Warum konnte ich denn auch nicht ein Rival, ein Musterdieb oder gar ein tückisches Insekt sein, das in der Geschwindigkeit Galläpfel an seinen deutschen Eichenlaub-Glanz-Kattun, von dem sich sein Haus so viel versprach, oktroyirte? Kurz der sehr ehrenwerte Kattunritter fragte plötzlich: „Worin machen denn Sie?“ und sah mich dabei so skeptisch und haarbärtig zugleich an, daß ich notgedrungen eine sehr hohe Meinung von seiner Schlauheit und seinem Mute bekommen mußte.

Sie wissen, lieber Campe, daß es meine Weise nicht ist die Menschen vor sich selbst herunter zu setzen. Ich suche sie lieber in ihrer Selbstschätzung zu fördern weil sie dann doch vielleicht, und wär's aus Arroganz, den Mut haben ein wenig zu denken und die Traditionsbrille entbehrlich zu finden. — Ich war also auch diesmal so gutmütig dem Physiognomen nicht mit der

Staarnadel zu nahe zu treten, sondern ihn in seinem Irrtume zu bestärken. Die Aufgabe war schwer genug, denn außer meiner Ledertasche und einer Reisemappe in mächtigem Maroquinfuteral, groß genug für einen Musterkasten, war ganz bestimmt vom Scheitel bis zur Sohle an mir nichts zu sehn was meine Bemühungen unterstützt hätte. Ich that indeß was ich konnte und antwortete vom Fleck aus:

„Ich? ich mache in Makulatur für Hoffmann und Campe in Hamburg!"

„Ein neues Haus?" fragte er naiv.

„Bewahre der Himmel! Alt renommirt!" blähte ich mich.

„Und immer in dem Artikel?"

„Je nachdem!" — Ich hatte ihm, wie Sie sehn, schon etwas von seiner Mystik abgelernt.

„Ein Makulaturgeschäft en gros .... Hm! Ist das denn auch wirklich reell? Ich sollte meinen ...." Er forderte nun meinerseits konfidentielle Mittheilungen heraus.

„Was wollen Sie denn? Wozu gäb' es diese Masse von Lumpen in der Welt, wozu die Schreibhefte gelehrter Pennalisten und die stenographischen Berichte von drei Duzend deutschen Plauderstübchen, von denen insgesammt direkt und indirekt für unser Geschäft gearbeitet wird? Ich sage Ihnen, unser Haus hat schon manchen Lumpen verarbeitet, manches berühmte Collegienheft in Fetzen zerrissen und aus hundert tausend Ballen stenographischer Berichte Steifpappe zu Pillenschachteln oder Carton zu Patronenhülsen fabricirt!"

Ich will's nicht verbürgen, ob seine Auffassung meines Galimatias richtig oder konfus war, gewiß aber ist, daß er einem Geschäfte seine Achtung nicht vorenthalten konnte, das allerwahrscheinlichst selbst die Gothaer praktisch zu verwenden wußte. Er übertrug diese Achtung auch auf mich, den improvisirten Repräsentanten des Hauses, und kam nun mit gelöster Zunge über Freihandel und Schutzzölle in die Politik. Mir war es sehr lieb, daß er sich mit der Ente abgefunden gab, — ich reise eben in Ihrem Auftrage zum Friedenscongresse nach Frankfurt um mit Elihu Burrit & Comp. Verträge abzuschließen —, er vergaß darüber sich eine Makulaturprobe zeigen zu lassen, ein Akt, den ich nicht hätte vollziehen können, ohne mindestens dreimal: Absit omen! Dii avertite omen! zu murmeln.

Die Wahrheit zu sagen, — und nun komme ich endlich zur Sache, — ich hatte in meiner Mappe das beiliegende Manuskript, eine ästhetische Konfusion meinethalb, von der ich aber immerhin gut genug denke, sie nicht von vornherein für prädestinirte Makulatur zu geben. Sie mögen gern wissen, was ich Ihnen schicke, und ich muß es Ihnen brieflich melden, da ich keine Vorrede schreiben darf, weil .... Nun ja, auch die beste Vorrede schützt bekanntlich nicht vor übler Nachrede.

Soll ich beim Titel anfangen? — Der motivirt sich selbst. Soll ich über die Tendenz und den Zweck meiner Arbeit reden? Auch das ist am Ende überflüssig, Sie wissen ja ohnehin was ich will. Es ist

immer wieder mein alter Kampf, der Kampf für die freie Sittlichkeit, für den Humanismus, nur wiederum in einer neuen Position aufgenommen. Man wollte mich überreden Humanität und Demokratie sei ein und dasselbe, ich glaub's aber nicht so ohne Weiteres, oder stoße mich wenigstens an dem Worte. Unter uns gesagt, verraten Sie mich aber nicht an meine Freunde, Demokratie ist ein grenzenlos dummes Wort. Über Wen oder Was soll denn das Volk herrschen? Über sich selbst? Herrscht es, oder um klarer zu sprechen, wird es nicht **be**herrscht, so hat eben alle Herrschaft ein Ende, das Individuum tritt in sein volles Recht und es gibt eine — Anarchie, merken Sie wohl auf, eine Anarchie im guten Sinne. Man wird sich an meinem Worte stoßen, wie ich mich an der „Demokratie" stoße, — nur liegt der Unsinn und das Inhumane dort ohne Widerrede in dem Worte selbst, während das meine nur auf traditionellen Widerwillen stoßen kann. Alles Herrschen und Beherrschen ist inhuman und schon darum verwerflich; nivellirt aber kann nur durch Bildung und freie Entwickelung werden; die Gleichstellung, der Sieg der Humanität über all die tausend und abertausend Bornirtheiten staatlicher, gesellschaftlicher und religiöser Verhältnisse wird bedingt und bedingt selbst die — Anarchie. Die Anarchie, die ich meine, kommt nur durch die Bildung, durch die Sittlichkeit, sie ist die Consequenz beider und der polare Gegensatz der Anarchie der Brutalität, deren Apostel die Regierungen und Consistorien, wenn auch oft unbewußt sind. Ihr Princip, das Herrschen, ist

unsittlich, sie selbst also Vertreter der öffentlichen Unsittlichkeit — Ob ich nun mit diesem Glaubensbekenntnisse Reaktionär, Aristokrat oder sonst etwas geheißen werde, ist am Ende gleichgiltig. Ein Schwärmer bin ich nicht, und daß ich recht gut weiß welche Conflikte der Zusammenstoß an sich richtiger Principien in der Anwendung mit traditionell verschanzten Verhältnissen ergeben muß, werden Sie im Texte meines Buches lesen. Ich beweise apagogisch. Die Erziehungsexperimente im Sinne der modernen Theorie verunglücken, und müssen verunglücken, weil das Recept Lücken hat und auf die einseitige Kenntniß krankhafter Symptome, nicht aber auf eine Untersuchung des ganzen Gesellschafts-Organismus basirt ist. Die Unklarheit siegt und muß siegen, weil sie das einzige wirklich Klare ist. Es gibt keine Formel für die Natur, keine, zu der nicht der nächste Komet, die nächste Eruption eines Vulkans spöttische Randglossen machte. Die Natur experimentirt, ihr Gesetz heißt Notwendigkeit und das ist Alles. So gibt es auch keine Formel für die Gesellschaft, sie experimentirt, und wenn man nach hundert Jahren keine Experimente mehr machte, d. h. wenn es denkbar wäre, daß einmal wirkliche Stockung einträte, so wäre diese sogenannte Klarheit doch nichts als eine Bornirtheit mehr. Der Augenblick macht das Gesetz der That. Alle Theorie ist hohl. Ich stehe für die Anarchie, weil sie die wahre, natürliche Ordnung, und für die Unklarheit, weil sie die Bedingung des Lebens ist, weil sie wenigstens relative Klarheit enthält.

Da haben Sie es nun, man kann nicht aufrichtiger sein.

Geschrieben ist das Buch wie ich's eben kann und mag, in jedem Kapitel ein Prellstein, der die Erzählung wie eine Kugel ricochettiren läßt, Freundliches neben Trübem, kurz ein Stück Leben im Rahmen und weder mehr noch minder. Kategorisiren Sie nicht, sondern nehmen Sie was ich biete und fordern Sie vor Allem nicht mehr als der Titel verspricht.

Alles Übrige mögen Sie selbst nachlesen, vorbereitet hab' ich Sie, damit ist meine Aufgabe gelöst und ich könnte schließen, wenn ich nicht mit einer Anekdote angefangen hätte und darum auch mit einer solchen enden wollte.

Ein Ästhetiker von Profession schrieb mir, als er „Nach der Natur" gelesen, in einem Briefe voller Zärtlichkeiten die köstliche Frage: „In welche Kategorie gehört denn aber Ihr Buch eigentlich? Ich kann es nicht herausfinden, es ist weder Roman noch Novelle, weder Historie noch Märchen, — was ist's denn nun für ein Buch?" — — „„Ein interessantes, wie Sie selbst gestehn!"" antwortete ich lakonisch, und der schwache Punkt dieser Antwort lag nur darin, daß ich mich mehr auf Autoritäten als auf mich selbst stützte.

Setzen Sie „Aus der Junkerwelt" in diese Kategorie, so ist trotz seines Protestes gegen das Einschachteln, damit von Herzen zufrieden

Ihr ergebener

Düsseldorf, im September 1850. * * *

Aus der Junkerwelt.

I.

Lang vorher.

Erstes Kapitel.

Was über den Gräbern vorging.

„Sieh Christian, den Reichen wälzt der Tod den ersten Stein auf die Brust, und die Armen befreit er vom letzten! Darum liegen über den Gebeinen der Schloßherren Marmorblöcke, während auf dem Grabhügel Deines kleinen Bruders Feldblumen und Grashalme nicken. Das ist Gottes endliche Gerechtigkeit! So wird sie oft von den Menschen versinnlicht, ohne daß sie wissen, was sie thun!"

Die Welt des Friedhofs ist wie die Welt der Geschichte. Die Geschichte ist die Sterbehymne der Zeiten, sie ist der Friedhof der Nationen und ihr Totenregister. Auf den Denkmälern lügenhafte Inschriften neben wahren, morsche Kreuze, dort und da eine bleiche Rose oder eine gelbe Ringelblume, verdistelte und niedergetretne Gräber, von denen Niemand weiß, wen sie einschließen, — das sind die Friedhöfe, das ist die Geschichte. Anhänglichkeit und Schwärmerei, Bosheit und

Parteihaß schreiben die Epitaphen; der Wahn pflanzt Kreuze, die Liebe Blumen; Undankbarkeit, Feigheit und Stumpfsinn lassen die Gräber der Besten wie der Gleichgültigen von Disteln, Schierling und Nesseln überwuchern, und die Prozessionen des Aberglaubens, die Gemeinheit, die Brutalität elender Majoritäten treten die Hügel platt. — Jenseits des gewöhnlichen Totengartens, jenseits der Mauer, die auch noch im Tode die Gesellschaft umspannt, — in der Erde, die erst durch ihre Asche eine geweihte wird, ruhen Verbrecher und große Menschen. Oft Beides in einer Person. Sie haben eine Geschichte für sich, sie stehn außerhalb oder über der Geschichte ihrer Tage, wie sie außerhalb der Gesellschaft standen. Die Mehrzahl dieser „Verbrecher“ starb den Opfertod für die Verbrechen der Gesellschaft selbst; sie wurden als kranke Glieder abgetrennt, weil sie den Versuch wagten in einem Hospitale mehr oder minder gesund zu sein. Tausende von ihnen nennt die Geschichte nicht, aber sie alle machten Geschichte und wirkten Unendliches für die Zukunft. Das nach ihnen geschleuderte Anathem brach nur ihre Person zusammen, die Henker zerfleischten nur ihren Leib, — sie gingen unter, weil sie vergänglich waren, aber ihre Idee lebte fort, tauchte hundertmal niedergeworfen, hundertmal wieder auf und hat entweder schon gesiegt oder siegt endlich doch. Der Kampf gegen

die gemachte Gesellschaft endet erst mit ihrem Sturze, und in dem was man Verbrechen nennt liegt in der Regel, bewußt oder unbewußt, der Gedanke der Opposition gegen diese in die Welt gefluchte Welt. Das Verbrechen wird endlich Tugend, wo die Tugend ein Verbrechen war. Tyburn-Golgatha ist ein Wallfahrtsort, Ufnau ein Reliquienschrein. Der Grund dafür liegt durchaus nicht überwiegend in einem Fortschritte der Zeit, sonst wären die Siege des reinen Gedankens nicht stückweise und noch dazu haüfig nur scheinbare, die zu tieferem Versinken führen: er liegt in der Haltlosigkeit des abstrakten Tugendbegriffs, in dem Mangel des Prinzips freier Sittlichkeit in der sogenannten Tugend. Im Verbrechen, in der thatsächlichen Verneinung menschlicher Satzungen und anerkannter Sitte, ruht hundertmal sittliche Größe und instinktives Begreifen von Natur und Wahrheit, während die gekrönten und kanonisirten Tugenden millionenmal kindische Narrheiten oder schmachvolle Niedertracht sind, die der Natur, der Wahrheit und der Menschenwürde Hohn sprechen.

Der rezipirte Tugendbegriff wurzelt in der sozialen Lüge, und die Erbsünde heißt: Tradition.

Der Reiz, den die Geschichte auf uns ausübt, stammt aber nicht allein daher, daß wir abgeschmackt genug sind, Lebendes nach Totem modeln zu wollen und die Inschriften der Grüfte für Orakel der Zukunft

zu halten, sondern er findet seine Nahrung vorzugsweise in einer nachgerade jedem Menschen gelaüfig gewordenen Gefühlsrichtung. Wir klammern uns mit Vorliebe an das Gesunkene und Sinkende, wir haben aus traditioneller Dumpfheit mehr Herz für untergehende Sonnen als für die heraufdämmernde Zeit. Es ist nicht schwer, die Ursache hiervon zu benennen. Sie verdient nur zur kleinsten Hälfte den Namen Mitleid, im Übrigen aber heißt sie: Feigheit, Trägheit, Gewohnheit. Die Gewohnheit ist ein Laster, und historische Erinnerungen fast immer ein Fluch. Wir tragen ihn, weil er sich weich anfassen läßt und freundlich stolz aussieht, weil er schmeicheln kann wie ein Traum, weil er eine gewisse milde Gemächlichkeit mitbringt, deren Schlummerlieder uns sanft einlullen, — aber nicht umsonst bot jener Alte sein ganzes Gut für die Kunst zu — vergessen. Fast alle Völker gingen an ihrem alten Ruhme zu Grunde; die Schatten vergangner Tage sollten die Feinde schlagen, aber Schatten blieben Schatten. Europa krankt bis in's letzte Glied hinein an seinen Erinnerungen, an seinem Ruhme, — darum, und nur darum, zittert es vor dem Volke, das keine Vergangenheit hat und deßhalb noch eine Zukunft erwarten kann. Die Erinnerung tötet lebendiges Streben. Aus dem Vergessen blüht der Genuß der Gegenwart, der Lenz der Zukunft empor; was

hinter uns liegt, ist abgeblüht und welk, — nur der Wahnsinn und das Fieber liebaügeln mit Erscheinungen Verstorbener. Das große Grundgesetz der Natur heißt Arbeit und Genuß. Die Natur arbeitet und genießt immerwährend, sie weiß nichts vom Gestern, das Gewesene gehört ihr nicht, es existirt in ihr nichts Gewesenes, denn das All ist in ihrer Hand ein ewig Werdendes.

Wir aber können nicht vergessen, wir sind träg und feig, wir fürchten die Thätigkeit, die von Gegenwart und Zukunft kategorisch gefordert wird, wir erinnern uns gern und hören nicht auf mit der Vergangenheit zu buhlen. Das ist das Bleigewicht an den Schwingen unsres Geistes, das der Zauber, der unser Streben lähmt. Es ist unmöglich, daß der Geist der Gegenwart mit der toten Vergangenheit ein lebensfähiges und lebenswürdiges Kind erzeuge. Halblebend, halbtot hinken die Früchte dieser ekelhaften Liebschaft der Zukunft entgegen, die solche Bastardbrut weder anerkennen mag noch kann. So zeugt die Faülniß rechtlos weiter, der Lebensfunke wird vom Tode vergiftet, die Degradation steigert sich in's Unendliche, und das Resultat . . . . . Wer weiß es? Aber die letzten Eltern-Zeiten würden ein ihrer würdiges Kind haben, wenn die Regeneration nicht endlich durch ein Wunder, durch eine Katastrophe in der Natur wie in der Gesellschaft bewirkt werden müßte. —

Die Geschichte hat so großen Reiz für uns, eben weil unsre Traüme und Pläne Halbgeburten der Vergangenheit sind, und weil die Geschichte der Friedhof aller Vergangenheiten ist. Eine Legion allgemeiner Sinnsprüche und weicher Gefühle singt uns von ihren Blättern an, alles Rauhe und Gewaltsame ist abgeschliffen und gerundet, denn sogar die Kraft tritt uns als Ohnmacht entgegen. Die Heroen sind tot und versargt. Was aber ist Kraft ohne Leben? Ein Widerspruch in sich, ein Nichts. Dieser Mangel an lebensvoller Baufähigkeit macht alle in's Praktische übertragne Begeisterung für historische Heldenthaten zu einer Regung, die vielleicht jugendlich fantastische Schwärmer beseelen darf, die sich aber nun und nimmer mit der Würde des Mannes verträgt. Der Mann darf sich an dem Kunstwerke erbauen, das jene That feiert, aber die That selbst ist ihm keine That, sobald sie abgeschlossen und für seine eigne Zeit unmittelbar folgenlos beendet vorliegt. Die unverfälschte Geschichte zersetzt jede, ursprünglich noch so dramatische Periode in eine Elegie. Die Weichheit siegt überall, und die Trauer fordert ihr Recht am Grabe der toten Löwen. Das stockige Blut der Vergangenheit, das durch unsre Adern schleicht, macht uns empfänglich für dies Dämmern und Schweben, es ergreift uns mit wehmütiger Gewalt, und bald ist seine Herrschaft vollständig entschieden, —

aber seine Wirkung ist dennoch ein Spiel, ein Nebelbild ohne Kern, sie ist Schein, wie das Leuchten fauler Weidenstämme. Die Glut brennt nicht, und die Erscheinung endet mit einer Enttaüschung. Das Gefühl bleibt eine bebende Elegie ohne herzbrechenden Schmerz, der die Wehen einer That bedeuten könnte, in der ein neues Leben, ein neues Herz geboren werden soll; es ist eine Nervenkomödie, in der sich das trivialste Behagen am eignen Dasein jeden Augenblick als lustige Person in den Vordergrund schiebt. Mit dieser Weichmütigkeit, dieser knabenhaften Begeisterung und dieser Trivialität stehn wir am Ende trotz aller Vorwände unbewußt der Geschichte gegenüber. Wir sehn den Brander Rom auf dem Meere der Zeit schwimmen, aufflammen, weithin Brände tragen und endlich zersplittert in die Luft fliegen; wir sehn seinen Rumpf noch eine Zeit auf den Wellen treiben, dampfen, verkohlen und — sinken. — Die Peterskuppel liegt als Boje über dem Abgrunde, der ihn verschlang. — Aber sein Untergang reißt uns nicht mit in den Strudel, wir haben nicht mit dem Wellenschlage, mit dem geöffneten Schlunde zu kämpfen, die Brandung ist längst vorüber, also treibt uns auch nichts über jenes vage, elegische Gefühl hinaus. Das Feld ist zu weit, die Thatsache zu alt und zu groß, und darum der Schmerz so klein.

Wirklicher Schmerz will einen scharfbegrenzten und — wenigstens individuell — naheliegenden Anknüpfspunkt; das allgemeine Mitleid verwandelt sich nur engeren Gruppen und einzelnen Persönlichkeiten gegenüber in fressendes Weh. Noch heute erschüttert uns der Tod Hektors und der Johanna d'Ark, das Schicksal der Gracchen, der Abenceragen und der Hohenstaufen mächtig und in ganz anderer Weise als die Zertrümmerung des Perserreiches und der Sturz von Byzanz. Wir können uns in die Lage, in die Gemütsstimmung jener einzelnen Menschen hineindenken, nicht aber in die Empfindung eines ganzen Volkes, das aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist. Mit jenen Männern liegen uns dann auf dem Friedhofe der Völker Tote begraben, die wir liebten; wir betrüben uns ernstlich und fühlen Lücken in uns, die noch jetzt, nach tausend Jahren, durch persönlichen Verlust entstanden zu sein scheinen. Damit tritt aus der bleichen Gräberharmonie ein großer schmerzlich schöner Akkord an uns heran, wir fassen ihn auf, die anderen verschwommenen Töne verklingen und verstummen endlich ganz, und wir hören nur das Lied, das von den Gräbern der Lieben ausgeht. Wir leiden, weil wir wollend oder unwillkürlich, aber immer doch durch spezielle, eigne, geistige Thätigkeit, das ganze Leid der Toten in uns reproduzieren. Nur das Lebensbewußtsein, wie es jeder Thätig-

keit zu Grunde liegt, nur die Lebensthätigkeit selbst, ist wirklicher Affekte fähig: wir vermögen also nur an Gräbern, die uns theure Menschen einschließen, wirklichen Schmerz zu empfinden, während die andern Hügel, die unsre Thätigkeit ruhen lassen, nichts als unbestimmte weiche Regungen erwecken können.

Weiche Gefühle haben Das mit weichem Holze gemein, daß sie rasch aufschießen, aber der Zeit nicht Stand halten. Die Saat der Liebe und Versöhnung wird an Gräbern doppelt üppig empor sprossen, momentan überwuchern, aber auch mit dem letzten verbebenden Singsang welken: — sie saugt ihre ganze Nahrung aus jenem unbegrenzten Schweben, aus dem allergrundlosesten Friedhofsmitleid. — Haß keimt nie aus gleichgültigem Hügel, er ist ein Kind des echten Schmerzes, eine Frucht persönlichen oder wahlverwandtschaftlichen Verlustes. Er wurzelt sich unausrottbar ein und bildet langsam und zäh, aber ohne jemals eine Pause zu machen, seine starre undurchdringliche Dornenhecke. Der Haß, der an Gräbern gesät wird, ist nicht zu neutralisiren, er ist wie das Totengift. Die Sühne liegt bei den Begrabnen in der Erde, der Hügel schloß sich über Beiden für immer. —

Und die Worte, mit denen unsre Erzählung begann, wurden an einem Grabe gesprochen!

Ein kunstreich geschmiedetes Gitter von Eisen, geschmückt und verbunden durch vergoldete Zierraten, umgab eine Wildniß von Flieder, Jasmin und Akazien, die eben in voller Blüte standen. Cypressen streckten ihre düstern Zweige durch das Gewirr der Straücher empor, und Hängeweiden rieselten ihre mattgrünen Blätterschweife darauf hinab. Das Laubwerk ließ durch seine Oeffnungen eine Anzahl von Kreuzen, Urnen und Genien mit erloschner Fackel, kurz aller jener Symbole sehn, die den Tod bedeuten und zum Schmucke von Grabstätten verwendet werden. Die meisten dieser marmornen Erinnerungszeichen trugen am Sockel ein Wappen von einer Grafenkrone überragt, oder eine Verbindung desselben mit dem Schilde anderer Familien, deren Adel sich an Rang und Alter mit dem Kranich der Hehlen messen konnte.

Das Gitter umschloß in einer Ecke des allgemeinen Friedhofs den Beerdigungsplatz des alten Grafengeschlechtes. Einer der Ahnherren hatte ihn gewählt, weil er entweder freiströmende Luft geliebt, oder weil sein erster Akt — nach der jüngsten Auferstehung — eine Begrüßung seines Stammschlosses, das man von hier aus sehn konnte, ein Blick auf die alte Herrlichkeit sein sollte. Der letzte Grund wäre in unsern Tagen ein unwahrscheinlicher, ja unmöglicher, aber der älteste

Grabstein, eine mit kriegerischen Trophäen geschmückte Urne, wies schon in der Zeit des Beginns unsrer Erzählung, also bald nach den vielbelobten russisch-deutschen Befreiungskriegen, durch sein lateinisches Chronogramm ein mehr als hundertjähriges Alter nach. So hat denn diese Vermutung etwas für sich und erscheint jedenfalls rittertümlicher, als die Liebe zu freier Luft. Ein besondrer Grund für die Wahl des Ortes muß aber schon darum findbar sein, weil in jenen Tagen noch die Kellergewölbe der Kirchen für die „Herren“ offenstanden, oder ihre Särge doch, wie noch heute, in besondern Grüften beigesetzt wurden.

Wir vermögen indeß die Frage nicht zu entscheiden und müssen uns mit der Thatsache begnügen, daß die Grabstätte der Grafen Hehlen in einer Ecke des allgemeinen Friedhofs lag und nur durch ein Gitter von dem letzten Lager ihrer Unterthanen getrennt war. — Der Tod mußte in wenig Jahren reiche Ernte gehalten haben: drei der Denksteine standen kaum ein Decennium, und ein vierter war offenbar ganz neu. Von dem Letzteren konnte man das schwarze Marmorkreuz mit den goldenen Buchstaben im dämmerigen Abendlichte frei sehn, während sein Piedestal von dichten Gebüschmassen verborgen blieb.

Dicht daneben, aber außerhalb des Gitters, war ein kleiner Hügel aufgeschüttet, der, wie aus seiner

Kürze hervorging, die Leiche eines Kindes bedeckte. Auch er war noch frisch. Das Gras spann sich erst drüber, man sah zwischen den Halmen und Maßlieben noch die rohen Schollen. Eine Hand voll Phlox, die sich von dem Ueberflusse jenseits des Gitters durch die Stäbe gepreßt hatte, blühte zu haübten des Grabes, und eine graue Phaläne zuckte pfeilschnell drüber hin. Nicht einmal ein Kreuz aus Holz bezeichnete die Stelle. Die, denen der Ort heilig, wußten ihn auch so zu finden, und die Anderen wären doch daran vorüber gegangen um die reichen Bildwerke in der Grafenecke zu betrachten. Nur die Phaläne hing drüber und sammelte Duft aus den Violen.

An diesem kleinen, ungeschmückten Grabe stand der Mann, dessen Worte das Kapitel einleiteten.

Seinem Anzuge nach war er ein Handwerker aus dem Dorfe, das sich in der Schlucht zwischen zwei mäßigen Hügelreihen hinzog, von denen die eine das neuere Schloß, die andere die Burgruine Hehlenried trug. Die Züge des Mannes waren kräftig und bestimmt, aber zugleich von so scharfem, um nicht zu sagen — vornehmem Schnitte, daß sie neben der kurzen Jacke von blau und weiß gestreiftem Drill doppelt auffällig wurden. Das Gesicht würde sicher einen überwiegend angenehmen Eindruck gemacht haben, wenn die ungewöhnlich helle Färbung der Pupille dem Auge

nicht etwas zugleich Stieres und Unsichres gegeben hätte. Mit dieser Eigentümlichkeit aber lag für Jedermann, der ihn zum erstenmale sah, etwas Störendes und Entstellendes in dem Kopfe. Sie würde auch dann noch den Mann zu einer fast unheimlichen Erscheinung gemacht haben, wenn die höhnische Bitterkeit, die jetzt den Mund umzuckte, einem mehr Vertrauen erregenden Ausdrucke Platz gemacht hätte. Vielleicht lag dies Abstoßende auch nicht bloß in dieser auffallenden Äüßerlichkeit, die man durch Gewohnheit übersehn und vergessen lernt, vielleicht lag es tiefer und sah nur aus den Augen wie aus Fenstern heraus. Im Uebrigen gestatteten seine schlanke und doch gedrungene Gestalt, die einzelnen Formen seines Körpers und die Elastizität seiner Bewegungen, ihn für einen gesunden und schönen Mann zu halten. Er war jung, und sein Taufschein, — wenn er einen besaß, — wäre wol im Stande gewesen gewisse Linien auf seiner Stirn und an den aüßeren Augenwinkeln zu Rätseln zu machen. Mit fünf und zwanzig Jahren pflegt das Leben ja in der Regel seine Tätowirmaschine noch nicht an der Hautoberfläche zu versuchen. Aber auch nur der Haufe lebt nach Jahren . . . . .

Doch scheint jener Mann zum „Haufen," zu der Masse zu gehören, deren größtes, ja fast einzig bewußtes Leid in materieller Sorge, in Kummer um Nahrung für morgen besteht . . . . .

Daß er arm sei, verrieten seine Worte, auch wenn sein Anzug es nicht verraten hätte, aber die Art, in der er von seiner Lage dachte, gibt ihm sicher das trübe Vorrecht, mehr und anders zu empfinden als der dumpfe Haufe.

An der Hand hielt er einen Knaben von etwa vier Jahren, dessen Gesicht Spuren der Verwüstung durch Pockennarben zeigte. Aber hier waren es grade die Augen, welche die unschöne Gesammtheit, das unregelmäßige, verschobne Profil fast vergessen ließen. Man glaubt, daß Kinder, deren Augen ein frühreifes Verständniß, ein auffallend ausgebildetes Fassungsvermögen kundgeben, sehr bald das kleine, für ihr Sinnen und Trachten nicht zureichende Getriebe ihres Körpers abnutzen und daß sie sterben ehe sie wirkliche Reife erlangt haben. Die großen, dunklen Augen des kleinen Christian, die mit ihrer Klarheit und ihrem Glanze wie zwei fremde Sterne in dem magern, mißfarbigen Gesichte standen, hätten diesen Glauben eher hervorrufen als widerlegen können. Es blickte aus ihnen nicht die unstete Neugier des Kindes, nicht die Freude am Wechsel, sondern sie fragten fest und bestimmt, und oft gaben sie sogar Antworten. Ihre funkelnd schwarzen Kugeln blitzten dann den Eindruck zurück, den Gedanken oder Gegenstände auf den Geist des Knaben gemacht. Wol mochte seine Reflexion schief

sein, — aber man konnte sich von diesen Augen nicht ohne die Ueberzeugung abwenden, daß sich in den kleinen Gehirnmassen, dem sie Bilder zuführten, das Weben der Gedanken in der That schon über Dinge spannte, die der Kinderwelt fernliegen; man mußte glauben, daß dieser Kopf schon versuchte, Eignes an das Treiben der Anderen hinan zu denken und somit zu urteilen. Seine Züge sprachen demnach auch nicht jenes unruhige prickelnde Sichgehnlassen der Kindheit aus, sondern waren gewissermaßen in sich zurück gesenkt und wie von einem dominirenden Gedanken gesammelt.

Ob der Wuchs des Knaben in Folge dieser vorzeitigen Geistesthätigkeit oder jener gräßlichen Krankheit, die sein Gesicht zerfleischt hatte, zurückgeblieben war, müssen wir unentschieden lassen. Gewiß ist nur, daß seine physische Entwickelung hinter der Erscheinung eines gesunden Kindes seines Alters zurückstand und daß die Jacke von braunem Merinos, so wenig Stoff auch für sie verwendet war, an seinem feinen gebrechlichen Körper schlotterte. Auch schien ihn das Duzend Kohlblätter, das er unter dem Arme trug, schon nach der einen Seite zu ziehn und ihm mannigfache Beschwerde zu verursachen.

Wir wollen nicht behaubten, daß das Kind den Gedanken des Mannes ganz und gar folgen konnte, und nehmen gern an, daß das folgende Gespräch, trotz

des Dialogs, von der einen Seite mehr als lautes Selbstgespräch geführt wurde.

„Wir mögen auch nichts von den toten Reichen haben," sagte der Knabe als Antwort auf jenes eigentümliche Argument für die Gerechtigkeit Gottes, das in den marmornen Denksteinen liegen sollte. „Hilf mir die Blumen, die wie ein Almosen aus dem Grasengitter vorfallen, von Heinrichs Grabe reißen."

„Lasse sie nur. Die Blumen werden sich im Freien behaglicher fühlen. Hier werden sie nicht von kalten Steinen gedrängt, die Baüme messen ihnen nicht Luft und Sonne zu, sie werden darum desto freigebiger und freudiger blühn. Das Almosen, das ich von der Hand der Herzlosigkeit selbst für das Grab meines Kindes verschmähen würde, ich nehme es als freiwillige Gabe der Natur dankbar an. Was die Natur gibt, segnet sie auch; aber an Allem, was von den Reichen kommt, klebt ein doppelter Fluch. Sie geben uns Das was sie durch Erpressung von uns erworben brockenweise wieder; sie geben mit gerunzelter Stirn, und ihr Wohlthun heißt Eitelkeit oder Prahlerei. Die Natur gibt lächelnd, und was sie gibt ist ihr wirkliches Eigentum."

Der Knabe verzog das Gesicht, als verstände er nicht recht, wie das Geschenk der Natur trotz der

Vermittelung der Reichen hier seinen vollen Wert behalten sollte. Dann fragte er:

„Gehört denn die Natur nicht auch den Reichen? Sie haben doch Feld, Wald, Wiese . . . . .“

„Nein, die Natur hat keinen Herrn, denn ihr ist Alles unterthan. Die Natur ist frei. Die Reichen besitzen zwar scheinbar den größten Theil der Erde und schieben uns allenthalben Schlagbaüme vor, aber sie können nicht hindern, daß für uns so gut wie für sie die Baüme Schatten und die Wiesen Blumen haben; sie können uns Licht und Luft nicht vergiften, sie können nichts aus der Natur stehlen, so gern sie es thäten. Sie feinden uns an, aber auch wenn sie die Macht hätten, würden sie uns nicht vertilgen mögen, denn ohne uns, wären sie im Besitze aller Schätze — arm. Die Armen machen ihren Reichtum aus, drum geben sie uns von Zeit zu Zeit einen Brocken, damit wir nicht zu Grunde gehn. Aber wir, wir sind die Zukunft, wir werden nicht zurückbeben müssen, wir werden sie selbst vernichten können. Wie sich jetzt in all' unsre Gebete ein ewiger Fluch für die Erbpächter der Freude mengt, wird dann ihr Gnadenschrei durch unsern Siegesjubel dringen. Nicht Alle werden aussterben und der Rache entgehn, wie dies verrottete Geschlecht . . . . .“

Er zeigte nach den Denksteinen und rüttelte heftig an dem Gitter der Grafenecke.

In diesem Augenblicke erhob sich eine Gestalt, die zu Füßen des neuen Kreuzes gekniet oder gesessen haben mußte, stieß die Thüre des Gitters auf und trat dicht vor den Mann.

„Und was thaten Ihnen diese Toten? Was thaten Ihnen meine Väter?“ fragte eine so metallreine Stimme, daß selbst die zornige Aufregung sie nicht mißtönend machen konnte.

Es war ein Mädchen in tiefem Traueranzuge, das so plötzlich und unerwartet Rechenschaft forderte. Der Mann erkannte die einzige Tochter des letztverstorbenen Grafen, die er früher wiederholt von fern gesehn, und es war gewiß ebenso sehr eine mechanische Äußerung traditioneller Ehrfurcht, als ein Gemisch von Überraschung und Wohlgefallen an der Schönheit der Fragenden, daß er sein Arbeitskäppchen abnahm und schwieg. Es blitzten noch Thränen an den Wimpern ihrer tiefblauen Augen, aus denen ihm die Wiederholung jener festen, heftigen Frage entgegen sah; auf der hohen weißen Stirne zeigten sich im Schatten leichtgekrauster schwarzer Haare noch die Linien des Zornes, und der zwiefache Affekt, der verklingende Schmerz neben dem herrschenden Grolle, gab dem Gesichte etwas Ungewöhnliches, Leuchtendes. Es ging

dem Manne, wie es Denen immer gehn wird, die ihre Theorien nicht von der Praxis, nicht im Kampfe mit den Verhältnissen selbst abstrahiren. In der Theorie hatte er die Tradition überwunden, er glaubte nicht an die Götter der Erde, — aber für dies junge, schöne Wesen fand er keinen Fluch. Er staunte das Mädchen an und schwieg.

Auch die Dame war erstaunt. Die Sprache hatte sie getaüscht. Nachdem sie den Anzug des Mannes gemustert, sprach nur Stolz aus ihren Zügen. Sie verlangte von dem Manne in der verwaschenen Drilljacke keine Erklärung, keine Antwort.

„Ihr müßt in dieser Gegend fremd sein, sonst wüßtet Ihr, daß Schloß Hehlenried keinem Bedürftigen durch Schlagbaüme versperrt ist," sagte sie mit jenem kaustisch verweisenden Nachdrucke, mit jenem überlegnen Tone, den die Kinder der Vornehmen immer für niedriger gestellte Leute in Bereitschaft haben, auch wenn diese an Jahren und Erfahrung viel älter sind. „Ihr müßt hier fremd sein; indeß scheint Ihr Kraft und Gesundheit in so hohem Grade zu besitzen, daß Ihr besser thätet Eure Arme zu regen und für Euch selbst zu sorgen, statt nach Haüsern zu fragen, in denen man ohne Prahlerei wohlthut, und vor Allem statt Menschen zu schmähen, die Ihr nicht gekannt und die besser waren als Ihr."

Damit wendete sie ihm den Rücken zu und ging rasch, aber festen Schrittes durch das Thor des Friedhofes. Bald darauf sah man die hohe, schlanke Gestalt einen Seitenweg einschlagen, der das Dorf vermied und zwischen den Feldern in den Schloßpark führte.

Ihre Entfernung hatte die Antwort unmöglich gemacht, die der Mann am Grabe ihren letzten Vorwürfen entgegen setzen wollte. Er drückte seine Mütze wieder in die Stirn, und als er ihr über die Mauer nachsah, murmelte er vor sich hin: „Sie versteht mich nicht! Wie sollte sie auch . . . .?“

Ihre Worte hatten ihn auf das Empfindlichste verwundet, aber zu neuer Bitterkeit herausgefordert hatten sie ihn nicht. Das Gefühl, das ihn quälte war um so peinigender, als sich das schöne, traurige Gesicht des Mädchens zwischen ihn und seinen grundsätzlichen Haß stellte. Er war nicht durch anhaltendes Wetzen im Treiben der Welt dahin gekommen, daß ihm kein unmittelbares Gefühl mehr sein Recht abgetrotzt hätte; das Gefühl machte sich geltend, und er sah sich durch das Bewußtsein niedergedrückt, daß er in sich keinen Grund dafür finden werde, den Haß, den er für die Kaste hegte, auf den ersten besten Repräsentanten derselben, der ihm vom Geschicke vorgeschoben würde, zu entladen. Seine Theorie erlitt durch

den Beweis der Unanwendbarkeit für jeden konkreten Fall einen argen Stoß. Hätte ein grämlicher, brutal hochmütiger Bursche ihn angefahren, hätte man versucht ihm den schuldigen Respekt mit der Reitgerte in's Gedächtniß zurückzurufen, so wäre sein Zorn gewiß in lichterlohen Flammen ausgebrochen, er wäre der direkt Beleidigte gewesen und hätte nicht die uralte historische Beleidigung des Armen durch den Reichen, sondern eine persönliche zu rächen gehabt. Aber hier war es ein Mädchen, ein kaum siebzehnjähriges Kind, das am Grabe seines Vaters geweint hatte . . . . . Er war der Angreifende gewesen, nicht die Gräfin . . . . Die Theorie hat nie Geistesgegenwart genug, einer Querfrage Stand zu halten, die ein Gefühl, ein fremdes Element in die wohlgeordneten Schlußreihen bringt. — Und hier fand sich mehr als eine Entschuldigung für das ganze Auftreten des Mädchens, mehr als ein Gefühl warf sich zu ihrem Advokaten auf. Mußte sie denn nicht zürnen, da man ihre Väter augenscheinlich ohne alle Veranlassung geschmäht? Hatte sie nicht ein Recht, Den für schlecht zu halten, dem selbst der Friede der Toten nicht heilig war, der selbst für Gräber einen Fluch hatte? Bewies sie nicht durch ihre energische Sprache einem fremden Manne gegenüber, daß sie hohen Mut und Kraft besitze? Und konnte nicht die aüßere Erscheinung des Mannes im Vereine

mit seinen Worten ganz wohl den Irrtum hervorrufen, daß er vom Mitleid Anderer verlange, was ihn die eigne Trägheit nicht erwerben ließ?

„Sie konnte mich nicht verstehn!‟ wiederholte er.

Aber Christian verstand seinerseits den Vater auch nicht. Seine Tradition war eine andere als die des Mannes. Der Vater hatte nie anders als verächtlich und bitter von den Vornehmen und Reichen gesprochen und der vorgeeilte Verstand des Kindes diese Lehren ganz ebenso begierig aufgenommen wie andre Kinder den Haß gegen ungeschlachte Riesen und tückische Zwerge, die ihres Zeichens Prinzessinnenraüber sind und endlich von tapfern Paladinen erschlagen werden müssen, damit diese mit den gefangnen, nun glücklich befreiten Damen Hochzeit machen können, aufzunehmen pflegen. Anders als märchenweise, vom Hörensagen, kannte er ja die Verhaßten auch nicht, und von frühauf mit diesem Widerwillen genährt, hatte er die Scheu nicht zu überwinden, die den Andern, wie ihm der Haß, eingeimpft wird. So sehr Kind war er natürlich noch, nichts von Theorie und Regel, also auch nichts von Ausnahmen zu wissen; er kannte nur die Anwendung, — und dem Kinde scheint Alles und immer anwendbar. Die enfants terribles sind der Gesellschaft so schrecklich, weil sie aus instinktivem Sittlichkeitsgefühle rücksichts-

los ehrlich sind. — Der Knabe war in seiner Weise schon einen Schritt über den Vater hinaus . . . . . Indeß, wer kann sagen, ob die Dame ihm nicht grade imponirt hätte, wenn sie glänzend geschmückt, wenn sie wie eine Reiche, und nicht als trauernde Tochter gekommen wäre! — Jetzt begriff er nicht, warum der Vater dem Mädchen im schwarzen Kleide die Antwort schuldig geblieben; er begriff nicht, warum er die Mütze gezogen statt trotzig zu sagen: „Geh' hin, Du gehörst zu den Verfluchten!“ Hatte Er doch die Faust geballt, als die „Reiche“ gewagt, seinen Vater so hart anzulassen. — Dies „Warum?“ lag ebenso schwer auf seiner Brust, als der Kampf zwischen Princip und Konsequenz auf der des Mannes.

Christian sah eine Zeit lang mit über einander gebissenen Zähnen der Gräfin nach, dann fragte er:

„Ist sie so schwarz, weil sie so böse ist?“

„Ihr Vater ist gestorben, sie hat Trauer,“ antwortete der Mann ohne sich umzuwenden.

Diese kurze Antwort, die doch wieder eine Erklärung für den Knaben verlangte, steigerte dessen Gereiztheit noch mehr. Es war ein Akt ohnmächtig kindischer Wut und deßhalb um so widerwärtiger, daß er nun doch trotz des väterlichen Verbotes den Blumenstrauch abriß und die Blüten zertrat.

Der Vater sah nichts davon. Er war dicht an die Kirchhofmauer getreten und blickte, die Arme auf der Brust verschränkt, unbeweglich nach dem Schlosse hinüber . . . .

„Ä schaines Schlößche, ä schainer Park! Soll mir Gott helfen, Baüme drin, Stück für Stück sechszig Gulden unter Brüdern wert. 's Wär' uns Beiden geholfen, wenn wir dürften 's Bauholz 'rausziehn, für eigne Rechnung bezimmern lassen . . . . . Gott, ich wär' zufrieden mit 's Geschäft vom Astholz!" —

Gibt's wol etwas Widerwärtigeres, als aus seinem eigenst eignen Traumreiche, wär's auch nur ein eignes Dornengeflecht, plötzlich durch eine grenzenlose Trivialität heraus gerissen zu werden? Der Gedanke, der eben aufstieg, sinkt mit einem schmerzlichen Schrei, vielleicht für immer, in's Nichts zurück, die Schaar der anderen, schon durchgedachten, die sich zu einer Gruppe zu ordnen begann, stiebt aus einander, — die Mysterien sind entweiht. Wehe dem Profanen, dessen unberufnes Eindringen das Opfer störte! —

Mendel Sack, wie ihn die ganze Gegend nannte, ohne daß wir verbürgen wollen, daß ihn irgend ein Civilstandsregister unter diesem Namen führte, — Mendel Sack, der Hausirjude, hatte bei seiner Wanderung den abkürzenden Weg, der über den Friedhof nach der Landstraße ging, eingeschlagen und war un-

bemerkt hinter den Traümenden getreten. Der starren Richtung der Blicke des Anderen folgend, hatte er den Gedanken Worte gegeben, die ihm den mächtigen Laubkronen des Parkes gegenüber zunächst lagen.

Der Angeredete zuckte zusammen, drehte sich einen Augenblick unwillig um, schleuderte dem Juden einen glühenden Blick zu, dann verzog er den Mund spöttisch und kehrte ihm wieder den Rücken zu. Er war eben wie ein Paria behandelt worden, dies und die Störung reizte ihn zugleich und so fand er eine Art von Genugthuung darin, die Verachtung, deren Stachel er selbst gefühlt, momentan weiter schnellen zu können.

„Nun, Musje Hennings," fuhr der Jude in seinem Jargon, den zu kopiren wir nicht versucht sind, gesprächig fort, „was schuddert Ihr den Kopf, als ob das Geschäft nichts taugte? Ihr hättet doch auf Lebenszeit genug Stöcke für Eure Drehbank . . . . ."

„Schwazt Eure Albernheiten Denen vor, die sie lieber hören als ich. Geht Eure Wege und laßt mich ungeschoren!"

Musje Hennings zeigte nunmehr thatsächlich, daß er Lust habe, einen guten Theil seiner dumpfgährenden Wut an dem zudringlichen Gegenüber auszulassen. Auch fuhr der Jude bei dem ersten Worte, das ihm auf Armeslänge zugedonnert wurde, einen Schritt zurück. Lang konnte indeß dies Zurückweichen und Nachgeben

nicht dauern, er hatte schon gefährlicheren Stürmen Stirn geboten, raffte also bald wieder seine Dreistigkeit zusammen und sagte, immer in seinem näselnden Tone:

„Steht Ihr doch selber da und gafft in's Blaue, — darf ein armer Jude nicht so gut Luftschlösser bauen als Ihr?“ Dann setzte er, ehe noch ein neuer Ausbruch erfolgen konnte, begütigend hinzu: „So wahr Gott lebt, hab' ich doch schon unten bei der Frau Gertrude nach Euch gefragt, um Euch einen wirklichen, soliden Vorschlag zu machen. Die arme Frau! Hat auch bessere Tage gesehn und verdient zu leben wie eine Fürstin. Euch muß geholfen werden, schon der Frau zu Liebe. Mendel Sack meint's gut mit Euch! Seht doch nur, wenn er Euch schaden wollte, so fragte er den Müller, ob er dem kleinen Christian erlaubt hat, alle Tage Krautblätter von seinem Beete zu holen? Oder er ginge gar zum Förster und sagte, wozu der Sohn des Drechsler Hennings das Grünfutter braucht.... Was? Meint Ihr nicht auch, daß Euch das kleine Häsche theuer zu stehn käme?“

Bei diesen Insinuationen versuchte er aber mit seinen trüben Augen, die aus engen roten Schlitzen sahen, so schelmisch zu blinzeln, daß man möglicherweise in diesem Manövre die Versicherung finden konnte, seine Drohungen seien höchstens eine ganz unschuldige

Neckerei. Hatte er indeß die Absicht, auf diese Weise als Mitwisser und Hehler Vertrauen zu erwecken, so mißlang ihm der Versuch ganz und gar.

„Christian, gehe augenblicklich nach Hause, trage Deinen Hans über den Bach in's Feld und überlasse ihn seinem Schicksale," sagte Hennings streng ohne das Mienenspiel des Juden im Geringsten zu beachten. „Und nun, was habt Ihr mir zu sagen, daß Ihr mich sogar in meiner Wohnung, deren Schwelle ich Euch ein für allemal verboten, aufzusuchen wagtet? Aber seid minder geschwätzig als gewöhnlich, sonst mögt Ihr den Gräbern hier Eure ewigen Projekte mittheilen, die sind geduldiger als ich."

„Ich weiß, Herr Hennings, ich weiß. Immer gleich Feuer auf dem Dache. So gehört sich's auch zu meinem Vorschlage. Ein rascher Entschluß und Ihr Glück ist gemacht."

Er nannte den Drechsler nun Herr und änderte auch die Anrede. Hennings lächelte wieder spöttisch über diese List.

„Das was Herr Mendel Sack „Glück" nennt," sagte er, „such' ich nicht. Habt Ihr wieder einmal nichts Besseres vor als mich, oder vielmehr Euch durch mich und meine Arbeitskraft zu bereichern, so spart Euch den Athem für Euern Weg. Ist's etwas Anderes, so sprecht ohne Umschweife und Einleitungen."

„Zur Sache also, Freundchen, zur Sache. Mein Schwager, der große Lieferant der russischen Armeestiefel, ein reicher, berühmter Mann, hat mir zukommen lassen den ehrenvollen Auftrag, anzuwerben brave, tüchtige, geschickte, deutsche Handwerker für die große Hauptstadt St. Petersburg. Die Reisekosten werden bezahlt in russischen Rubeln, das Handwerkszeug und das erste Material wird geliefert umsonst. Die Lokalität kann sich jeder aussuchen, wie's zu seiner Sache paßt. Gott im Himmel! kann ein arbeitsamer Mann da werden ein reicher, gemachter Mann, ohne zu wissen wie und warum! Ihr seid ein Drechsler, ein Kunstdrechsler, ein geschickter Kunstdrechsler und Bildschnitzer; ich habe gesehn Euer Meisterstück: Gott über der Welt, haben die Leute geschrien, ein so junger Mensch, hat er gemacht ein wahrhaftiges Wunder von Figuren und Komposition. Ich geb' Euch heute, wo die Louisd'ors so rar sind, wie die ehrlichen Leute, ich geb' Euch jetzt, bei dieser schweren Zeit, jetzt auf der Stelle einen goldnen Fuchs, akkurat, gewichtig und unbeschnitten, für die heilige Zille von Elfenbein, die Ihr auf Eurem Bücherbrette stehn habt."

Er griff in seine über alles Maß geraümige Tasche, brachte nach langem Suchen und Wühlen, das auf eine Unzahl in diesem Behältnisse aufbewahrter Utensilien schließen ließ, ein kleines ledernes Beutelchen hervor, sah sich mißtrauisch nach allen Seiten um und

nahm dann aus dem schmutzigen Versteck einen in Papier gepackten Louisd'or, den er verlockend zwischen den Fingern hin und her wog während er den Drechsler aus den Winkeln der Augen fixirte. Die Sucht selbst einen Handel, und zwar offenbar einen vortheilhaften, zu machen, drängte einen Augenblick das große fremde Projekt in den Hintergrund. Mendel Sack war ein echter Geschäftsmann, er ließ nie eine Gelegenheit unbenutzt vorübergehn und hielt sich im Notfalle an den alten Satz, daß Tropfen nach und nach Steine aushöhlen. Ging's nicht im Sturme, so legte er Minen, eröffnete Approchen und schoß Bresche, in der Regel kam er endlich doch an's Ziel. Um die heilige Cäcilie warb er auch nicht zum erstenmal.

Hennings machte indeß nun ein fast heiter ironisches Gesicht, — er fühlte sich einen Augenblick glücklich in seiner Überlegenheit und in seinem Talente, das Geldstück aber wies er kalt ab.

„Ich sagt' es Euch schon längst, die Schnitzerei ist mir weder um diesen noch einen andern Preis feil; und ich zerbräche meine beste Arbeit eher, ehe ich sie Euch zum Verschachern gäbe," sagte er, nachdem er den Juden erst absichtlich eine Zeit lang zwischen Furcht und Hoffnung gelassen.

„Nun, ich werde wieder nachfragen. Vielleicht ein neues Kattunkleid für die Frau Gertrud . . . ." Er

lupfte seinen Quersack von der Schulter und wollte offenbar sofort Proben und Vorräte auskramen, aber eine ungeduldige Handbewegung Hennings hielt ihn ab. „Ja man kann viel haben für einen solchen Louisd'or," fuhr er fort, „und der wäre doch leicht verdient, — Ihr habt's ja schon vor Jahren gearbeitet. Warum solltet Ihr Euch nicht für den auf der Straße gefundnen, ja wirklich gefundnen Verdienst, einen guten Tag machen wollen. Ihr habt gewiß seit lang keinen Schoppen guten Wein getrunken. Ich sag' Euch, mein Bruder führt eine Sorte, Elfer, wahrhaftigen Elfer...."

Man möchte behaubten, Mendel Sack kannte das Neue Testament und kopirte das „Alle Königreiche der Welt huldigen Dir, wenn Du mich anbetest!" Seine Versuchung war die moderne Miniaturausgabe des Wüstenkapitels der Foliobibel. Aber es hieß auch hier auf der nächsten Seite: Apage Satanas!

„Seid Ihr endlich mit Eurer Projektmacherei zu Ende?" unterbrach der Drechsler den Juden, der schon ehe der Handel noch zum Abschlusse gediehen, zu berechnen anfing, wie er wenigstens einen Theil der proponirten Kaufsumme wieder in seiner oder doch seiner Leute Tasche zurückbringen könne, unterdeß aber auch den Louisd'or wieder in seine verschiednen Hüllen packte.

„Noch nicht, noch nicht, das Beste kommt noch! Was verdient Ihr mit Euren Spinnrädern? Der kleine

Verdienst wird auch ein Ende nehmen, wenn alle Leute hier in der Gegend versorgt sind. Was wollt Ihr dann anfangen? Jetzt ist die rechte Zeit. Ihr müßt etwas Anderes arbeiten, weil Ihr Anderes arbeiten könnt. Ihr könnt also nichts Klügeres thun als jetzt gleich nach Petersburg zu gehn und dort in Elfenbein zu arbeiten — für Rechnung von meinem Schwager . . . .“

„Hol' Euch der Henker, Euch und Euern Schwager sammt seinen Armeestiefeln und seinem Elfenbeine. Ich verdiene was ich brauche; brauch' ich mehr, so werd' ich mehr oder Anderes arbeiten. Reich werden oder mich von Eurer Sippschaft ausbeuten lassen, will ich nicht, — wenn Ihr nichts Besseres wißt: Geht zum Teufel! Ich bleib' im Lande!“

„Hitziger Mensch! 's hat Zeit damit, beschlaft's; ich kann wieder anfragen, wenn Ihr die Sache überlegt habt. Ich weiß doch, daß Ihr selbst noch sagen werdet, Mendel Sack ist ehrlicher Mann, er meint's gut mit mir. — Und wie ist's mit der heiligen Zille . . . .?“

Hennings hörte weder das geschwätzige Selbstlob noch die Wiederkehr des alten Gelüstes, das den Juden unwillkürlich nach der Tasche, die den Louisd'or barg, greifen machte. — Sie gingen nach verschiednen Seiten aus einander.

Von den Wiesen wallten die Nebel auf und zogen ihre hellgrauen flatternden Binden um die kleine Totenkapelle in der Mitte des Friedhofes zusammen. Ihr Thürmchen ragte bald wie aus einem dichten Rauchmeere hervor. Die Dünste schleiften ihre bleichen Schleppen über die Grabhügel hin und ließen von Zeit zu Zeit, wenn ein Windstoß sie theilte, den Kopf einer Statue oder ein Kreuz erscheinen, Bilder, die im nächsten Augenblicke wieder verschwunden waren. Oder sie zeigten auf Momente matt und dämmerig eine der knieenden Ritter- und Frauengestalten, wie sie auf den uralten, in die Kapellenwand eingemauerten Grabsteinen dargestellt worden. Dies Hervortreten und Verschwinden konnte glauben lassen, daß die Gestalten selbst sich bewegten und ihre Laken nach sich ziehend den grausen Totentanz der Sage, der seine Erfindung wol einer der unsrigen ähnlichen Beobachtung verdankt, zur Wahrheit machten.

Die Entfernung von menschlichen Wohnungen, die trübe Umgebung, die feierliche Abendstille dazu, — wenige Menschen hätten sich dem Schauer, den die Landschaft aushauchte, ohne Weiteres entziehn können.

Und doch verließ Christian, der dem Befehle des Vaters nicht gehorcht hatte, erst jetzt den Friedhof. Er hatte sich unbemerkt in dem vergitterten Raume, den die Gräfin bei ihrer raschen Entfernung zu schließen

vergessen, zu verstecken gewußt so lang das Zwiegespräch dauerte. Nachdem die beiden Männer fortgegangen, riß er auch hier, so weit seine Kraft reichte, das blühende Gestraüch nieder.

Niemand hatte ihm gesagt, daß es Gespenster gebe; der Same der Furcht war nicht durch märchenhafte Popanze, Erzählungen von schwarzen, kinderfressenden Männern und wie die Requisite der Ammenstubenerziehung alle heißen mögen, in ihn gelegt worden, er kannte also auch die Scheu vor Ungreifbarem nicht, und der Totentanz blieb für ihn ein Wirbel von Nebeldunst.

Er fürchtete sich nicht, aber er zerstörte auch nicht aus jenem kindischen Zerstörungseifer, der weiter nichts ist als der natürliche Thätigkeitstrieb, der noch keinen Halt, kein Ziel hat und verderben muß, weil er weder schaffen noch ruhen kann, — er zerstörte mit Ueberlegung, er vernichtete die Blumen in der Absicht — zu schaden.

Zweites Kapitel.

Gestörtes Stillleben.

Mitten im Dorfe Hehlenried lag eine Hütte, die sich von den andern Wohnungen, denen sie sonst in Anlage und Bauart vollkommen glich, durch einen besondern Umstand unterschied. Während die benachbarten Haüser eine gewisse Einheit in Schmutz und vernachläßigter Haltung zeigten, war dieses schon von Außen schroff in zwei Theile getheilt. Die Seite nach der Dorfstraße, also die vordere, konnte mit jedem anderen Gebaüde der ganzen langen Doppelreihe in Bezug auf Unreinlichkeit wetteifern: vielleicht ersetzte sogar noch mehr bekritzeltes Papier die Stelle von Fensterscheiben, vielleicht war Anwurf und Tüncherei hier noch mehr verwahrlost. — Die Hinterseite der Hütte dagegen, von der Hausthüre, die wie auf dem Lande häufig in der Mitte einer Langseite angebracht war, in den Garten hinein, bildete einen auffallenden Gegensatz zu der vorderen Giebelfront. — Die Balken des Bindwerks waren mit frischer Holzfarbe angestrichen und die Mauerfelder dazwischen blank angeweißt; der

Gang an der Mauer hin war durch Kies festgedämmt; es gab klare Scheiben in den Fenstern, die dadurch zwar nicht größer aber gewiß freundlicher wurden, und endlich breitete ein gutgehaltener Weinstock sein üppiges Laub an den Wänden bis zum Schaubendache hinauf. Ein breitästiger Holzbirnenbaum im Hintergrunde des Grasgartens, noch weiter zurück ein Bach, dessen schilfige Ufer ein Steg verband, und jenseits Felder voller Ähren: — Das Bild war friedlich, anheimelnd und doch originell genug um malerisch zu sein.

Vorn heraus wohnte der Eigentümer des Gebaü- des, die Hinterstube nebst einer kleinen Kammer war an den Drechsler Hennings vermietet.

Ohne Zweifel würden wir im Innern des Hauses Geschmack und Ordnung ebenso verschieden finden wie von außen, indeß haben wir keinen Grund unsern Besuch in der Hütte über das Gelaß des Drechslers auszu- dehnen.

Die Hinterstube war ein mäßig großer Raum, trotz seiner vielfachen und verschiedenartigen Bestim- mung wohnlich gemacht durch das System, das bei Aufstellung und Verwendung des geringen Hausrates entscheidende Stimme gehabt, so wie durch die Sau- berkeit, die in staublosem Geräte und reinlichen Dielen anerkannt sein wollte.

Zwischen den beiden Fenstern, die nach dem Garten sahen, stand die Drehbank; darüber hingen an dem Pfeiler in zierlicher Zusammensetzung die Werkzeuge. Im Winkel neben der Bank lehnte ein fertiges und mehrere halbvollendete Spinnräder, von denen noch einzelne, in der Arbeit begriffne Theile auf dem Werktische aufgeschichtet waren. An der zweiten, fensterlosen Wand neben der Kammerthüre war eine breite Bettsponde aufgeschlagen. Das Lager selbst bedeckte ganz gegen die Sitte der Gegend nicht ein Federsack in buntblumigem Überzuge, sondern eine gewirkte Wolldecke von blendender Weiße. Vorhänge hatte das Bett nicht. Dafür schweifte sich aber das Kopfende gefällig in die Höh' und zeigte im Lichte des flackernden Herdfeuers eine haut relief geschnitzte Tafel. Einige Fuß darüber hing ferner eine Zierde, die Niemand unter dem Schaubendache gesucht hätte. Der lange Bord von gebeiztem Eichenholze, der eine Mappe mit Zeichnungen und eine doppelte Reihe deutscher und französischer Bücher trug, war ein Kunstwerk, dessen mühsame und feine Schnitzerei nichts zu tadeln ließ. Die Arabesken waren so geschmackvoll entworfen und mit so sichrer Hand ausgeführt, daß man nur daran zweifeln konnte, ob der Erfindung oder der Arbeit selbst die Palme gebühre. Überlegner noch, weil offenbar mit größter Liebe und höchster Anstrengung aller Kräfte ersonnen

und ausgeführt, war eine rundgearbeitete Gruppe von Elfenbein, welche die freundliche Legende: — Wie die christliche Muse der Musik, die heilige Cäcilie, durch ihren Kuß einem stummen Kinde die Sprache gibt, — darstellte. Dies kleine Meisterwerk bildete, unter einer Glasglocke vor Staub geschützt, die Kuppel des Büchergestelles. Ein Blick auf die Titel der Bände, die es umgaben und unter denen unter Anderem die hervorragendsten Dichtwerke jener Zeit ihren Platz gefunden hatten, bewies zur Genüge, daß die Statuetten nicht absichtslos zur Zugipfelung der kleinen Bibliothek benutzt waren. Sind es ja doch die Dichter, die für Gedanken und Gefühle, die in allen Herzen schlummern, für jedes stumme Sehnen das rechte Wort finden und in ihrer Weise den Stummen die Zunge lösen.

An der dritten Wand, die das Zimmer vom Hausflure trennte, stand ein Herdofen, auf dessen Platte eben an einem knatternden Feuer von Spänen das Nachtessen der Familie, — ein Gericht Kartoffeln, — mit Butter in einem flachen Tigel schmorte.

An der letzten Wand endlich standen ein großer Schrank, zwei Stühle und eine Brandkiste zur Aufbewahrung von Wäsche.

Am Tische in der Mitte der Stube saß eine junge Frau. Der kleine, etwa zweijährige Knabe, den sie vor sich auf dem Tische sitzen hatte, trug ihre Züge, nur sah

er gesund, frisch und freudig aus, während sie früh verblüht war und jener schleichenden Krankheit verfallen schien, die so gern die zartesten Menschenblumen knickt. Es lag etwas Trauriges in ihrem Lächeln, es war etwas Ergreifendes in der hastig innigen Weise, mit der sie ihr jauchzendes Kind an sich zog, wenn es von seinem Spiele aufblickte und die Arme der Mutter entgegen streckte. Und doch war über diese Wehmut wieder ein Schimmer sonniger Freude gebreitet, und doch war hohe Befriedigung der Ausdruck dieses Kopfes.

Es war der Kopf einer Mutter.

Wenn man einen weiblichen Kopf sieht, in dem über allen Kummer, über alle Sorge, über allen Jubel wie über allen Schmerz eine gleichmäßig ruhige und zugleich demütige Befriedigung liegt, ein Schleier, der das Dahinterliegende nur mit einer gewissen unbeschreiblichen Dämpfung erkennen läßt, so hat man allezeit nur einen richtigen Namen dafür. Ob schön ob unschön, ob vorherrschend freudig oder trüb, wirft kein Gewicht in die Schale. Er gehört gewiß nicht einem Mädchen nach dem ersten Geständnisse des Geliebten, nach dem ersten Kuße wechselseitiger Liebe, — denn diese Befriedigung ist eine unruhige, sehnsuchtsvolle; ebenso wenig gehört er einer Schwester, deren Bruder Triumpfe errungen, denn diese Befriedigung ist eine stolze. Es gibt nur ein Wesen, in dessen Zügen

diese weichste und vollste Befriedigung thronen kann; ein Bild, das sie zu malen wagt, bedarf keiner Unterschrift, denn Jedermann muß ja wissen, daß so nur das Antlitz einer Mutter aussehn kann, die ihr Kind betrachtet. —

Ein kaum zwei Wochen alter Hase, den Christian winzig klein im Garten gefangen, war der Gegenstand, der die Heiterkeit des Kindes hervorrief. Das Thier war unendlich zahm geworden und machte seine komischen Kapriolen ohne sich im Geringsten stören zu lassen. Es setzte sich auf die Hinterlaüfe, strich die Löffel glatt, leckte und putzte sich; dann kam es mit zwei Sätzen an das Kind heran, stellte sich wie ein Affe an ihm in die Höh' und trommelte mit den Vorderlaüfen auf seinem kleinen Arme. Es ließ nicht eher ab, knurrte sogar und zog allerliebst grimmige Gesichter, bis die Mutter dem Knaben ein Stückchen Brot in die Hand gab, das dieser nun den kleinen Bettelmann aufknabbern ließ. Das Häschen leckte nach jeder Portion mit seiner schmalen, warmen Zunge die Finger, die ihn gespeist, und sprang, wenn das Kind in seiner Freude aufschrie, eiligst davon um in der Ferne seine Männchen zu machen. Dies Erschrecken, diese Flucht gab neues Vergnügen, neuen Jubel, und wenn Gertrud das Thier wieder an den Löffeln herbeizog, küßte sie

oft, glücklich über die Seligkeit des Kindes, den Hasen, mit dem Knaben zugleich.

„Pst!„ rief sie ihrem eben eintretenden Manne entgegen.

Der Hase hatte sich wieder in Positur gesetzt und putzte seine schwarze Schnauze, die er kurz vorher in eine Tasse voll gewärmter Milch gesteckt hatte. Er pustete dabei, denn die Milch war ihm in die Nüstern gedrungen, sprang niesend im Kreise umher und gebehrdete sich höchst possirlich.

Unwillkürlich vertiefte sich Hennings auch einen Augenblick in das anmutige, vielbewegliche Bild. —

Auch die besten Thiermaler erreichen nicht die Hälfte der Erfolge mittelmäßiger Menschenmaler. Sollte der Grund dafür wirklich nur darin liegen, daß der Gegenstand ein „unedler“ ist? Darin sicher nicht. Das Thier ist Leben ohne Reflexion, aber es lebt und zeigt den Grad seiner Lebensthätigkeit durch mehr oder minder freie Bewegung. Die Bewegung ist sein Element und zugleich seine charakteristische Eigentümlichkeit. Nachbildungen, die ihm nur den Schein einer ewig gleichen Bewegung geben können, rauben dem Thiere also grade Das was schön und interessant an ihm ist und können darum auch nicht befriedigen. Der Mensch dagegen ist Leben mit Reflexion, der Maler faßt die letzte Eigenschaft in der ersten in's Auge und bildet

grade in dieser Weise das Charakteristische des Menschen nach. Er malt nicht einen Akt, nicht eine Handlung, also nicht die aüßere Bewegung, sondern er malt den Eindruck, den ein Gedanke, ein Wort oder eine That auf eine oder mehrere Personen macht. Virginia ist in dem bekannten Bilde Fügers schon niedergestoßen, der Vater hält den blutigen Dolch in der Hand und droht dem erschrocknen Decemvirn, das Volk ist von Entsetzen ergriffen, Frauen beschäftigen sich mit der Sterbenden, selbst die Liktoren fühlen etwas: das ist ein Bild, das seinen Eindruck nicht verfehlt, denn man wird den Wechsel der Bewegung nie vermissen. Schlachtbilder und Thierstücke werden Liebhaber finden, mehr als Liebhaber aber nie, weil ihnen Bewegung notthut. Vernet macht vielleicht eine Ausnahme, weil er seine Thiere wie Menschen behandelt, weil er sie individualisirt, aber auch damit ist das Letzte nicht erreicht. Ein Anderes ist es mit den modernen Münchener Viehmalern oder mit Potter und verschiedenen Niederländern. Die „civilisirten" Thiere, das „Vieh" mit einem Worte, ist nicht so pretensiös, elegante Bewegungen als Charaktermerkmal für sich zu beanspruchen. Eine wiederkaüende Kuh, ein Duzend weidender Schafe, das geht zu malen, — aber ist das ein Bild? Wir mögen uns wol dann und wann an den tölpisch steifen Sätzen einer jungen Ziege oder der stattlichen Gestalt eines Mast-

ochsen ergötzen, aber jeden Anklang an Grazie und Schönheit müssen wir beim „Wilde“ suchen.

Und es gibt in der That nicht leicht ein reizenderes Schauspiel als im Buschwerk verborgen dem Äzen einer Rehfamilie zuzusehen.

Eine Waldwiese mit ihren gelben Ranunkeln und blaßroten Lychnisblüten, eingeklemmt zwischen breitästigen Buchen, deren Stämme sich bis zur Brust hinauf in Ahorn, Faulkirschen und Haselstauden verlieren; tiefer, flüsternder Schatten auf der einen Seite, so daß der Kukuk hier das „Ave“ zu laüten scheint, das den Tag zur Ruhe singt, — gegenüber aber ein grüner saftiger Sonnenblick, der jede Feder des Vogelharlekins Stieglitz auf einer silberbärtigen Distel oder zwischen Tannennadeln erkennen läßt, — darüber endlich blauer, tiefer Himmel, von leichtgehauchten Wolkensoffiten durchgittert: das ist die Dekoration. Man liegt still im Hag, am Rande auf einer Matte von Quendel, man traümt, denn zum Denken ist die Zeit zu süß: — da ertönt, statt der schrillen Schelle aus dem Souffleurkasten, ein eigentümliches Pfeifen, ein Naturlaut des Waldes. Kleines Gezweig knastert, die Blätter rauschen, und zwischen den Büschen streckt sich ein gekröntes Haubt hervor, das mit glänzenden rollenden Augen die Wiese und die Hecken auf der Gegenseite durchspäht. Man hält den Athem zurück und lauscht. Nun setzt

der Bock mit einem weiten Bogensprunge, das Geweih an den Nacken zurückgelegt, über den Graben, sieht sich nochmals aber keck und frei um, — wieder ertönt jenes Pfeifen, und im Augenblicke erscheinen die beweglichen Sterne, die drüben hinter den Blättern geleuchtet, hart am Graben. Das kleine gesprenkelte Kizchen zagt vor dem Satze, es versucht in den Graben hinunter zu klimmen und mißt ängstlich die Tiefe. Aber der Vater wendet den Kopf zurück, das kleine Ding faßt Mut, springt, schwebt langgestreckt in der Luft und — gleitet auf den Knieen in die Blumen. Es klagt; die Mutter fliegt über das Hinderniß und ist im Nu an der Seite des Kleinen. Sie wechseln einen Blick, das Kizchen springt auf und umkreist schäkernd und neugierig die Alten. Es schnüffelt an den Halmen herum, versucht auch wol ein Blatt Sauerampfer zu kosten, aber die Speise behagt ihm noch wenig. Es ist ein reizendes Spiel, daß es eine Hagerose abrupft und die Blütenblätter einzeln von seiner Schnauze wehen läßt. Indeß kommt ihm der Appetit, da es die Eltern azen sieht. Nun wirft sich's unter die Mutter auf die Kniee und saugt. Sie wendet den Kopf zurück und leckt dem Kleinen das Fell glatt. Der Bock sieht zu. – Man kann eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken und richtet sich auf um die halb von Gras verborgne Gruppe ganz zu sehn . . . .

Aber dies Geraüsch ist dem Walde fremd, die Thiere spitzen die Ohren, der Bock stampft zornig den Boden, das Pfeifen ertönt, die friedliche Gruppe löst sich auf, die Ricke tritt eiligst den Rückzug in's Gebüsch an, das Kizchen trippelt hinter ihr her, und der Bock, der sich vor dem blitzschnellen Verschwinden noch einmal schnaufend umwendet, deckt die Flucht. — Dies Alles wird in so leichter, graziöser Weise ausgeführt, es ist so viel Anmut und Kraft in jedem Satze, daß man sich nicht abwenden kann. — O, die Thierwelt hat ihre Feierabende, ihre stillen Feste, und wer sich da nie zu Gast geladen, entbehrt einen Genuß und eine Anschauung, für die es keinen Ersatz gibt. Es ist eine Lücke in seinem Verständniß der Natur. Die Schwalbe, die sich auf unser Fenstersims setzt, ihr Liedchen herunterschwatzt, während wir am offenen Fenster stehn, überwindet instinktiv ihre Scheu um an unsrem Betragen zu sehn, ob wir ihr wol erlauben dürften, daß sie ihr Nest an unsre Mauer hängt; die Nachtigall, über deren Nest wir uns niederbeugen, sieht uns mit ihren schönen Kohlenaugen so ängstlich bittend in's Gesicht und harrt so geduldig aus, daß wir ihr ganzes stummes Gebet und das Versprechen der süßen, süßen Lieder, die ihre Kleinen bringen werden, verstehn lernen können. — — Aber wer wird sich mit Thieren beschäftigen, die Thiere sind „unedel!“

Wir haben uns so darein gefunden, die „Krone der Schöpfung“ zu sein, daß wir uns mit einem herzlich abgeschmackten Märchen und unsrer selbstbewußten Rangstufe begnügen ohne nach Weiterem zu fragen. Der Glaube an Protoplasten und Theodidakten ist noch allenthalben recipirt und wird theils aus Dummheit, theils aus Schurkerei und endlich aus feiger Rücksicht für den Glauben des Haufens von Theologen und Schulphilosophen ausgebeutet. Diese metaphysischen Saltimbanquerien, diese theosophischen Eiertänze, dies Haschen nach Strohhalmen, die am blauen Himmel wachsen sollen, Strohhalme, die man für bessere Stützen ausgibt als die Eichstämme, die sichtbar und tastbar aus unsrer Erde aufsteigen, — worin hat es seinen Grund? Immer wieder darin, daß die jetzige Form der Gesellschaft erfunden worden, ein mißwüchsiges, auf unsittlicher Basis ruhendes Gebaüde, das Anker aller Art, Notbrücken und Maschinerien in Unzahl braucht, um nur möglich geglaubt zu werden. Jeder Fortschritt der Wissenschaft, jedes neue Erkennen, reißt einen jener Pfeiler zusammen, auf denen das Bauwerk der zwischen Staat und Kirche gefangnen Gesellschaft ruht, und statt über den Sturz des Jammerpalastes zu frohlocken, wehrt sich die Menschheit gegen das Erkennen, — um die Gesellschaft zu retten. Abgewendet wird dadurch ihr Fall nicht, aber verzögert und gefährlicher

gemacht. Wer aus dem einstürzenden Hause nicht bei Zeiten herausgeht, wird von den Trümmern erschlagen werden. — Man ist wirklich in Versuchung an ein böses Princip zu glauben, wenn man sieht, wie zu allen Zeitaltern der Gedanke sich in nebelgraue Traüme fortreißen ließ, statt in steter Weise seiner Aufgabe nach zu streben. Nur würde man bei dieser Annahme nicht umhin können, das Böse, das zu jenen Irrwegen verführte, grade im sogenannten Guten zu finden. — Zur Natur, zur Natur, immer wieder zur Natur! Nicht zurück, sondern vorwerts, denn sie liegt nicht hinter uns, sie breitet sich vor uns aus. Sie sucht sich selbst durch uns, sie will sich durch und in uns erkennen lernen, sie will sich ihrer in uns bewußt werden! — Nur in wie weit dies die Aufgabe der Erde, die ja nur ein Theil der Natur, in wie weit es die Aufgabe der „Krone der Schöpfung" sei, diese Erkenntniß zu vermitteln, könnte fraglich sein.

Die Weltseele, die schaffende Kraft der Natur, das Leben, „verkörpert" sich seit je in Gestalten, die der materiellen Entwickelungsperiode der aüßeren Natur analog sind. Sie zeigte, — nach dem Bedürfnisse und den Bedingungen des Moments, ihre Fähigkeiten, erst einseitig, dann komplicirter, stets mit dem Möglichen und dem Bedürfniß, mit der „Stimmung" der Atmosphäre und der Mischung der Elemente Schritt haltend. Zuerst gab es nur belebte Massen, dann

manifestirte sich das Leben in seinen einzelnen Eigentümlichkeiten als Stärke, Gewandtheit, Ausdauer, Schnelligkeit, Eleganz in der Bewegung, edlere Bildung der Form bis zur Schönheit. Ferner versuchte es in verschiedenen Elementen und unter verschiedenen Bedingungen zu leben; es entstanden Versuche, Kreuzungen und Verbindungen verschiedner Fähigkeiten. Schuppen, Federn, Felle und Haüte von dichtem oder zartem Gewebe wurden je nachdem notwendige Aggregate; vom Knorpel bis zur Wirbelsaüle, vom Gallert der Vorticellen bis zu dem feinsten und empfindlichsten Nervengeflechte, bis zu dem Gehirne des Menschen hinauf aüßerte sich allmälig die ewig strebende Thätigkeit der Lebenskraft. In der Zeit, in der die rohen Urstoffe noch in wilder Fehde lagen, „schwebte der Geist Gottes über den Gewässern," es war noch nichts Lebendiges in unsrem Sinne möglich. Aber als die Stoffe sich aus dem Chaos schieden, sich unter einander freundlich oder feindlich suchten, als sie sich vereinten, trennten und abwogen, entwickelten sich aus Haß und Liebe die großen Bedingungen, die wir Naturgesetze nennen, als Notwendigkeiten aus der Entwickelung des Ganzen, — das Gleichgewicht gebar die Form und für die Aüßerung des Lebens war eine bestimmte, begrenzte Erscheinung möglich. — Und wieder war es das Gleichgewicht im Zusammenfassen der in

der Thierwelt getrennt verwendeten Richtungen und Fähigkeiten der Lebenskraft, das jenen denkfähigen Organismus möglich machte, den wir Mensch nennen. Die Organisation der Thiere hatte den Instinkt, ja in den höchsten Graden fast das Verstehen bedingt, und endlich glückte ein noch größerer Wurf, der Organismus des Menschen erlaubte den schaffenden Gedanken. Wie ein elektrischer Funke schlug er aus Nerv und Gehirn empor, leuchtete auf und vollzog den ersten großen Akt, als er sich selbst erkannte. Bis dahin war sein Wesen eine Uebergangsphase vom Instinkt zu Verstand und Vernunft. — Die Vervollkommnungsreihe, die immer weitere Zuspitzung der Pyramide von den anorganischen Massen durch die Pflanzenwelt und das Thierreich bis zum Menschen hinauf, läßt sich zu deutlich erkennen, als daß man nicht auch ohne jede teleologische Marotte an ein endliches Ende, an eine Vollendung und Erfüllung, an ein völliges Lösen des großen Lebensrätsels denken dürfte. Es waren die enormsten Revolutionen nötig, Katastrophe mußte auf Katastrophe folgen, — die Erde gibt Zeugniß davon, — um die Lebenskraft der Natur bis zum inkarnirten Gedanken zu laütern; furchtbare Elementar- und Racenkämpfe gingen jeder neuen Welt-Ära voran, und in jeder dieser Ären war das von Stufe zu Stufe gesteigerte Sichselbstwollen, Sichselbstsuchen und Sichselbst-

erkennen der Natur in bestimmter Form zu seiner — für den Moment — höchsten Höhe gelangt. Die Weltseele wandert. Die Inkarnationen Wischnu's in den Mythen der Inder, der Glaube an die Inkarnation der Gottheit als Messias, eine Erscheinung, die ohne wahrscheinlichen äußeren Zusammenhang in den verschiedensten Richtungen der Windrose im religiösen Volksbewußtsein lag und liegt, — diese Ideen sind nichts Anderes als Mahnungen an oder Ahnungen von der Wanderung der Weltseele, die in ihrer eignen Schöpfungskette von Glied zu Glied vorschreitet. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß nur ein Mißverständniß dieser Wahrheit zu der pythagoräischen und indischen Seelenwanderungslehre, so wie zu der erhabneren Anschauung der Druiden führte. Nicht die Seele des Einzelnen, nicht Etwas, das für sich nicht ist, sondern die Lebenskraft der Welt, die Kraft an sich, wandert vorwerts und ist bis zum Menschen gekommen. So lang ihre Summe eine geschaffne Reihe bewohnte, so lang diese Reihe der Ausdruck der Weltentwickelung war, blieb diese Verkörperung bildungsfähig, ging die Kraft aber in eine höhere Form über, so wurde die verlassne konstant oder schied, wenn die Bedingungen ihrer Existenz durch den Fortschritt der Weltbildung vernichtet worden, ganz aus. Den Geschlechtern, die eine Katastrophe überleben konnten, sich aber nach ihrem

Verlauf überragt fanden, blieb so viel von der Kraft als diese von sich selbst wußte, so viel als diese von sich fordern konnte, als die Ära jener Verkörperungen die höchste Phase des Weltlebens war *).

---

*) Weder durch chemische Analyse noch durch mikroskopische Untersuchungen konnte ein Unterschied in Stoff und Wesen der Ei'chen, durch welche sich das thierische Leben fortpflanzt, entdeckt werden; die Ergebnisse blieben bei allen Gattungen dieselben. Es scheint also die lebensfähige Materie, das große Haubtgeheimniß der Natur, schlummernd aber fertig und entwickelungsfähig im Ei zu liegen und nur auf das Erwecktwerden und die Erfüllung der Bedingungen zu warten, durch die es in der oder jener Gestalt zur Lebens-Äußerung werden und kommen kann. Könnte demnach irgend ein Thier das früher erwähnte Gleichgewicht an Kraft und Fähigkeiten, das für die Entwickelung der Lebensaüßerung, die Mensch heißt, nötig ist, auf die Entwickelung und Geburt des zweckentsprechend zum Erwachen gebrachten Eies verwenden, so würde es einen Menschen zur Welt bringen können. Es ist dies nur unmöglich, weil die Bedingungen nicht erfüllt werden können. Jedenfalls aber lassen sich hierdurch und wieder durch Lücken in jenem Gleichgewichte auf menschlicher Seite abnorme Erscheinungen mancherlei Art, Mißgeburten nach abwerts wie nach aufwerts und Anderes mehr rein physiologisch erklären. — — Für das im Text Gegebene ist diese Entdeckung von Wichtigkeit, weil sie die Entwickelung des Lebens zu irgend einer Form — bis auf den besondern Einfluß, den die Art seines Erwecktwerdens (Befruchtung) ausübt, — ganz in die Hände des jedem einzelnen Falle mit dieser Entwickelung betrauten Organismus gibt. Hierdurch tritt die Annahme der Bildungsfähigkeit der Geschlechter zu gewissen Zeiten und das Konstantwerden wie die Notwendigkeit des Unterganges anderer aus der Reihe hazardirter Hypothesen. In den Einen steigerten sich die Bedingungen der Entwickelung durch die in ihnen noch vorwerts strebende Ge-

Mit dem Menschen war, wie wir schon bemerkten, das Gleichgewicht, das Ebenmaß, und mit ihm Freiheit, Schönheit, kurz Vollendung der Form gefunden, — dagegen begann die Kindheit des Gedankens und mit ihr eine neue Schöpfungsperiode. Der Geist des Makrokosmos will und wird sich im Mikrokosmos erkennen lernen. Der Gedanke ist nun das Bildungsfähige; der Gedanke ist der Ausdruck, die Form, in der sich das Streben der Weltseele, der Kampf um Erkenntniß ihres eignen Wesens äüßert. Er begann ganz in derselben Weise zu schaffen, in der die materielle Schöpfung ihrer Zeit verfahren war. Man hielt sich zunächst an die größten Massen, es brauchte der Klärung von Jahrhunderten, ehe auf Uranos und Gäa, auf Titanen, Giganten und halbthierische Ungestalten

sammtkraft, in Anderen wurden sie fest, weil die Kraft in ihren Anforderungen an den Organismus weiter ging als der Fertige in seiner äüßersten Spannung leisten konnte und sie darum einen neuen, ihrer neuen Forderungen gewärtigen, bilden mußte — und in den Letzten hörten sie endlich durch den Mangel der äüßeren Accedentien elementarischer Natur ganz auf. — — Die Physiologie wird uns noch viele Rätsel lösen. Haben wir einst das Leben, so haben wir mit ihm Alles erklärt: aber freilich ist von der letzten Grenze des organischen Bildens der Natur bis zum Verständniß ihres dynamischen Wirkens noch eine furchtbare Kluft mit Erkenntnissen auszufüllen. — Nur Mut, der Gedanke erfüllt seine Sendung zuletzt doch, denn er ist ja selbst schon ein dynamisches Resultat organischer Thätigkeit! —

im Götterschaffen des Gedankens die Olympier folgen konnten; und wieder brauchte es Jahrhunderte, ehe dem Gedanken selbst sein Recht wurde. — Und hat er es denn heute schon voll und unverkürzt? Leider nein! Es ist noch immer der kleine Egoismus, der rein persönliche, der ihm die Schwingen kürzt und seine Größe in seiner Winzigkeit sucht. Wir sind erst groß, d. h. dem Ziele des Erkennens nahe, wenn wir aufhören uns einzubilden, daß die Welt uns zu Liebe dasei und daß wir in Protoplasten und Theodidakten zum Regiment der Erde berufen worden. Unser höherer Beruf ist der des fleischgewordnen Gedankens der Natur: das Erkennen der Natur, das Erkennen der Weltseele! Es ist nicht wahrscheinlich, daß es einer neuen vollständigen Umwälzung bedarf, um zu diesem Ziele zu gelangen, denn der Gedanke ist einmal gefunden. Der neue Akt des Weltdramas wird also nicht ein Sprung in eine schroff veränderte Wesenhaftigkeit, nicht eine neue Inkarnation der Weltseele sein müssen, sondern er wird durch das Vordringen und die Entschlackung des bildungsfähigen Gedankens sein Ziel finden können. Wie lang es bis dahin dauert? Wie lang die Kämpfe bis zum Gedanken gedauert? Wer weiß es! Unsre Jahrtausende zeigt der Sekundenweiser an dem Zifferblatte des Zeitmessers der Natur. — Der Kampf um reine Sittlichkeit, der Sieg der großen Ideen der Neu-

zeit wird der Menschheit den Frieden geben und zugleich die Vernichtung der Schranken, in die man die Vernunft von frühauf zwängt, mit sich bringen. Hierin liegt die Zukunft! — Und warum sollte nicht auch, wie sie so oft gethan, die vorschreitende Entwickelung der sogenannten „leblosen“ Stoffe und die weitere Ausbildung der Atmosphäre, zu einer höchsten Reinheit des Stoffes, der unsern Körper bildet, führen können? Sie müssen es sogar, denn wie der Gedanke in seiner ersten Rohheit schon eine Thätigkeitsaüßerung eines aüßerst subtilen Organismus war, so verlangt der höhere Gedanke eine noch empfänglichere Organisation, bis endlich der höchste, letzte nur in edelster Form geboren werden kann. Die reine Materie fällt dann bewußt mit der Kraft in Eins, d. h. die Kraft aüßert sich nicht mehr scheinbar als etwas Fremdes, sondern weiß sich, wie sie immer war, als eine notwendige Thätigkeit der Materie, und das große Rätsel des Lebens wird in einem Sichselbstbeschauen der Natur gelöst. Jener Moment erst wird den scheinbaren Dualismus in der Natur vernichten und die Identität des Stoffs und der Kraft, des Geschaffnen und Schaffenden*), — denn die Natur ist eine eine und untheilbare, das Geschaffne

*) Schaffen gleich Bilden aus Gegebenem, Ausbilden, Entwickeln des Gegebenen; einen andern Sinn hat das Wort nicht. Kraft = notwendiger Wirkung des Seienden auf das Seiende.

schafft sich notwendig selbst und schafft mit dem Ganzen Hand in Hand weiter, — nachweisen und klar machen . . . .

Aber Dies klingt wie ein orphischer Hymnus im Stile des neunzehnten Jahrhunderts, und wir sprachen eben noch von nicht mehr noch minder als einem — Hasen.

Hennings konnte bei seinem Eintreten nicht alles Geraüsch vermeiden, auch wehte durch die Thüre, die er offen hielt, die Zugluft so scharf in das Zimmer hinein, daß der Hase wie das Kind aufmerksam wurde. Das Thier gab seine Beschäftigung auf, horchte, erblickte den Mann und verkroch sich scheu unter die Falten des Kinderröckchens. In demselben Augenblicke fuhr aber auch der Knabe in die Höh' um den Vater zu begrüßen . . . . .

„Wo ist Christian?“ fragte der Mann, die Liebkosungen des Kindes nur zerstreut erwiedernd.

„Bringst Du ihn nicht heim? Du nahmst ihn ja mit und solltest doch wol darauf achten, daß der arme, schwächliche Junge nicht so leicht angezogen der Abendkühle ausgesetzt bleibt.“

„Pah! Unsre Kinder müssen über Verkältungen, Schnupfenfieber und dergleichen vornehme Krankheiten erhaben sein! Übrigens hab' ich ihn schon vor mehr als einer halben Stunde nach Hause geschickt, und er

hat sich wahrscheinlich nur irgendwo in der Nachbarschaft versteckt, weil es dem Burschen schwer auf's Herz fällt, daß er seinen Hans weggeben muß."

„Den Hasen hergeben?" fragte die Frau mechanisch. Dann sagte sie schmerzlich: „Du willst den Kindern doch nicht ihre einzige Freude nehmen? Sieh nur, wie das Thierchen mit Richard vertraut ist, wie es spielt und an ihm herumklettert; sieh, wie selig das Kind über seine lebendige Puppe ist! Sollen denn unsre Kleinen gar keine Freude haben?"

Und die zarte Frau mit ihren üppigen, blonden Haarflechten und ihrem erregten Gesichte zog das schöne, heitre Kind, das den Hasen festhielt, an sich heran als wolle sie die beiden Spielgenossen vor Trennung schirmen. Es gab auf's Neue ein reizendes Bildchen, das den Mann fesselte und einen Stral von Freude in sein starres Gesicht blitzen wollte. Aber der Lichtblick ging vorüber.

„Und doch muß die einzige Freude unsrer Kinder heute noch aus dem Hause," sagte er hart und bitter. „Mendel Sack hat mich glücklicherweise noch zu rechter Zeit daran erinnert, daß wir ein Verbrechen begingen als wir dies arme Ding vom Hungertode retteten."

„Ein Verbrechen?"

„Allerdings! Eine Art von Wilderei, die unter allen Umständen straffällig ist. Gottes Erde ist zwar

der Stall dieser Thiere, und der Himmel ihr Obdach; sie sind heute hier, morgen da, ohne sich um die Grenzen der Besitzungen zu kümmern, aber sie gehören dennoch ausschließlich dem „gnädigen Herrn," der mich dafür, daß ich den kaumgebornen Hasen in meine Wohnung nahm und pflegte, ohne alle Umstände in's Zuchthaus bringen kann."

„Wir haben ja gar nicht daran gedacht, den Liebling unsrer Kinder zu töten und zu essen. Wenn er groß und stark geworden, ist er kein Spielzeug mehr; dann lassen wir ihn frei. Bis dahin aber müßte er doch noch umkommen."

„Und wer würde es uns glauben, daß wir nicht nach einem Sonntagsbraten lüstern waren oder das Thier verkaufen wollten, wenn es erst größer geworden? Der gnädige Herr wird lieber erlauben, daß sein Hase umkommt als daß er hier bei uns bleibt."

„Das Thierchen kann noch nicht ohne Milch sein, und es jetzt, nachdem wir es zum Leben gewöhnt, zu verlassen, wäre auch von uns grausam. Ich werde zum Förster gehn, ihn bitten uns die weitere Aufzucht des Hasen zu überlassen, und versprechen, daß wir ihn später in die Försterei abliefern."

„Du wirst nicht zum Förster gehn, Du wirst keinen Menschen um eine Gefälligkeit anbetteln, Du wirst uns nicht, wenn dem Thiere etwas zustoßen sollte,

in den Verdacht bringen die Scheinehrlichen gespielt zu haben! Hörst Du das, Gertrud!" sagte er heftig und setzte bitter hinzu: „Gewöhne die Kinder nicht an Freuden, wären sie auch noch so gering; der Arme ist neben dem Reichen nicht für die Freude geschaffen." —

Christian stand schon eine Zeitlang an der immer noch halboffnen Thüre und horchte. Als er jetzt eintrat, nahm Hennings den Hasen vom Tische, gab ihn dem Knaben und wiederholte den Befehl, das Thier augenblicklich ins Freie zu setzen.

„Fritz, Fritz, wie kannst Du nur so hart sein!" sagte Gertrud, und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. Sie preßte das Kind, das zu weinen anfing als es die Mutter in Thränen sah, fest an sich und entzog ihm so wenigstens den Anblick der Entfernung seines Thierchens.

„Drücke das arme Ding nicht, halte es bei den Ohren, die kleinste Quetschung tötet es augenblicklich!" rief der Vater dem Knaben nach, der während dieser Szene bald ihn, bald die Mutter, schweigend aber mit einem häßlichen Lächeln, angesehn hatte.

„Und sterben soll es auch," murmelte Christian draußen. „Diesen Braten wenigstens wird die Dame im schwarzen Kleide nicht bekommen."

Gleich darauf verwehte der Wind einen kurzen, heisern Schrei, gleich dem eines klagenden Kindes,

Christian warf etwas in den Bach, der zehn Schritt hinter dem Hause vorüberfloß, und kam dann in vollem Laufe in die Stube zurück. Er hatte nun doch ein Überrieseln von Schauer und Furcht empfunden. Aber das Gefühl verging da ihn der Vater ein gutes, gehorsames Kind nannte, und als das karge Nachtessen aufgetragen wurde, war er das einzige Glied der Familie, das keine Verringerung seiner Eßlust zeigte.

Gertrud raümte schweigend den Tisch ab. Dann zog sie unter dem großen Bette zwei kleine Rollkasten hervor, die zur Aufnahme der Kinder bestimmt waren. Es wurde ihr schwer, sie hustete mehr als je. Sonst hatte Fritz ihr diese Arbeit abgenommen, heute schob er seinen Stuhl an die Drehbank zurück und versank, den Kopf in die Hand gestützt, in anscheinend schwere Gedanken. Gertrud wusch das Geschirr ab, die Kinder kamen ihm „gute Nacht" zu bieten, er küßte sie kühl und lehnte sich wieder in die alte Stellung, aus der er sich nur dann und wann erhob um verdrießlich die düstre Lampe zu putzen.

Der kleine Richard schlief bald, und auch Christian schien eingeschlummert zu sein, aber man hätte bemerken können, daß er von Zeit zu Zeit vorsichtig den Kopf in die Höhe richtete und einen Blick nach dem sinnenden Vater hinüber warf.

Gertrud nahm ein Strickzeug und versuchte zu arbeiten, aber die Finger versagten ihr den Dienst; sie war an die gedrückte Stille, die sie umgab, nicht gewöhnt. Hennings pflegte sonst etwas vorzulesen, oder er kauerte auf den Rand des Kastens, in dem Christian lag, und sprach den Knaben in Schlaf.

„Fritz, Du hast mehr Kummer als sonst,“ sagte sie endlich, „warum weiß ich den Grund nicht? Bist Du böse auf mich, Fritz?“ Und sie nahm seine herunterhängende Hand auf.

„Mehr Kummer als sonst? Ich dächte der alltägliche genügte vollkommen.“

„Und doch waren wir glücklich dabei, recht glücklich. Wir hatten uns und unsre Kinder, unsre Hände nährten uns, grübeltest Du über Das, was Du Deine verlorne Erinnerung nanntest, so genügte ein Kuß von mir, ein Lächeln Deiner Knaben, die Schatten zu verscheuchen, die ja doch nichts sind neben dem Glücke der Wirklichkeit. Du warst zufrieden, Fritz, und ich war es mit Dir. — Freilich hat der Tod auch an unsre arme Hütte gepocht, aber Du weißt ja, daß ich nicht gefühllos bin, und doch hab' ich mich über den Verlust des kleinen Engels, der nur sechs Tage lebte, leichter getröstet als Du. Ich küsse Die, die mir geblieben, seit jenem Trauertage doppelt und bete, daß sie uns bleiben. Aber Du bist seit jener

Zeit trüb und bitter, hart und bitter auch gegen mich. Glaubst Du mir einen Vorwurf machen zu müssen?"

„Warum nicht gar!"

„Fritz, ich versprach Dir Alles zu ertragen was auch kommen möge, ich versprach zu dulden ohne eine Klage laut werden zu lassen. Ich fand auch nie eine Veranlassung dazu, nie bis heute. Wir waren arm, aber wir waren zufrieden und glücklich, ja wir konnten sogar stolz sein, denn wir verdankten Alles uns selbst. Soll mir nun nach fünf Jahren herzlichsten Verständnisses Deine Unfreundlichkeit Grund geben mein Wort zu brechen? Willst Du selbst mir die erste Klage entlocken, und soll ich über Dich klagen müssen? Das thäte doppelt weh!"

„Gertrud, Du quälst mich. Ich bin nicht unzufrieden und habe keine Ursache meine Lage anders zu wünschen. Es gibt Ärmere als Du und ich, und hab' ich Kummer, so gilt er diesen. Als wir die Stadt verließen, weil man sich zwischen uns drängen wollte, gaben wir Beide freiwillig eine bequemere Zukunft auf. Du das Erbe einer eigensinnigen Alten, die ihre Einwilligung zu unsrer Verbindung nur in dem Wahne gab, daß diese Einwilligung einem Fluche gleichkomme; ich die Arbeit, die mir Ehre und Gut bringen konnte. Du nahmst den armen Mann statt des reichen; ich

versperrte mir den Weg in die Gilde, weil mir die Hand ohne das Herz nicht feil war. Du wurdest nicht die Frau des Senat orsund ich stieg, statt durch's Handwerk zur Kunst aufzuklimmen, zum Arbeiter hinab. Wir haben es gewollt. Durch Klagen beschuldigten wir uns nur selbst, und das wäre kindisch. Ich erkaufte mir das Recht, mich auf dem Grunde eines „gnädigen Herrn“ durch die Kraft meiner Arme und meinen Fleiß ernähren zu dürfen, und an Notwendigem hat es uns noch nie gefehlt. Was hätten wir denn also zu klagen?“

„Und doch bist Du gedrückt!“

„Gertrud, bist Du nicht krank?“

„O sieh doch nur, wie mich die bessere Jahreszeit stärkt. Ist es nichts als das, so sei wieder heiter und froh!“

Sie schmiegte ihre Wangen, deren Färbung freilich ihren Worten widersprach, an die Brust ihres Mannes und sah ihm so innig und liebevoll in die Augen, daß er nicht widerstehn konnte und die arme Frau herzlich auf Stirn und Lider küßte. Da sank sie an ihm hinunter und sagte mit einem schelmischen Ausdrucke um ihre Lippen:

„Mendel Sack hat Dich gesucht; Du sprachst mit ihm, hat er mein Geheimniß verraten?“

„Geheimniß? — Verraten?“ sagte der Mann und streichelte das zarte Gesicht, auf dem jenes schelmische Lächeln wie ein verspäteter Sonnenstral zuckte.

„Nun ja, mein Geheimniß, das einzige, das ich jemals vor Dir gehabt.“

„So hast Du, eitle Seele, ihm wol den Rest Deines wenigen Silbers verkauft, weil ich Dir nicht mehr in meinem alten Kittel gefalle? Du weißt, daß es mir gleichgiltig ist, womit ich esse, der Kinder wegen hätte ich aber gern die kleinen Löffel behalten: Zinn sieht zuletzt doch unreinlich aus, und wir müssen sie an die aüßerste Reinlichkeit gewöhnen, da diese es grade ist, die auch der Armut Anstand verleihen kann. Ist es das, was Du Dein Geheimniß nennst?„

Er strich der Frau freundlich das Haar zurück und ließ im Sprechen die gelösten, glänzenden Strählen mit einer Reminiscenz von hoher Freude durch seine Finger gleiten.

„Nein, nein, guter Fritz, das ist es nicht, das würde ich ohne Dein Wissen nicht thun. Das Geld für Deinen Kittel hab' ich uns Allen längst abgespart; Du magst den Stoff kaufen, wenn Du nach der Stadt gehst.“ Und sie küßte ihm vergnügt die Hand, die er auf ihre Schulter gelegt. „Da ich eben hier neben Dir kniee, wie eine Büßende,“ fuhr sie fort, „will ich Dir auch beichten, — aber Du darfst nicht zürnen,

weil ich hinter Deinem Rücken und gegen Deinen ausdrücklichen Willen etwas gethan, das Du eine große Thorheit nennst. Ich habe nichts verkauft, sondern heute wieder etwas gekauft, nämlich ein — — — Lotterieloos!"

„Wie? Zerreiße es augenblicklich! Gehorche!" rief der Mann in seiner ganzen Heftigkeit aufbrausend. „Ich will arm bleiben, sonst brauchten wir dergleichen Zettel nicht um Vermögen zu erlangen. Ich dulde auch die Möglichkeit nicht in unsern Händen, die Möglichkeit mich selbst und die Meinigen von dem millionenfachen Fluche getroffen zu sehn, der auf den Reichen lastet. Gib mir auf der Stelle das Papier aus der Kanzlei des Teufels! Und schon öfter treibst Du dies Spiel, schon lang verbirgst Du mir diesen Unfug, traümst Zahlen und hoffst auf Gewinn . . . . ."

„Fritz," sagte die Frau weinend, „denke an die Kinder, denke, daß wir sterben können und daß ihnen dann Nichts und Niemand den schweren Weg erleichtern wird. Lasse mir wenigstens die Hoffnung, die ohnehin so ungewisse Hoffnung . . . ."

„Nein, und abermals nein. Meine Kinder sollen es nicht anders wissen, als daß jeder Kreuzer, der Segen bringt, ehrlich verdient sein muß; daß nur Das unser rechtmäßiges Eigentum ist, was wir selbst erworben. Sie sollen nie ein andres Kapital haben

als ihre Kraft, ihr Wissen, ihren Fleiß und wieder ihre Kraft. Ihr Geschick zur Arbeit und ihr Mut dem Leben die Spitze zu bieten, müssen und werden ihnen forthelfen.

„Und woher sollen sie Wissen nehmen, wenn wir tot sind oder nicht genug haben, ihnen eine andre Erziehung zu geben, als sie die Kinder unsrer Nachbarn erhalten? Woher wird der arme Christian die Kraft nehmen? Wird er je durch seine Hände so viel erwerben können als er zur Bestreitung seines Unterhalts, zur Ernährung einer Familie braucht? Und ist er zum Handwerke zu schwach, hat er Talente, die ihn zu anderer Beschäftigung fähig machen, wie sollen wir ihm die Mittel dazu bieten?“

„Das wird sich Alles finden! Je mehr Qual sie zu tragen haben ehe sie zu dem bescheidensten Ziele kommen, je dornenreicher ihr Pfad sein wird, desto gründlicher werden sie die Leute hassen lernen, denen Geld und Zufälligkeiten über Alles weghelfen. Dieser Haß wird die neue Erlösung zu Wege bringen, er wird die neue Zeit gebären, und jeder Mensch, dem ein Funke dieses Hasses in der Brust glüht, ist ein berufner Apostel der Zukunft.“

„O sprich nicht so, Fritz! Ich willigte freudig ein mit Dir arm zu werden, aber davon, daß wir darum unglücklich sein und Andere hassen müßten,

sagtest Du damals nicht ein Wort. Welche Mutter wird die Hand dazu bieten ihre Kinder zu finstern Rachegeistern zu erziehn? Wo wirst Du ein Weib finden, das die Wesen, denen es Alles, o Gott, von Allem das Herrlichste und Schönste wünscht, ohne sich dagegen zu straüben selbst um die Möglichkeit des Glückes schon durch die Erziehung betrügen läßt? Und das soll ich einer Idee zu Liebe thun, die mir fremd ist, die ich fur Unrecht halte? — Das ist unnatürlich! Es kann auch von Dir nicht mehr als eine unüberlegte Redensart sein. So würden wir ja unter dem Vorwande Menschen zu erziehen Unmenschen ausbilden. Die Kinder sollen Liebe lernen, nicht Haß, damit sie selbst geliebt, nicht gehaßt werden. Ich habe Dir in Allem nachgegeben wie ein treues Weib, willig und ohne Murren, aber die Kleinen gehören der Mutter, und die Mutter wird sie schützen. Ich war fest, als ich mich Dir gab, Du wirst mich wieder fest finden. Auch das Gift, das Du in der letzten Zeit unbedacht in Christians Herz getraüfelt, werde ich wieder heraus zu schaffen wissen; schlüge es Wurzel, dann Wehe uns! Du meinst es gut, denn Du bist wol rauh, aber nicht böse, nur vergißt Du ganz, daß Du Mann bist und er ein Kind, das Dich mißverstehn wird und ganz gemütlos werden müßte, wenn es Deinen Lehren folgte. — Ich höre jetzt, wie damals als es den Kampf um

unsre Vereinigung galt, nur auf die Stimme in meinem Herzen, die Du in jener Zeit die ewig wahre Stimme der Natur nanntest. Ich werde ihr immer wieder gehorchen, Dir widersprechen, das was Du säst ausrotten . . . .“

„Ah, und diese Stimme befahl Dir auch in die Lotterie zu setzen?“ unterbrach Hennings seine Frau, die in ungeahnter Weise beredt wurde als sie für ihre Kinder sprach. „Das ist in der That ein ganz neues, sicher vortreffliches und vor Allem überaus natürliches Mittel für die Erziehung und das Glück seiner Kinder zu sorgen! Und all Dein Widerspruch, was liegt hinter ihm? Du willst Deine Kleinen als Herren sehn, das ist Dein liebster Traum. Ich fühle diese Absicht durch, auch wenn Du vorgibst nur für ihr Gemüt, für ihr Herz zu kämpfen. Sieh doch selbst, durch welchen höhnischen Zischlaut unsre Sprache schon Herr und Herz unterschied. Du bist es, die ihnen Gutes zu thun meint, während Dein Weg sie zum Bösen, zur Herzlosigkeit führt. Glaubst Du denn, ich habe an Das was wir einst für die Kinder brauchen werden, noch nie gedacht? Wir werden genug haben, sie zu erziehn und unterrichten zu lassen. Da ist meine Lotterie, und in der ist keine Niete!“ Er zeigte ihr bei den letzten Worten seine beiden Arme und seinen Kopf.

„Aber Du kannst doch noch krank werden . . . . .“

„Und Du kannst mit Deinen Nummern durchfallen wie bisher geschehn, denn sonst hättest Du doch nicht schweigen können,“ parodirte er. „Endlich will ich nun gar für solche Zwecke vom blinden Glücke nichts geschenkt haben. Gib mir das Loos, und fort damit! Das Spiel ist unmoralisch und darum Sünde.“

„Sünde kann das nie sein, was eine Mutter für ihre Kinder thun mag. Für mich hab' ich genug, für mich bin ich zufrieden und wüßte, wenn Du nur wieder lieb und gut bist, nichts Besseres zu verlangen; aber für meine Engel will ich Alles, Alles was schön ist und Freuden gibt. Und ich weiß ja, daß ich gewinnen muß, und immer wieder gewinnen werde, denn,“ sie sah ihn dabei lauernd aber doch mit dem Überströmen kindlichen Gefühles an, so daß der schlaue Ausdruck ihrer Züge ein unsäglich glückliches Bewußtsein verriet, — „denn, ich habe gewonnen. Bescheiden, wie mein Satz, aber doch ein Gewinn fast jedes mal, so daß ich schon eine nette runde Summe aufbewahre . . . .“

„Du hast gewonnen! Nun verstehe ich Deine Lust am Spiel. Siehst Du wie der Teufel lockt! Hoffentlich hast Du nun Deinen Satz verdoppelt und spielst nicht mehr bescheiden, um mehr zu gewinnen. Das ist die rechte Art, so ist mir's auch noch allen-

falls recht, so kommt das schlechte Geld rasch wieder aus dem Hause. Wenn das der Fall ist, erlaube ich Dir weiter zu spielen. Ist aber der letzte Kreuzer des Sündengeldes fort, so verbiete ich Dir in allem Ernste auch nur einen Heller zu wagen wenn Du nicht willst, daß ich Mendel Sack durchprügle, da er es ist, der Dich verführt."

„O nein, ich kam selbst auf den Gedanken, und der Jude ist ein ehrlicher Mann. Aber Du bist im Irrtume wenn Du meinst, daß ich übermütig geworden bin. Ich habe meinen Satz nicht geändert und schon fast dreihundert Gulden gesammelt . . . . . Ah, nun machst Du große Augen! Siehst Du, daß ich schweigen konnte, obgleich ich gewonnen hatte."

„Dreihundert Gulden unter meinem Dache, nun sage einer noch, daß man blutarm sein kann wenn man es sein will. Das ist schlimmer, als ich dachte, indeß geht's darum nur etwas langsamer aus dem Beutel. Versprichst Du mir nicht mehr zu spielen, wenn dies Geld, das nun einmal dem Teufel gehört, zu Ende ist?"

„Ja, ich verspreche Dir's, bin aber überzeugt, daß Du die Freude nicht haben wirst, meine Hoffnung begraben zu sehn. Wir werden sehn was Recht behält, Mutterliebe oder grundloser Haß! — O Fritz, ich mag Dich viel lieber heftig und aufbrausend, wie

Du immer warst, als düster vor Dich hinbrütend als hättest Du nichts mehr lieb. An Deine Hitze hab' ich mich gewöhnt, ich weiß, daß sie verfliegt wie sie gekommen, aber das Brüten, das Du Dir jetzt angewöhnst, ist mir fremd und stößt mich kalt zurück. Zürne, wenn Du mußt oder es zu müssen glaubst, aber laß' Deine Stirne frei sein und stolz. Wenn der Mann ein Kopfhänger wird, schafft sich die Frau umsonst müde, es will nichts Rechtes mehr gelingen."

Sie nahm schmeichelnd den Platz, den sie vorhin verlassen, wieder ein und zwang durch ihre seelenvolle Freundlichkeit die Falten von der Stirn des leidenschaftlichen Mannes. — —

Christian war in der That noch wach und, von einem plötzlichen Einfalle durchzuckt, richtete er sich jetzt, als die Eltern in versöhnender Umschlingung schwiegen, empor und fragte:

„Wir haben ja auch Trauer weil mein Bruder gestorben ist, müssen wir denn da nicht auch schwarze Kleider anziehen, wie die junge Dame, die heute gegen den Vater so grob gewesen und ihn einen Bettler geschimpft? Oder zieht man sich nur schwarz an, wenn einem, wie ihr, der Vater gestorben?

„Schlafe jetzt, Christian, und frage nicht so albern," sagte Hennings unwillig.

„Gräfin Cäcilie war grob gegen Dich und hat Dich einen Bettler geschimpft?“ fragte Gertrud. „Wie kam denn das?“

„Cäcilie heißt sie?“ sagte der Mann langsam und die Silben dehnend, während sein Blick sich, wie von einem raschen Gedanken gelenkt, auf das Schnitzwerk über den Büchern richtete.

„Nun ja, Cäcilie, aber wie kam sie dazu grob gegen Dich zu sein?“

„Es war auf dem Friedhofe, sie mißverstand mich, und der Knabe sie; aber es wird mir leicht werden, ihr eine bessere Meinung von mir beizubringen. — Du bist müde, Herz, lass' uns jetzt zur Ruhe gehn! Ich erzähle es Dir morgen näher.“ —

Drittes Kapitel.

Die Kraniche.

Eine bekannte Närrin, die viele Romane geschrieben und viele Romane zu spielen versucht hat, allem Anscheine nach auch ihr verpfuschtes Leben in irgend einem Kloster selbst zu Grabe tragen wird, stellt die Behaubtung auf, daß keine Dame, die mehr als dreiundzwanzig Jahre zählt, sich anders als bei künstlicher Beleuchtung sehn lassen dürfe. Wir wissen nicht, ob sie damit eine alte Geheimlehre der großen Welt ausplaudert oder ob die große Welt am Ende doch nicht allein aus zarter Rücksicht für die bessere Repräsentation des schönen, überdreiundzwanzigjährigen Geschlechts, die Nacht dem Tage vorzuziehen pflegt. Es ist denkbar, daß sie sich erst dann im Vollbesitze ihrer Herrschaft fühlt und dann erst hoch aufzuathmen wagt, wenn sie weiß, daß die Macht, die sie zu verachten vorgibt, in tiefem Schlummer liegt. Gewiß aber ist, daß es in den Wohnungen der Armen eher Nacht und Tag wird, als in Schlössern und Palästen. Da wir den Grund für diese Verschiedenheit nicht blos in

Ersparniß oder Mangel an Leuchtmaterial auf der einen und Lust an Illuminationen auf der andern Seite zu suchen geneigt sind, fehlt uns immer der bestimmte, letzte Ausgangspunkt für diese eigentümliche Sitte und müssen wir uns damit begnügen festzustellen, daß sie auch dort uralt hergebracht ist, wo das Klima das Umkehren der Nacht in Tag nicht bedingt. Gibt es irgend ein unanfechtbares historisches Recht, so ist es das der Nacht auf den Schlaf der Armen und die Feste der Reichen.

Demgemäß war das Gesellschaftszimmer der verwittweten Gräfin Hehlen auch um die Stunde, in der Hennings' Lampe erlosch, noch vollständig kerzenhell.

Der Salon bildete ein längliches Viereck, dessen Wände mit Hautelissen in Grau, Rot und Gold bekleidet waren. Daran stieß ein kleines rundes Gemach mit violettem Sammt ausgeschlagen und von oben durch einen großen massiv silbernen Kronleuchter erhellt. Es enthielt außer einem sehr großen Kamine von weißem Marmor, dessen Reliefs in allem Ernste eine „Travestie“ des Triumfs der Galathea darzustellen schienen, ein schweres mit Vergoldungen überladnes Sofa, zwei ungeheure, gradlinigte Sessel und mehrere Tabourets, so daß der Raum, der den Durchschnitt eines Thürmchens bildete, hiedurch gefüllt war. An den Wänden hingen eine Anzahl von Miniaturen in breiten staffirten

Rahmen, die zwanzigfach den Raum des Gemäldes einnahmen, und über dem Sofa, an Goldschnüren mit dicken Troddeln befestigt, zwei Kniestücke in Lebensgröße: Porträtfiguren, aber heroenhaft aufgeputzt, einen faltigen Mantel um den nackten Leib drapirt. Dies Thurmgemach hatte nur eine große Thüre nach dem Salon; die Thürflügel waren ausgehangen. Man konnte von da fast den ganzen Salon übersehn.

Der Salon war, wie wir schon gesagt, in Grau, Rot und Gold tapezirt. Eine Thüre führte in das eben beschriebne Kabinet, eine zweite in der Mitte der aüßeren Wand öffnete sich auf den Balkon, und die dritte ging nach den Vorzimmern. Ein riesenhafter, vielseitiger Ofen aus weißen, im älteren Renaissancestile verzierten Kachelfliesen stand dem Balkon gegenüber. Das Mobiliar war noch im Geschmacke Davids: Karyatiden, Friese und Architrave an Tischen, Stühlen und Spiegeln, mythologische Reminiscenzen, Liebesgötter und Arabesken aller Art an den Leuchtern, wie an allem andern Geräte. Es zeigte alle jene Unbequemlichkeit und all jenen absurden Zuschnitt, den das Mißverstehen antiker Werke und die Vermischung von Plänen für Architektur mit denen für Hausrat seiner Zeit hervorgerufen. Tische bildeten Tempel, die Stuhlbeine gehörten in irgend eine Saülenordnung und von jedem Sims der Spiegelfassung schwangen nackte

Genien, in's Steife, Kurzleibige übersetzte Genien, ihre geschmacklosen Kranzgewinde. So war das Mobiliar, das außer seinem Reichtume an Vergoldung noch prachtvolle Vasen von Jaspis, venetianischem Glase, Porzellan und edlen Metallen zu tragen hatte. Das Licht des Kronleuchters war durch Gaze gedämpft, dagegen strömten zwei dicht mit Kerzen besteckte Armleuchter ihr volles Licht durch den Raum.

Ein runder, niedriger Tisch mit einer Marmorplatte, von mattschwarzen Sfinxen mit vergoldeten Diademen getragen, der sich trotz seiner augenscheinlichen Schwere auf dem Parquet fortrollen ließ, war eben von den Dienern mit Früchten der Jahreszeit und der Treibhaüser besetzt worden, und dies so wie die Haltung der Anwesenden, zeigte zur Genüge, daß die Sitzung noch lang nicht geschlossen werden sollte.

Die Gesellschaft bestand aus fünf Personen, von denen drei im Kabinette, zwei im Salon an der geöffneten Balkonthüre Platz genommen hatten.

Im Kabinet saßen zwei ältere Damen und ein Herr.

Adelaide Gräfin Hehlen, geborene Gräfin Trauchburg, konnte in jeder Beziehung für die Repräsentantin der vornehmen Damen einer Zeit gelten, die im Alter der Periode des gradlinigten Mobiliars voranging. Graf Ségur hätte in ihr eine jener vieilles femmes

gefunden, deren Nichtvorhandensein ihn an Napoleons Hofe störte. Die Zeit hatte an ihr nichts geändert als ihre Züge und ihren Anzug. Die Revolution, die Überschwemmung der deutschen Länder durch den Korsen, die sogenannte Befreiung endlich und die Restauration, Alles was diese Begebenheiten gebracht oder genommen, lag hinter ihr als historische Thatsache, kalt und tot, sie hatte nichts damit gemein. Auch die Restauration blieb ihr gleichgiltig; der Hof jenes Haubenstocks, den die Fremden zum Könige von Frankreich machten, begann seinen Lebenslauf ja mit dem Devotismus, der das Ende der Regierung Ludwigs des Vierzehnten bezeichnet hatte, mit jener freudlosen, „frommen“ Grausamkeit, die sich dort in der Aufhebung des Edikts von Nantes, hier in zahllosen Verfolgungen manifestirte. Die Zeit der Gräfin war die der übermütigen Freude, die gleich dem Aufflackern des Lichtes vor seinem Verlöschen, kurz vor der großen Katastrophe in Frankreich in gewissen Schichten der Gesellschaft herrschte, während das Elend, die Not in den andern eine neue Zeit vorbereiteten. Die Erinnerung an die Feste von Trianon, denen sie in ihrer Jugend beigewohnt; der galante, witzelnd spöttische Ton jener Tage, der vor keiner Beziehung, vor keinem Scherze, der nur irgend in geistreiche Form gekleidet war, zurückbebte; das für die Intrigue erfundene

Lispeln, die halbausgesprochnen Worte und vor Allem — die Verachtung für den tiers état waren ihr geblieben. Sie hatte ihre Augen weit über dreißig Jahre für das Draußen geschlossen gehalten, hatte nie mehr einen der entweihten Höfe besucht, wußte nichts von dem Ringen und Fordern der Zeit und gehörte somit ganz einer vergangenen Welt an. Ihre Ansichten hatten sie durchdrungen und conservirt, wie das Harz der Binden, in die man einbalsamirte Körper wickelt, nach und nach den Körper durchzieht und seine Form erhält: sie war eine lebendige Mumie. Was sie dachte und fühlte, prägte sich scharf, aber doch nur Dem verständlich, der ihre Weise und ihren Ideengang genau kannte, in ihrem Gesichte aus. Es war Manier darin, sonst wäre die Maske nicht lüftbar gewesen. So waren die Züge denn sprechend aber ihr Spiel ruhig und stereotyp, es gab in dem Denken und Fühlen der Dame nicht allein keinen Sturm, sondern auch kaum Ebbe und Flut. Jede Bewegung war gemessen, jede Bemerkung war oder klang wenigstens anständig lau. Sie würde nicht verfehlt haben in unsrer Zeit, in der die Marquisen mit dem Dodo ausgestorben scheinen, den Eindruck einer gewissen Szene aus Göthe's Tasso zu machen, einer Szene, die wol in Weimar aber nie und nimmer unter dem Himmel Italiens eine Bühne finden kann. Gräfin

Hehlen wäre heute ein „komischer“ Anachronismus oder, wie man vielleicht sagen würde, ein hors d'oeuvre.

Diese Frau saß ohne die geringste bequeme Nachlässigkeit in ihrer Haltung zu zeigen aufrecht in der Ecke des Sofas, die den Blick nach dem Salon frei ließ. Sie langweilte sich augenscheinlich, aber die Langweile schien ihr im Momente das einzig Schickliche, drum langweilte sie sich mit Anstand und Bewußtsein. Wie etwas in seiner Art Abgeschlossenes, Fertiges, immer eine gewisse Befriedigung bietet, konnte man sich auch von der Matrone nicht leicht oder gar unbehaglich abwenden. Sie war zu typisch, um nicht Aufmerksamkeit für sich zu fordern. —

Eine für die Länge der Zeit gewiß weniger interessante, dafür aber im ersten Augenblicke desto auffallendere Erscheinung war die zweite ältliche Dame, die den Sessel an den Tisch vorgeschoben hatte und eines Gehörfehlers wegen ihren Kopf möglichst in die Nähe der dritten Person, eines Mannes brachte, der mit großem Pathos aus einem Foliomanuskripte vorlas.

Klotilde Hehlen, die Schwester des letztverstorbenen Grafen, war nie schön gewesen, ja eine lange Krankheit, die auch ihr Gehör zerrüttet, hatte ihr sogar nie jene frische Glätte und Färbung werden lassen, die fast bei allen Mädchen in einer gewissen Zeit den

Mangel an Schönheit der Formen ersetzt. Trocken und hager, Dank verschiedenen Familienpakten auch arm, war sie trotz mancher geistigen Vorzüge nie liebenswürdig gefunden, nie geliebt worden. — Wäre die Liebe des Menschen zum Menschen, ein innigstes, vertrautestes Aneinanderschließen vorher fremder Personen, nicht ein wirkliches, natürliches Bedürfniß, so würden Menschen, die von der Liebe geächtet werden, nicht so unglücklich und bösartig. — Ihr Herz vertrocknete, sie trug einen erfrornen Frühling in sich und wurde in ihrem Wesen verzerrt, weil der Gang ihrer Entwickelung ein naturwidriger war, weil eins der notwendigen Glieder in ihrer Lebenskette fehlte, weil die höchste, gleichmäßige Stimmung aller Affekte in ihr nie zur Reife gekommen war. Damit fehlte ihr die Laüterung, das Gleichgewicht der Gefühlsaüßerungen; sie konnte weder noch wollte sie die Wirkungen dessen was sie sagte oder that messen und mildern. Sie war selbst nie zufrieden gewesen und liebte es darum allenthalben Unzufriedenheit zu verbreiten. Gab es in der Menage ihres Bruders einen Zwist, so unterlag es keinem Zweifel, daß sie geheim oder offen die Flamme geschürt. Das Verhältniß der beiden Schwägerinnen, das seit je ein gespanntes gewesen, erhielt früher noch durch die Triumfe der schönen, von allen Männern gefeierten Frau täglich neue Schärfe, und

Niemand freute sich mehr über die Verwüstungen, die das Alter in den Zügen Adelaidens angerichtet, Niemand war eifriger den Erfolg einer sorgfältigen, der Jahre spottenden Toilette zu vereiteln als Klotilde. Die Karten oder das Triktrak brachten zwar Abend für Abend einen Waffenstillstand zu Wege, aber da in der Trauerzeit eine solche Zerstreuung für unpassend galt, fand der eingewurzelte Groll in dem Augenblicke, in dem wir unsre Erzählung beginnen, keinen Ruhepunkt und war der Kampf der von jeder Partei mit den Waffen geführt wurde, die ihrer Eigentümlichkeit am meisten zusagten, ein endloser, überaus heftiger.

Der Widerspruch zwischen den beiden Damen dehnte sich sogar in auffallendster Weise auf den Anzug aus. Während die Wittwe das Trauergewand immer noch möglichst gefällig und ihrem Wuchse angepaßt trug, während sie jedes graue Haar sorgsam unter dem Kopfputze verbarg, war ihre Schwägerin in eine unförmige Masse des gröbsten schwarzen Wollstoffs gehüllt und zeigte mit unverkennbarer Absicht ihre spärlichen weißen Haare. Da sie um einige Jahre jünger war als die Gräfin, gab ihr diese Ostentation Gelegenheit zu bitteren Bemerkungen über die späte Eitelkeit ihrer Schwägerin. Diese sah in dem schwarzen Kleide mit Pleureusen einem jener würdevollen Nonnengemälde gleich, die man noch dort und da in Nischen alter

Klostergänge gemalt sieht oder in Familiengallerien findet, Klotilde dagegen erinnerte unwillkürlich an die große westindische Fledermaus. Ein Vergleich, der durch das wiederholte Ausspannen und Um den Leib falten eines riesigen Tuches, unter dem dann nur ihre dünnen Finger und der weiße Kopf hervorsahen, noch treffender gemacht wurde.

Diese beiden Damen bildeten das Auditorium des sehr ehrwürdigen Pater Ambrosius oder, wie er sich lieber nennen hörte, des Schloßkapelans. Auch Baccalaureus der freien Künste und Licentiat der Gottesgelahrtheit war der gute Herr Ambrosius Feigenblatt, dessen nähere Bekanntschaft zu machen wir sofort die Ehre haben werden.

Der kleine Mann, der neben den hochgewachsenen Gliedern der Grafenfamilie erst recht wie ein Pygmäen-Kazike aussah, saß auf seinem Tabouret wie eine Statue des verkörperten Respektes und schien in jeder Minute das wenige geistliche Fett, das die freien Künste etwa anzusetzen erlaubten, von seinen Rippen schwitzen zu wollen. — Es gibt eine Art von Hühnern, die aus Serbien stammen und ein ganz eigentümliches Gefieder haben. Ihre Federn sind von Natur dicht über dem Kielende geknickt und entbehren in den eigentlichen Federn der starren Rippe, so daß sich das ganze Gefieder aufwerts und bei dem kleinsten Luftzuge der gewöhn-

lichen Richtung entgegen straübt. Die Azel des Kapelans glich vollständig einer rotbraunen Henne dieser Gattung. Sie war daher das einzige in die Höhe strebende, respekts-widrige Ding an ihm. Andere haben ein doppeltes Kinn, der Baccalaureus aber hatte eine doppelte Stirn. Wir müssen es dahin gestellt sein lassen, ob die eine Hälfte, die durch einen tiefen Einschnitt von der andern gesondert war, durch einen Einschnitt, der nicht nur in einer Hautfalte, sondern in der Knochenformation selbst seinen Grund hatte, blos als Reservedampfkessel diente, — oder ob in der einen Abtheilung Das gebraut wurde was der Domine sagen, und in der andern was er verschweigen wollte. Immerhin hatte der Herr so viel von seinem Stande, daß er nicht alle Karten auf den ersten Blick sehn ließ, eine Bemerkung, die für unsre letzte Ansicht ein Gewicht in die Schale werfen dürfte und durch die sonderbare Stellung der Augen des Pater Ambrosius nicht Lügen gestraft würde. Die Scheidewand zwischen ihnen war so bedeutend und der Winkel von der Mitte der fleischigen Nase nach den Schläfen zu so schroff abfallend, daß die Augen eigentlich an den Seiten des Kopfes zu liegen schienen. Diese Eigentümlichkeit gewährte ihm den seltnen Vortheil nach den Seiten und fast rückwerts sehn zu können, wie wir dies bei mehreren Thierarten beobachten. Diese Thiere gelten für furcht-

sam, weil sie bei der geringsten Annäherung eines fremden Wesens die Flucht ergreifen, aber es mag dies eine von den vielen Ketzereien sein, die sich in die Auffassung von Thiercharakteren, die Taubensanftmut an der Spitze, eingeschlichen haben. Sie sind nicht furchtsam, sondern vorsichtig, weil sie keine Waffen haben. Auch der Schloßkapelan war nicht furchtsam, wol aber vorsichtig. Seiner eignen Erklärung nach hatte er sich nur aus einem Grunde, den wir achten müssen, niemals auf den — für ihn einzig ziemenden — literarischen Kampfplatz gewagt. Ein — vielleicht allzu reizbares — Moral-Nervensystem ließ ihn jedesmal erröten, wenn er sich „Feigenblatt" nennen hörte, und die damalige Uebersetzungssucht und Latinisirungswut der Namen brachte ihn nun vollends aus dem Regen in die Traufe. In der That aüßerte er einst in vertraulichem Gespräche zu einem gelehrten Freunde, daß die Übersetzung seines Namens ihn stets an eine piquante Stelle in Rabelais' Pantagruel und an das Ende von Ariost's sechster Satire erinnere. — Herr Ambrosius Feigenblatt war ein vielbelesner Mann und nebenbei wahrscheinlich zu eitel um die Klippe durch die Anonymetät zu umschiffen. Kurz, er schrieb aus Moralität nicht. Ihn aber furchtsam zu nennen, wäre grobe Verleumdung gewesen, denn er zeigte wiederholentlich den größten Mut und zwar in aüßerst

schwierigen Fällen, von denen wir vielleicht noch später einen oder den andern erfahren dürften. Aber vorsichtig war er. Und die Vorsicht scheint in seiner Lage inmitten einer nicht allzu friedliebenden Familie nicht nur eine Tugend, sondern gradezu eine Notwendigkeit, wenn er sich auf seinem Platze behaubten sollte. Einfluß hatte er nie erlangt, obgleich er der Beichtvater der ganzen hochgräflichen Familie war. Der verstorbene Graf drohte bei der kleinsten Einmischung mit der Hetzpeitsche; die Gräfin erfüllte aüßerlich religiöse „Pflichten“ mit derselben Förmlichkeit, mit der sie einem „großen Empfange“ beigewohnt, litt aber durchaus keine Annäherung; Gräfin Klotilde haßte den Pater, weil sie bemerkt zu haben glaubte, daß er ihrer Schwägerin mehr Unterwürfigkeit zeige als ihr selbst, und die junge Welt machte Scherze und Quodlibets über den patentirten Seelenheilkünstler. Sie lachte über seine Azel, über das wunderliche, antediluvianisch-französische Kleid, an dessen Kragen man noch Spuren des verewigten Haarbeutelschabens entdeckte, sie lachte über die schlotternde schwarze Atlashose, über die silbernen Schuhschnallen, vor Allem aber über seine Gelehrsamkeit.

Unter der jungen Welt verstehn wir das Paar, das im Salon zu beiden Seiten der geöffneten Balkon-

thüre sitzt und sich von der kühlen Luft Nachtigallenschlag und Blumendüfte zuwehen läßt.

Isolirt war es durch die Trennung von der Gruppe im Kabinet nicht, da die Lage sowohl, als die blendende Beleuchtung aus beiden Gemächern nur einen Raum machte, und so ein stilles, unbelauschbares Alleinsein unmöglich wurde. Ein solches lag indeß auch nicht im Plane Cecile Hehlens, sie hatte den Platz nur gewählt um die schärfere aber auch angenehmere Luft zu athmen, die von den älteren Damen vermieden wurde. Wir kennen das junge Mädchen schon; unsre Bekanntschaft datirt vom Friedhofe. Wir hatten somit schon Gelegenheit einen Blick auf das ansprechende Äußere der Gräfin zu werfen, aber Eins mußte uns dort im sinkenden Lichte entgehn, und dies Eine ist wichtig genug um hier nachgetragen zu werden.

Cecile Hehlen ist Braut.

Wir erinnern uns, daß Soulié, der ganz entschieden einer der größten Beobachter und Menschenzeichner war, die Haubtmerkmale für drei Stadien der weiblichen Entwickelung im Gange, in der Bewegung ausgeprägt fand. Das vegetirende Mädchen gleichsam geschlossen, unsicher und eckig; die erwachte, lebende, also liebende Jungfrau, mit jener weichen, schämigen Grazie, die vor sich selbst errötet und, aus großer Besorgniß sich zu verraten, ab und zu noch schroffe,

scharfe Linien durch ihre schwimmenden Kreise zieht; vollendete Rundung in der Bewegung, Festigkeit und fesselfreie Sicherheit aber nur in der Frau. Und er hat Recht. Aber es gibt noch ein Anderes, das sich erst mit dem ersten Dämmerscheine, der dem Erwachen vorhergeht, in die Züge eines weiblichen Kopfes drängt, ein Etwas, das von der geistigen Vermälung erzählt und das uns oft auch den Frauen noch die Geschichte ihres innersten Lebens ohne Paraphrase sagen ließe, wenn wir nicht aus Konvenienz den Schein, mit dem sie sich umgeben, achteten.

Der heiterste Kopf eines reifen Mädchens zeigt auch in seiner ausgelassensten Launigkeit noch einen leicht gespannten Zug, der um die Brauen lagert und von der Oberlippe nach den Wangengrübchen schleicht. Er ist anfangs eine stumme, friedfertige Frage, eine Frage, wie sie Kinder in ihrer Unschuld stellen, — dann wird er fester und sieht der liebenden Jungfrau als tieffsinniges, melancholisches Rätsel aus dem Gesichte. Ist sie Braut, so flüchtet Alles was Hoffnung und Besorgniß heißt, alle unbestimmte, namenlose Sehnsucht und Furcht in diesen einen Zug. Sie mag jubeln, von Freude stralen, das Rätsel tritt, je näher es seiner möglichen Lösung kommt, immer bedeutender, dringender, ja schmerzlicher hervor; es fragt immer dieselbe Frage, für die es in Worten keine Antwort gibt; es

ist ein Staat im Staate, ein Ding, das weder an Lust noch an Schmerz der andern Glieder Theil nimmt. Es gerät am Altare noch in Krampf und preßt Thränen aus den Augen, die gern Blitze der Freude sprühen möchten . . . . . Nur wenn der Mann, dem sich das Mädchen gibt, ein Oedipus gewesen, nur wenn zwischen Mann und Weib das letzte, innigste Verständniß obwaltet und volle Harmonie zwischen beiden besteht, kehrt der eigenwillige Muskel zum Gehorsam zurück, nur dann zeigt ein Frauenkopf für immer in jedem Affekte vollendeten Einklang, vertrauteste Übereinstimmung aller Bewegungen und aller Züge. Bis dahin nie. Es ist immer etwas Fremdes, Forschendes, immer eine Störung darin. Sie sehen falsch, Alle die in dem Kopfe eines Mädchens den heiligsten Frieden erblicken wollen, es ist immer eine große, ungelöste Frage da. Man sieht diese Frage unbeantwortet, verzerrt und peinlich zuckend in den Gesichtern einer großen Zahl von Frauen, die von der Welt für glücklich gehalten werden, weil die Welt das Glück nach Dingen taxirt, die in ihrer sinnlosen Gesellschaft Wert haben; — aber sie mögen sich immerhin selbst ihres Glückes rühmen, der eine unvertilgbare Zug in ihrem Antlitze straft Alles was sie auch der Gesellschaft zu Liebe sagen mögen, ewig Lügen.

Wir sahen ein Exemplar von Johannes Baptista Porta's Magia naturalis, das einst im Besitze des Wiener Jesuiten-Kollegiums gewesen zu sein scheint. Wenigstens trug es den Stempel dieses Instituts. Die Patres fanden für gut einige ihnen verfänglich scheinende Seiten aus dem unschuldigen Buche ganz herauszuschneiden, andre aber auf eine ganz eigne Weise mit mehr als russischer Schwärze zu durchkreuzen, so daß es kaum den Auffrischern pompejanischer Handschriften gelingen dürfte, sie wieder lesbar zu machen. Der Scheere ist unter anderen kleinen Kunststückchen, die es darauf abgesehn haben den Damen Possen zu spielen, verfallen, das Kapitel: „Amorem conciliare quomodo possimus.“ Man sieht hieraus, daß die P. P. Jesuiten nicht blos galant, sondern auch freiheitsliebend waren. Sie wollten keine erzwungene Liebe, keine Hexentränkchen, kurz, am Ende hatten sie sogar schon eine Ahnung von „freier Liebe“ à la Aston. — Sollte sich nun irgend ein jesuitisch galanter Leser bewogen fühlen, den obigen Exkurs für einen ungalanten Verrat weiblicher Mysterien zu halten, so diene ihm zur Beruhigung, daß so wie Die, welche Porta's Buch lesen, wol auch Porta's Weise verstehn und würdigen und deßhalb von seinen Recepten keinen Mißbrauch machen werden, — auch Die, welche Menschen verstehn und die oben angedeuteten Züge zu de-

chiffriren wissen, dem Markte nicht böswillig ihre Beobachtungen Preis geben werden. In beiden Fällen scheint also Censur, heiliger Eifer, Schwärze und Scheere überflüssig. — Wir haben indeß nichts dagegen einzuwenden, wenn irgend ein böses Gewissen oder aufrichtiges Betrübtsein dies Buch um diese Reflexion ärmer machen sollte. Die Censur wäre nur eine Bestätigung der Wahrheit und vertilgte wol ein Blatt Papier, nicht aber das Rätsel aus dem Gesichte der Frauen; sie hinderte uns also auch ferner nicht, in jedem weiblichen Kopfe, dessen Dasein nicht für immer oder nicht mehr vegetativ ist, den Grad seiner freien Entwickelung zu erkennen. —

Dies Rätsel war es, das scharf accentuirt in Cecile's Gesicht lag und ihren Kopf bestimmt zu dem einer Braut stempelte.

Ihr Braütigam saß ihr gegenüber. Der schöne Mann bewunderte das schöne Mädchen, sein Blick ruhte von Zeit zu Zeit glühend auf der prächtigen Gestalt in erster Jugendfrische, aber was ihm der aüßerste Ausdruck von Liebe war, würde uns, die wir vielleicht andre Begriffe von Liebe haben, nur ein Gefallen, ein Behagen, eine Steigerung desselben Gefühls, das man für ein fehlerfreies Pferd, einen Racehund, ja selbst für eine Havannacigarre haben kann, scheinen wollen.

Jeder Blick Cecile's schien aus endloser Ferne zu kommen, an Zaubergärten vorüber geschweift zu sein und endlich all die gesammelten Wunder in einen einzigen leuchtenden Stral zusammen zu fassen; Graf Hugo sah grade vor sich hin, sein Blick irrte nicht ab, wich nicht aus, er war frei ohne Rückhalt, verständig aber ohne Tiefe der Empfindung. Er hatte durchaus nichts Diplomatisches an sich. Der knappe militärische Rock, den er noch immer trug obgleich er bereits den Dienst verlassen, kleidete ihn vortrefflich; brüsque mit einer gewissen Ritterlichkeit, wie er war, konnte es für ihn keine passendere Tracht geben als die des Kriegers.

Sie sprachen, scherzten auch wol, aber weder suchten sich ihre Hände, noch flüsterten sie aus einem anderen Grunde so leise, als um den Vorleser nicht zu stören und etwa selbst dann und wann einen Brocken der Lektüre zu empfangen. Cecile fürchtete weder einen strafenden Blick der Mutter noch eine beißende Bemerkung der Tante: sie hätte gethan, wozu sie ihr Herz gedrängt. Aber es zog sie nicht zu jener süßen Vertraulichkeit, die in einem Nichts so unbeschreibbare Lust findet. Sie liebte Hugo nach ihrer Art, weil er ein stattlicher, schöner Mann, weil er ein verständiger, biedrer Charakter war. Sie hing an ihm, denn sie hatte schon als Kind, als er in's Feld zog, seinet-

halb geweint, und endlich wußte sie es seit langer Zeit nicht anders als daß sie Vetter Hugo's Frau werden sollte.

Eine nachweisbare Verwandtschaft zwischen den beiden Linien der Hehlen bestand gar nicht, indeß behaubtete man, sie hätten sich in grauer Vorzeit von einander getrennt und war ihre Vereinigung schon durch einen Familienpakt festgesetzt worden, ehe Hugo und Cecile noch die letzten Sprossen der beiden Haüser waren. Dieses Abkommen hatte engere Beziehungen und wiederholtes Zusammensein herbeigeführt, und ein Brechen der Verbindung war trotz der Abneigung der Gräfin-Wittwe gegen den zukünftigen Tochtermann durch die gegenseitige Neigung der beiden zunächst Betheiligten unmöglich geworden. Cecile war an den Cousin-Braütigam, der seit dem Tode ihrer Brüder, sobald es irgend anging, in Hehlenried blieb, gewöhnt und fühlte sich in dem Verhältnisse um so befriedigter, als ihr kaum eine Ahnung davon aufsteigen konnte, daß sie ihm überlegen sei, so lang die Gelegenheit zu praktischem Durchführen ihrer Ideen und zu Vergleichen mit seinen Plänen fehlte. Und wenn von Zeit zu Zeit auch jene sehnsüchtige Frage beredter und ängstlicher unter ihren Lidern hervorzuckte, so kehrte sie doch bald, von der Gewohnheit eingewiegt, in's Lager zurück, —

weil die Zeit noch nicht reif, die Antwort noch nicht fertig war.

Gewiß ist, daß dies Paar sich dennoch besser unterhielt als die andere Gesellschaft. Und wir werden uns darüber nicht wundern, wenn wir erst wissen welch geistvolles Werk der Kapelan zur Lektüre gewählt.

Der verstorbene Graf hatte Herrn Ambrosius Feigenblatt, um ihm einmal eine nach seiner Ansicht nützliche Beschäftigung zu geben, den Auftrag ertheilt die Genealogie des Hauses Heblen zusammen zu stellen. Der Graf hatte das Ende der Arbeit, für die es Duzende von Pergamentbänden durchzulesen gab, nicht erlebt, und da in der Trauerzeit Würfelbecher, Brettsteine und Piquetkarten ruhen mußten, profane Lektüre nicht passend, devote nicht ansprechend war, forderte die Gräfin den Verfasser auf, der Gesellschaft durch den Vortrag seiner Arbeit den Abend zu kürzen.

Der Band war ziemlich umfangreich geworden, außerdem in Folio mit bunten Initialen geschrieben und ahmte zum Überflusse, selbst wo kein fremder Autor citirt war, gern die Ausdrucksweise der Urkunden nach, die der Pater hatte benutzen müssen. Dadurch gewann das Werk unzweifelhaft an Würde und Bedeutung, denn wir mögen Altes und Veraltetes doch am liebsten in altem Gewande haben. Bibelcitate fordern z. B. absolut entweder das furchtbare Latein der Vulgata

oder den harten, für uns oft mystisch klingenden Text der Übersetzung Luthers. Es ist als vertrügen die Geschichten von dem Gotte, der da befiehlt zu stehlen, zu morden und zu sengen, und der Dem langes Leben verspricht, der nur die Eier oder Jungen aus dem Neste nimmt, die Alten aber fliegen läßt, nicht einmal die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts. — Ähnlich mag es mit dem genealogischen Aperçu des Herrn Ambrosius Feigenblatt ausgesehn haben, wenn er sich dessen auch kaum bewußt war.

So war denn das erste und zweite Kapitul: „Von dem Ursprung, Unterscheid und Nahmen derer von Hehlen," so wie von dem „Alterthumb" der Familie, zu allgemeiner Zufriedenheit vorüber gegangen, und man stand eben bei dem Abschnitte von dem „hochadeligen Wapen."

Wir können es uns um so weniger versagen Einiges von diesem denkwürdigen Vortrage für den Leser zu stenographiren, als wir dadurch nicht blos auf's Neue beweisen, daß menschlicher Scharfsinn nicht einzig und allein in der scholastischen Zeit und auf des seligen Thomas von Aquino Quaestiones quodlibetales verschwendet worden, sondern zugleich auch unsre Wahl der Kapitelüberschrift rechtfertigen dürften.

Pater Ambrosius las, wie folgt:

„Drittes Kapitul. § 1. Dieses Geschlechtes uraltes Wapen weiset uns sowohl einen über dem Helme zwischen zweien Püffelshörnern auf einem aufgehobnen (sic) Fuße stehenden Kranich, welcher zwei Sterne umb den Hals hat, als auch in dem Schilde in einem gelben Sand- oder Goldfelde ebenselbigen, jetzt beschriebnermaßen befindlichen Kranich.

„Es gibt die schlechte und einfältige Zeichnung dieses Wapens auch außer denen gründlichst obgemeldeten noch ein neues, gar scheinbares Merkzeichen des grauen Alterthumbs der Familie. Weil nämlich in demselben keine prächtigen Thiere, vielerlei und seltsame Figuren, sondern nur auf das Einfältigste ein Kranich abgebildet worden: so heißet uns die scientia heraldica mutmaßen, daß es müsse zu einer Zeit verliehen worden sein, da man mehr aus alter Aufrichtigkeit auf die Kennlichkeit der Tugenden, als auf künstliche Verblümung neuer Qualitäten sein politisches Absehn genommen hat.“ —

— Der Vorleser athmete hoch auf, und wir lassen eine Lücke, um dem Leser Zeit zu geben den gewiß sehr tiefen Sinn der letzten Zeilen ergründen zu können und verschanzen uns im voraus gegen den Vorwurf als hätten wir unsern eignen Scharfsinn als Spürhund auf die Jagd nach heraldischem Unfuge ausgesandt. Wir geben ausdrücklich die Versicherung,

daß wir hier wie überall dem urkundlichen Diktate wörtlich nachgeschrieben. Ebenso versprechen wir unser Möglichstes in der Verdeutschung fremdländischer Citate zu thun und hoffen endlich nicht für thöricht gehalten zu werden, weil wir Thorheiten im Gewande der Thorheit selbst an den Pranger zu bringen suchen. Man soll sehn, an welche Abgeschmacktheiten sich der Adelstolz klammert, der Stolz jenes Adels, der keinen Grund mehr findet, auf sich selbst stolz zu sein; man soll sehn mit welchen lächerlich spitzfindigen Kombinationen er seine Eitelkeit kitzeln mag und wie er in Dem seinen Ruhm zu suchen pflegt was von Haus dem Spotte verfallen ist. —

„§ 2. Diesem nach wollen wir den oftangerühmten polnischen Genealogum S. Okolsky in seinem Tomo III pag. 219 selbsten hören, welcher allda schlüßlich also räsonniret: Sunt alii qui utuntur grue sine stellis. Veniunt ex Bohemia utraque haec arma. Qua vero ratione concessa fuerint, scriptores licet non asserant, ipsa tamen arma loquuntur tacite suam originem. Militi custodiam de nocte agenti vigilantissimam in hostes concessa fuerunt."

Die beiden Damen nickten dieser mit vielem Aplomb vorgetragnen Stelle Beifall, wollten aber damit sicher nicht ihr Verständniß, sondern ihren Willen ausdrücken ohne weitschweifige Verdeutschung im Stile

Ehren Gottschlings darüber hinweg zu kommen. Auch enthält sie in der That nichts was nicht später nochmals wiederholt würde.

„Eben auf diesen Schlag," fuhr der geschmeichelte Pater fort, „judiciret auch der oben angeführete Paprozius und meldet dabei, daß er in keinen alten Historien den eigentlichen Ursprung des Wapens habe finden können, obgleich zu seinen Lebzeiten die Familie derer Grafen von und zu Hehlen schon floriret. Indeß, gleichwie die Püffelshörner ein Zeichen sind der Würde, Macht und Tapferkeit, vide Pierii lib. 7. hieroglyphicorum, — also gibt der Kranich ein überaus schönes Bildnüß militärischer Klugheit, wie D. Theodorus Hoepping: de jure insignium Cap. XI. n. 651. klärlich darthut und beweiset.

„§ 3. Hierauf und durch Veranlassung dieses leuchtenden Wapens rekommandiret oft berühmter Okolsky einem hurtigen Kriegsmanne folgende Stücke: Animum, Fortitudinem, Laborem, Vigiliam & Obedientiam, oder Mut, Stärke, Ausdauer, Wachsamkeit und Gehorsam. In allen diesen herrlichen Tugenden müssen vor Anderen die Herren Grafen von Hehlen excelliret haben, weil dieselben vor uralten Zeiten dergleichen fürtreffliches Wapen erworben. Und gewißlich ist keine adeliche Qualität und Tugend, deren

Bildnüß uns nicht der einzige Kranich gleichsam mit lebendigen Farben abschilderte.

„Die Wachsamkeit ist der Kraniche Haubteigenschaft und zugleich das Kennzeichen eines sorgfältigen Regenten oder Herrn, welcher vor die Sicherheit der Seinigen wacht. Dannenhero malet der grundgelehrte italienische Abt Philippus Picinelli in seinem Mundo symbolico lib. IV c. 35 einen scheinlich auf der Wache oder Hut stehenden Kranich mit diesem lemmate: „Ut alii dormiant.“ —

„Und wann die glorwürdigsten Kaiser Matthias und Ferdinandus III die Sorgfältigkeit vorbilden wollten, ließen sie auf ihre Münzen einen Kranich prägen unter dieser Überschrift: „Amat victoria curam.“ —

„Die Eintracht zeigen die Kraniche an, weil sie stets in gesammten Haufen fliegen und die Umschrift (!) führen: „Non nisi gregatim.“ —

„Den Gehorsam stellen sie gar artlich vor, indem einer von ihnen als ein General den Trupp führet, welchem keiner vorgreift, sondern alle in ungebrochner Ordnung folgen. Darum heißt es von ihnen: „Una dirigit omnes.“ —

„Die Beständigkeit präsentiren sie auf das Eindringlichste, da sie nicht bloß den angefangenen Zug so viel als möglich fortsetzen, noch den

mit der Klaue gefaßten Stein leichtlich fallen lassen, sondern auch, wie die Naturkündiger, und unter diesen Conradus Geßner, anmerken, ihre Gestalt im Alter unverändert beibehalten, obgleich alle andern Vögel (?) mit den Jahren die Federn wechseln. Dahero auch des Bargali treffliches Lemma: „Colorem nec aetate commutat." —

„Daß ich nichts merken lasse von der Verschwiegenheit, Arbeitsamkeit und Klugheit, welche die Kraniche dadurch blicken lassen, daß sie in der Stille einen Stein auslesen, selben fest tragen und vermittelst dessen Beides — den Flug befördern (?!) und die Wache bestellen (!). Zu dergleichen Kraniche schreibt Franciscus Lancus: „Non nisi pondere." —

„Dieses ansehnliche Korps der fürnehmsten Tugenden, gleichwie es den Vorfahren das edle Kleinod und Wapen erworben: also soll es nunmehro auch denen hohen Nachkommen, sowohl im geistlichen als weltlichen Stande, ererbtermaßen wie bishero eigen sein, auf daß sie an gleichmäßigen adeligen Qualitäten und Meriten von Anderen eyfrigst nachgeahmet werden und so dem Kranich ein neuer Glanz und Ruhm erwachse.

„§ 4. Noch sind die Neben-Emblemata zu merken, als welche auch in Sonderheit angeführt werden, um den Unterscheid beider hochgräflich Hehlischen Linien anzugeben und zu bestimmen.

„Wie schon gemeldet, sind zwei Sterne umb den Hals des Kranichs das Zeichen der Stamm- und ehemaligen Majoratslinie, während die zweite Branche einen Pfeil durch den Hals des Vogels führt. — Dürfte Schreiber dieses wagen in so wichtiger Sache seine demütigen Gedanken zu entdecken,“ — Ambrosius Feigenblatt erhob hier im triumfirenden Bewußtsein eines großen Gedankens auf diesmal durchaus nicht demütige Weise seine Stimme dermaßen, daß es ihm gelang die Aufmerksamkeit des Paares im Salon zu erregen. „Dürfte er wagen dem hohen Familienrate einen Vorschlag zur Beurteilung unterwürfigst vorzulegen, so dürfte das überaus glückliche Ereigniß, das die hohen Erbglieder beider Linien und Haüser, gleich zwei Edelreisern auf einander zu ablaktiren verspricht, eine erwünschte Gelegenheit geben, das beiderseitige Wapen zu vereinigen, indem nämlich der Kranich im Schilde geziemendermaßen mit den Sternen, der aber auf dem Helme mit dem Pfeile darzustellen und zu malen wäre.“

Da sich trotz der Pause, die der Pater mit vielem Raüspern machte, keine Stimme, weder für noch wider vernehmen ließ, fuhr er etwas eingeschüchtert fort:

„Die Sterne deuten die helle Vortrefflichkeit, der Pfeil jedoch die hurtige Tapferkeit eines heldenmütigen Offiziers an, und müssen wir nach dem Vortritte des

gelehrten Hoeppingii in seinem tract. de jure insignium pag. 642. so lang bei solcher heimlichen Deutung bleiben, bis die Geschichte uns Gewisseres darüber vorlegt.“ — —

„Die Sterne wenigstens bringst Du mir sicher, Cecile, und es ist die Schuld der Heraldiker, nicht Deiner Augen, wenn sie nicht Sonnen heißen,“ sagte der Braütigam. Es war eine in jenen Tagen noch nicht wie jetzt verpönte galante Phrase, doch wurde sie hier nicht ganz in dem leichten Tone gesprochen, den man sonst gewöhnlich für derartige Bonbons verwendete.

„Und der Pfeil sitzt schon hier,“ antwortete Cecile lächelnd und deutete auf ihr Herz, indem sie Hugo zugleich einen ihrer freundlichsten Blicke zuwarf.

O, die Liebe ist immer frisch und grün, sie ist es überall. Das Blatt, das ein alter, morscher Eichenstamm, vielleicht zum letztenmale treibt, unterscheidet sich weder in Form, noch in Farbe von dem ersten, das der Kapsel entsproß. So ist Liebe allerorten gleich, bei den Trieben eines Stammbaumes, der zu verdorren beginnt, wie draußen in Wald und Feld. Die Liebe findet überall Beziehungen und Anknüpfspunkte für sich und ihre freundlichen Bilder, sie findet sie sogar — — in den Figuren eines Wappens.

Der Kapelan war indeß mit seinem ergözlichen „Kapitul“ noch nicht zu Ende und fuhr in einer Weise, die weit entfernt von der Ironie war, die wir unwillkürlich in dem ganzen Traktate finden dürften, fort die Tugenden der Kraniche anzupreisen. Alle Fabeln, die je über dies Thier im Schwange gewesen, mußten herhalten . . . . . Wo der Verstand nichts findet, die Sinne nichts erfassen, — schickt einen Speichellecker hin, und er wird Wunder berichten! Ein Verdienst müssen wir aber troz alledem Herrn Ambrosius Feigenblatt zugestehn, — er hat uns eine Arbeit erspart, die wir in gleicher Weise kaum zu Stande gebracht und zu der wir uns doch aus Artigkeit gegen unsre Leserinnen verpflichtet gefühlt hätten. Der Baccalaureus der freien Künste hatte nämlich die lateinischen Kranichsdevisen auf gut Gottschedisch in Alexandriner übersetzt und aus drei Worten Text, genau wie sein edles Vorbild, regelmäßig und bequem zwei klappernd monotone Verse gepreßt. Wir können sie um so weniger unterschlagen als es von nicht geringem Interesse für die Menschheit sein muß, den ehrlichen Vogel des Ibykus sogar mit einer spezifisch christlichen Tugend ausgestattet zu sehn. —

Nachdem Pater Ambrosius, wie er es bei jedem Carmen zu thun pflegte, — und deren gab's bei jeder

feierlichen Gelegenheit, — ein „Si quid in me est ingenii“ voraus geschickt hatte, las er:

„Der Kranich ist fürwahr ein seltsam edles Thier
Und darum auch mit Recht der Hehlen Wappenzier:
Er will sich selbsten nicht des Schlafes Ruhe gönnen,
Damit die Andern nur indessen schlafen können;
Vorsichtig steht er oft auf einem Beine still
Und deutet damit an: Geb' Acht, wer siegen will!
Man sieht ihn nie allein, doch stets in Schaaren fliegen,
Weil ja vereinte Kraft nicht kann so leicht erliegen;
Gehorsam wird er auch zu jeder Zeit geschaut
Und unterthänig dem, dem der Befehl vertraut;
Beständig ist er dann, das zeigt uns sein Gefieder,
So wie es jung gekielt, so ist's im Alter wieder;
Und wie der Christ sein Kreuz, so trägt er seinen Stein:
Nie ohne schwere Last, — das nenn' ich weise sein!“

„Pah, Magister, Manches was Ihr da herausgerechnet habt, klingt gescheidt genug für einen Schulfuchser, aber hinterher müßt Ihr doch immer wie ein Marktschreier Eure eigne Waare anpreisen. Ihr habt nie einen Küraß auf Euern durchsichtigen Schultern getragen, sonst wäre Euch die Lust zu einem so närrischen Verse vergangen. Ich sag' Euch auf mein Wort, es gibt nichts Angenehmeres also Weiseres, als Küraß, Helm, Pallasch und Stiefel zehn Schritt vom Leibe zu werfen, wenn man einen tüchtigen Marsch hinter sich hat. Hole der Henker Eure lästige Weisheit!“

Der arme Poet, der heute auch gar nicht zum Anerkanntwerden kam, machte nach dieser Apostrophe die Normalbewegung einer gestörten Raupe mit solcher Präeision, daß nur die Tischplatte ein Begegnen der Kniee und des Kinnes verhinderte. Indeß kam ihm Gräfin Klotilde, die wie alle Damen der Art gern mit ihrer Frömmigkeit coquettirte und die Gelegenheit dazu mit Gewalt herbeizuziehen verstand, diesmal um so bereitwilliger zu Hilfe als sie hoffen konnte ihre Schwägerin werde sich in den Streit mischen und sie dadurch in der Lage sein, das beliebte Ziel für ihre Pfeile zu finden.

„Kehrt Euch nicht daran,“ sagte sie, kehrt Euch nicht daran, den Gottlosen ist nichts heilig. Diese fromme Eigenschaft war es sicher noch mehr als die anderen, die unsrem Ahnherrn den Kranich erworben und Ihr hättet sie unter den Familientugenden nennen sollen, denn in der That, wenn ich an das Dulden meines armen, jetzt seligen Bruders denke . . .! Christliche Demut, ergebnes Tragen großer Prüfungen gegenüber dem Hochmute und der Eitelkeit der Weltmenschen, die zum Unglücke und durch Zufall in unsre Familie gekommen sind und nie an den Tugenden der Hehlen Theil haben konnten, das muß den eigentlichen Grundzug im Charakter jedes echten Hehlen ausmachen.“

Sie sah die Wittwe dabei herausfordernd an. Diese aber schien den hingeworfnen Handschuh gar nicht zu bemerken; Hugo lachte so laut als er es in Gegenwart seiner künftigen Schwiegermama ohne ein Epigramm zu gewärtigen irgend wagen durfte, und um Cecile's Lippen spielte ein spöttisches Lächeln.

Da nach diesem kurzen Zwischenakte der Kapelan seine Verlegenheit und Entrüstung so weit bemeistert hatte, daß er wieder eine gestrecktere Stellung annehmen und weiter lesen konnte, blieb der ergrimmten Tante nichts übrig als die Entladung ihrer Zornbatterie auf gelegenere Zeit zu verschieben. Die Gelegenheit zeigte sich indeß zum Glücke für ihre Gesundheit bald. Und da diese Debatte für heute die Sitzung schloß, uns aber die Möglichkeit gibt, dies Kapitel adlicher Langweile angemessen zu schließen, so ist für alle Fälle ein Grund weniger vorhanden die weitere Schilderung des Abendvergnügens der Kraniche aufzugeben.

Wir lassen es uns wenig kümmern, daß der Abschnitt von den unterschiedlichen Branchen und Gütern der Hehlen sonnenklar nachwies, wie sich schon in einer Zeit, die sich durchaus nicht ergründen läßt, drei bedeutende Absenker vom Haubtstamme abgezweigt; ja es ist uns sogar sehr gleichgiltig, daß eine dieser Kolonien unmaßgeblich schon in der dritten Generation ausgestorben. Ebenso wenig Wert legen wir auf die

Bemerkung des Kapelans, daß zwar die Grafen Reuß von Plauen, die Freiherrn von Kranichsfeld, die Kranich von Wagenheimb am Rhein, die Kranichsberg in Baiern, die Weyer in Franken, die Stadler in Oesterreich, die Stoven in Hollstein, die Skronsky und Budzowsky in Böhmen und Polen, sowie etliche patrizische Geschlechter der Reichsstädte ebenfalls einen Kranich in Siegel und Wappen führten, aber durchaus keinerlei Ansprüche auf Abstammung von den Hehlen machen könnten.

— Graf Hugo, der wieder herüber gehorcht hatte, konnte die halblaute Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Tugenden des Kranichs, da er so sehr ausgefahren sei, doch wohl im Preise sinken müßten. —

Wir übergehn den Beweis für die Behaubtung des Kapelans, da unsres Wissens die oben genannten Familien nie Ansprüche gemacht haben, die eine Abweisung hervorgerufen hätten. — Wir erwähnen ferner nur flüchtig, daß die Hehlen zur Zeit der Kreuzzüge einige kühne Waffenthaten im gelobten Lande verübt, so wie, daß sie zur Zeit des 30jährigen Krieges als tapfre Reiterführer genannt wurden, und geben endlich wieder ein Stück der Familien-Chronika, das nicht so nebelgrauen Hintergrund hat, wörtlich nach dem Berichte.

„. . . . . . Auf diesen nicht genug zu rühmenden, tapferen und mächtigen Herrn, Herrn Hugo Ernst folgte nach seinem Ableben am vierten Februar 17 . . der sehr tapfre, edle Herr Hugo Eduard im Majorate.

„Er trat sogleich in seines Herrn Vaters namentlich durch Uneigennützigkeit ausgezeichnete Fußtapfen, indem er nicht allein den Dienst im Heere zu damaliger kriegerischen Zeit nicht quittirte, sondern auch den Genuß der Güter des Hauses alsbald zum größten Theile seinem Erbsohne überwies, welcher nach dem Aeltervater Hugo Ernst getauft war. Wenige Jahre darauf fügte der hohe Herr seinem großmütigen Geschenke noch Besitzrechte und Titel mit Vorbehalt nach § 10 des Familienstatuts bei.

„Der neue Graf ging, wie es einem solchen Kavaliere ziemte, auf Reisen. Die Zeit des Umsturzes aller geheiligten und weltlichen Ordnung bereitete sich im Stillen vor, und der in andern Konditionen über alle Maßen zu preisende Trieb nach Wissenschaft brachte dem jungen, heißblütigen Manne Unheil, während er zugleich ein edles Haus in tiefe Trauer hüllte. Dem Sprößlinge so vieler heldenmütigen Krieger mußte es unmöglich sein die rechte Wissenschaft von eitler und fluchwürdiger zu unterscheiden, und so lernte er von Gotteslaügnern königsmörderische Afterweisheit, ja er begehrte sogar, seiner hohen Ahnen völlig

uneingedenk, ein Frauenzimmer dunklen Herkommens zu seiner Gemalin erheben zu dürfen und solchergestalt seinem Wappen einen unauslöschlichen Schimpf anzuthun. Vergebens wurde ihm sein jüngerer Bruder, Namens Wenzel, nach Paris nachgeschickt, vergebens waren die Bemühungen anderer hoher Verwandten und Bekannten, die sich zur selben Zeit in Paris aufhielten, ihn zur Pflicht zurück zu führen: er war und blieb halsstarrig auf dem verderblichen Wege, auf den ihn die Wissenschaft und die schmachvolle Neigung zu einem gemeinen Weibe gelockt hatte. Er schloß sich sogar der scheußlichen Revolution an, verleugnete seinen Rang, kämpfte im Feldlager der Sansculotten gegen seine eignen Landsleute und machte endlich wirklich jenes Geschöpf, die Tochter eines Apothekers, zu seiner Gattin. So zeigte er sich denn seiner edlen Abkunft in jeder Beziehung unwürdig, und blieb seinem Vater nur die Erfüllung der Pflicht, auf Grund der Hausakte das ungeratne Glied auszustoßen und für sich und seine Nachkommen für erbunfähig zu erklären. Es geschah dieser Akt, zu dem sich der hochgebietende, regierende Herr Graf Hugo Eduard nur schwer und durch das Eingedenksein der ihm für die Familie obliegenden Pflichten bewegen ließ, Anno 17 . . am 5ten Jänner und in Gegenwart des Grafen Wenzel von Hehlen, zweitgebornen Sohnes des Grafen Hugo

Eduard, sowie dessen damaligen Brautvaters, des hochgeborenen Grafen Eugen Wilhelm von Trauchburg und des Pater Ambrosius Feigenblatt, Lic. Bacc. und Schloßkapelans, der dabei als Sekretarius fungirte.

„Somit war Graf Hugo Ernst zur Succession für unfähig erklärt, alle ihm bereits zugewiesnen Gerechtsame zurückgenommen und er dem Verderben, in das er sich selbst unrettbar gestürzt, überlassen worden. Er ging zum Heile der Familie, so viel uns bekannt, ohne Descendenten unter.

„An seinerstatt hatte der hochgebietende Herr Eduard, damaliger Zeit römisch apostolisch kaiserlicher Majestät General, seinen schon genannten zweiten Sohn, den Grafen Wenzel, unsern zuletzt verstorbenen Herrn, zum Majorats- und Allodial-Erben ernannt.

„Wir können außer seinen andern ganz besonders edlen Eigenschaften nicht genug rühmen mit welcher hohen Weisheit er den Einfluß der neuen Ideen und die Zeit der Fremdherrschaft zum Besten seines Hauses und seiner Descendenz verwendete. Es gelang ihm die Auflösung des Majoratsverbandes, die gesetzliche Aufhebung der alten Hausakte und die völlige Allodifizirung des gesammten gräflich Hehlischen Grundbesitzes in Sachsen, Franken und Schwaben herbeizuführen und sich so zum unbeschränkten Herrn des großen Güterkomplexus zu machen. Dieser Erfolg war von um so

größerer Wichtigkeit als der trostlose Gesundheitszustand seiner männlichen Nachkommen das trübe Ereigniß in Aussicht stellte, das Vermögen des Hauses in Folge früherer Lehnsbriefe, die nunmehro ihre Kraft verloren, nach dem Hintritte der Schwertlinie, mit einer geringen Abfindung für die Kunkelabkunft, an den Staat fallen zu sehn. Obgleich nun jene Trauerfälle später eintraten als man gefürchtet hatte, kamen sie doch früh genug, um die Vorsicht des liebevollen Vaters in vollem Lichte glänzen zu lassen. Wie Graf Hugo Ernst durch sein unüberlegtes Anhängen an französische Ideen sein Erbe leichtsinnig, ja fast verbrecherisch hinter sich geworfen, so rettete Graf Wenzel durch wohlüberlegtes und weises Benutzen derselben Grundsätze seiner einzig überlebenden Tochter, Gräfin Cecile, den Reichtum an Land und Leuten . . . . .“

„Genug, Pater! Mich dünkt es ziemte Euch schlecht von einem Gliede unserer Familie in Ausdrücken zu sprechen, wie Ihr von meinem Bruder Hugo Ernst gethan,“ sagte Gräfin Klotilde mit einer Stimme, die zwischen Schneiden und Kreischen die Mitte hielt. „Hugo Ernst hat geirrt, aber er war ein guter Mensch, dessen Andenken ich segne. Er war es, der allein Trost für die arme Verlassne hatte, der ihrer freundlich gedachte und sie selbst gegen den Vater, der sie nicht leiden konnte, in Schutz nahm. Ich habe Euch zuge-

hört bis hierher, aber nun genug! Es ist ihm im Leben mehr Unrecht geschehn als Die verantworten können, die es ihm angethan, Ihr sollt ihm nicht nach dem Tode noch zu nahe treten, um Anderen zu schmeicheln, die es nicht verdienen."

Sie sagte das mit großer Heftigkeit und mit einem Anklange von wahrem Gefühl, den man in der vertrockneten Gestalt nie gesucht hätte. Niemand ist erkenntlicher für einen theilnehmenden Blick, für ein Wort, das zum mindesten nicht abweist, als Jene, die von aller Welt abgewiesen werden. Klotilde hatte die Güte des Bruders nicht vergessen, und wenn sie sein Auftreten auch verdammte wie die Anderen, so wollte sie doch nicht, daß der erste beste Fremde sich ein hartes Urteil über ihn erlaube. Es war nicht bloß die Schmeichelei für ihren zweiten Bruder, mit dem sie sich nie vertragen obgleich sie seine Partie gegen seine Frau nahm, nicht das dem Manne der verhaßten Schwägerin gespendete Lob, das sie empörte, sondern wirkliche Anhänglichkeit und Liebe zu dem Verschollenen. Sie hatte Niemand außer ihm gehabt, der sie geschützt.

„Es ist traurig, daß ein solcher Fall zur Schmach des Namens je vorgekommen, und Niemand von uns hat des Entarteten der Welt gegenüber je anders erwähnt, als eines Toten," sagte die Wittwe ruhig und gemessen. „Aber die Familiengeschichte, die nur für die

Familie geschrieben wird, muß nackte Wahrheit enthalten, auch wenn diese hart ist. Die Nachkommen sollen den Fleck kennen, sie sollen wissen, wie in edlen Haüsern Justiz geübt wird und wie ein edles Familienhaubt eher ein krankes Reis mit blutendem Herzen abschneidet, als schlechte Gesinnungen und den Schmutz der Rotüre an dem Jahrhunderte alten Baum fort fressen läßt. — Ihr hättet die Sache, die Euch ja bekannt ist, Pater, darum weitlaüfiger und schonungsloser darstellen sollen, damit unsre Enkel sich noch ein Beispiel daran genommen und in ähnlichem Falle ähnlich gehandelt hätten."

So kalt die Wittwe diese Worte auch aussprach, verriet ein leises Vibriren der Stimme zu Ende der Rede doch, daß ihre Erbitterung gegen den Renegaten einen tieferliegenden Grund, einen Grund, der mit der Ehre des Namens Hehlen wenig gemein hatte, haben mußte.

„Die Frau Schwägerin kann und konnte nie vergessen, daß mein schöner, edler Bruder die Tochter eines Apothekers ihren vielbewunderten Reizen vorzuziehn für gut fand. Er wußte gewiß, warum!" warf Klotilde spöttisch hin.

Eine Antwort auf diesen direkten Angriff, der in Gegenwart Cecile's doppelt verletzend und taktlos war, wurde indeß durch die Lebhaftigkeit, mit der Graf Hugo in's Kabinet und an den Tisch trat, abgeschnitten.

Er legte eine seiner nervigen Hände so gewichtig auf die Schulter des kleinen Paters, daß dieser auf's Neue die Muskelschnellkraft und Gelenkigkeit einer Raupe nachahmte, diesmal aber sein Gesicht völlig in seine Skripturen vergrub.

„Verzeihung, Gnaden Mama,“ rief der junge Mann eifrig: „Verzeihung, daß ich Ihre Ansicht diesmal nicht theilen, ja nicht einmal billigen kann. Nie noch hat ein Hehlen, der die Waffen trug, seinen Namen entehrt — und wir trugen sie Alle, so weit die Geschichte des Hauses reicht! Graf Hugo wurde durch Verhältnisse und Ansichten, die uns nicht recht scheinen und es wol auch nicht sind, verführt; er that Schritte, wie sie damals in Frankreich von Vielen geschehn sind ohne so streng gerügt worden zu sein, — aber etwas Unehrenhaftes hat ihm nur dies kleine, alberne Insekt nachzusagen gewagt.“

Er gab seiner Hand einen leichten Nachdruck, der aber kräftig genug war, dem Pater und Historiographen alles Blut in's Gesicht zu treiben und ihn auf's Ängstlichste husten zu machen.

„Ich sprach Männer,“ fuhr der Vertheidiger fort, „Männer, die den citoyen Héhlén gekannt haben, und sie sagten vom Ersten bis zum Letzten: er sei tapfer gewesen wie ein Löwe, er sei gestorben wie ein

Held. Bei Gott, in der Faust den Stumpf seines Säbels, drei Kugeln in der Brust und den Kopf zerhauen, hingestreckt über eine eroberte Standarte, die er nicht lassen wollte, das ist nicht der Tod eines Ehrlosen, das ist kein schmachvoller Tod. Wir Soldaten haben davon andere Begriffe, wir wissen, was es heißt, so zu sterben. Wir würden einen solchen Tod bei unsrem ärgsten Feinde noch für fähig halten alle alten Sünden auszutilgen. — Schreibt ihn zu den Helden des Hauses, Kapelan, ich befehle es Euch, und laßt Eure Salbadereien und Schwanzwedeleien, wenn es sich um Männer handelt, die an einem einzigen Schlachttage mehr Aufzeichnenswertes gethan, als Ihr in Eurem ganzen erbärmlichen Skriblerleben. Versteht Ihr mich? Ich bin durch zu Recht stehende Familienabkunft das Haubt des Geschlechts und werde nicht dulden, daß das Gift schiefer Falschheit die Blätter besudelt, die unsre Geschichte enthalten. Hört Ihr's, Ihr habt mit oder ohne Wissen schändliche Lügen geschrieben! Der Graf war ungehört verurteilt und enterbt, ehe irgend etwas Positives gegen ihn sprach; die Not trieb ihn unter die Fahnen der Empörer, die Not und falsche Vorspiegelungen jener Verwandten und Bekannten, die Eure feile Feder preist; man ließ seine Frau und seine Kinder verhungern . . . . aber davon versteht Ihr,

der Ihr an Herz und Geist Kastrat seid, nichts. Wahrhaftig, ist Jemand anzuklagen . . . . ."

Er brach plötzlich ab, denn es war der Vater seiner Braut, es war vor Allen ihre Mutter, denen die Welt und er, durch gute Gründe unterstützt, in dieser Sache nicht das ehrenhafteste Benehmen zur Last legte.

„Ich hätte nicht gedacht, daß mein wahrscheinlicher Schwiegersohn so beredt sein kann. Eine neue Tugend! Dem Willen des „Familienhaubtes" werden wir uns allerdings fügen müssen, indeß sollte der junge Herr, der nach seiner Verbindung mit meiner Tochter das Familienhaubt sein wird, die Erzählung alter Thatsachen immerhin ungestört den Zeitgenossen der Ereignisse überlassen, zumal denen, die durch die Verhältnisse genau unterrichtet sind."

Hugo war durch die überaus spöttische Betonung dieser Worte noch mehr als durch die frühere Bemerkung gekränkt und es bedurfte eines dringend bittenden Blickes seiner Braut, die sich, von richtigem Gefühle geleitet, in den Salon zurückzog, die heftige Antwort, die sich auf seine Zunge drängte, zu unterdrücken. Er begnügte sich damit, seinen Groll an dem unglücklichen Geschichtschreiber auszulassen, und als ihn hierin Tante Klotilde, erfreut über den Sukkurs, ablöste, sagte er der Wittwe nur leise:

„Ich weiß Alles genau, Alles!“

„Das ist recht gut für Sie, lieber Hugo,“ antwortete sie laut, „ich wünsche nur, daß Ihnen Ihr demnach sehr umfangreiches Wissen, von dem ich bis heute nichts zu ahnen Gelegenheit hatte, nicht oft schlaflose Nächte macht. Armer Mensch, ich dachte bisher immer er schläft den Schlaf der Glücklichen, die nichts oder möglichst wenig wissen! Ruhen Sie wenigstens heute gut, da Sie doch morgen sehr früh fort müssen. Bonne nuit, mon enfant! Traümen Sie von Ihrem neuen Helden!“

Sie reichte ihm möglichst gleichgiltig die Hand zum Kusse. Als er sich darauf niederbeugte, flüsterte er ernst: „Ich sprach Caton Legrange, kenne die Szene in Versailles und las den letzten Brief von Ihnen an Hugo Ernst. Madame, ich weiß in der That durch Zufall Alles, was jene Intriguen anbelangt.“

„Ich muß es Ihnen hierbei, wie immer überlassen zu meinen und zu glauben was Ihnen gut scheint,“ sagte die Matrone unerschütterlich kaltblütig obgleich ihre Augen bei dem Nennen des Namens Caton Legrange gezuckt hatten. „Freuen kann es die Mutter Ihrer Braut indeß natürlich nicht, daß Sie auf offenbar sehr vertrautem Fuße mit einer schlechten Person gestanden haben, die einst wegen verschiedner Streiche ihres

Dienstes bei mir enthoben wurde. Sie ist ja wol sehr herunter gekommen, die leichtfertige Person? Ich dächte gehört zu haben, daß sie zu der Zeit als Sie mit den Alliirten in Paris waren, ein Haus von weniger als zweideutigem Rufe hielt. Ist es nicht so, Herr Graf?"

„Gut ripostirt, alte Hexe!" murmelte Hugo zwischen den Zähnen. Dann überwand er seine Verlegenheit so gut es ging und sagte mit erzwungnem Lächeln und nicht ohne scharfe Betonung: „Sie behaubtet als Kammerfrau einer Hofdame Studien am Hofe gemacht zu haben, die sie jetzt verwertet. Meine Bekanntschaft aber suchte sie ziemlich zudringlich weil ihr der Name interessant war."

Cecile kam zurück und reichte dem Braütigam nun auch die Hand zum Abschiede; sie wollte der gereizten Mutter durch größere Vertraulichkeit nicht Gelegenheit zu spitzen Bemerkungen geben, sah Hugo aber mit einem herzlichen, verheißungsreichen Blicke an und sagte nicht: „Lebewohl!" sondern nur: „Gute Nacht, Hugo!"

Sie hatte ihre Entfernung aus dem Kabinet benutzt einen Befehl zu geben, und der vorleuchtende Diener erzählte, daß das Pferd der jungen Gräfin morgen mit dem ihres Braütigams zugleich gesattelt

werden sollte. — Die Übersetzung jenes Blickes lautete also: Ich begleite Dich morgen, Mama schläft dann noch und wir sind frei. —

Cecile fand heute, daß sie Hugo mehr liebe als sie selbst gewußt. Er war so schön, er sah so edel männlich aus, wenn er lebhaft wurde . . . . . .

Viertes Kapitel.

Ein Morgen im Schloßpark.*)

Wir haben noch für Alles was uns unerklärlich war nichts desto weniger aber in seinen Wirkungen nach außen dem Beobachter auffallen mußte, ein Wort gefunden. Und wieder hat dieses Wort oft im Laufe der Zeit seine Bedeutung so vielfach ändern müssen, daß der Begriff, den wir jetzt damit bezeichnen, ein ganz anderer ist als der, den man vor Jahrhunderten damit zu verbinden pflegte. So ging es mit Republik und Tyrannie, Demagog und Literat, so mit unzähligen andern Wörtern. — Andrerseits legen wir auch manchem Worte einen Sinn unter, den es gar nicht hat, gar nicht haben kann; wir verstehen z. B. unter „Mode" (modus) womöglich ganz willkürliche Aenderungen in Trachten und andern Äüßerlichkeiten, die in dem Belieben des Schneiders, der Putzhändlerin und des Hut-

*) Der Setzer wird den Lesern der Novelle durch einen auffallend großen Buchstaben den Anfang ihres Kapitels andeuten. A. d. S.

machers liegen, während die Mode eine weit höhere Bedeutung hat.

Nicht der Geschmack erzeugt sie, nicht der Geschmack ruft diese oder jene Eigentümlichkeit in Kleidung, Hausrat und Architektur, in Gartenanlagen und hundert anderen Dingen hervor, — denn auch diese Richtungen der nach außen schaffenden Kraft des Menschen sind der „Mode“ unterworfen. Ebenso wenig regelt die Mode den Geschmack. Die Mode ist eine Sitte und es wird sich immer und allenthalben ein höchst intimer Zusammenhang zwischen elementarischen Verhältnissen und in der Natur der einzelnen Länder gegebnen Bedingungen, zwischen den Sitten und Forderungen, zwischen dem leitenden Gedanken der Jahrhunderte und ihren Trachten, Bauwerken, Gärten u. s. w. finden lassen. Das Band, das sie umschlingt, heißt Bedürfniß, Notwendigkeit. Die Mode ist eine stumme Willensaüßerung oder ein Produkt ihrer Zeit, sie ist ein Gegebenes oder notwendig Resultirendes, ohne daß wir und sie es uns klar machen.

Eigentümlich ist dabei noch, daß sie sich in einer Art von Rösselsprüngen fortbewegt, Mittelglieder übergeht und erst nach einiger Zeit auf Umwegen zu dem Platze zurückkehrt, den sie in grader Linie weit eher hätte erreichen müssen. Solche Lücken werden dann durch „Renaissaneen“ und dergleichen ausgefüllt. Auf-

fallend macht sie aber außerdem der Umstand, daß die kaumverlassne Phase augenblicklich der Lächerlichkeit verfällt, während ein Schritt weiter zurück das Auge wieder befriedigt. Die Luftballonärmel an den Damenkleidern, die faltenlosen, schrecklich engen Röcke, die platt an den Hüften lagen, die Umknupftücher mit den langen Enden sind auch an Porträts widerwärtig weil wir glauben, es sei gar kein Charakter darin; dagegen mögen wir die mindestens ebenso unschönen Reifröcke, die hohen Toupés und Perücken, ja selbst die von Metallspitzen umstarrten Mieder viel eher ertragen, — weil in der That diese Tracht eine charakteristische, der Zeit angepaßte war. Ein weiterer, tieferliegender Grund dafür sind aber die Rösselsprünge der Mode und das Gefühl einer auszufüllenden oder ausgefüllten Lücke, so daß denn immer nur jener scheinbare Rückschritt mit voller Festigkeit auftritt.

Um Geschmack und Mode entschieden als dem Bedürfnisse entsprechend darzustellen, müssen wir indeß unsre Betrachtung mehr auf Dinge ausdehnen, zu denen größerer Kraft- und Willensaufwand gehört und die darum recht eigentlich Produkte der Zeitrichtung und der Verhältnisse sein müssen. An der Spitze geht die Baukunst.

Die Architektur der Aegypter, die uns durch ihre breiten Dimensionen, durch die kolossale Wucht ihrer

Steinmassen imponirt, mußte sich in dieser Weise entwickeln, mußte die Garantie ihrer Dauerbarkeit in der eignen Schwere mitbringen, weil das aufgeschwemmte Delta und der Wüstensand keinen festen Grund boten, oder weil dort, wo diese Bedingungen nicht vorlagen, doch das weite, gedehnte Land mit seinen unermeßlichen Flächen ganz von selbst zur Massenhaftigkeit und Dehnung aufforderte. Der Geist des Widerspruchs, die Polarisation des Gedankens, mußte ebenso notwendig die spitzen, schmalen Obelisken *) erfinden, um sie als Gegensätze den breiten Massen entgegen zu stellen und so das Bild zu vollenden. Wir finden dieses Anschmiegen an das in der Umgebung Gegebne auch in der Natur neben dem Widerspruche gegen dasselbe. Die Nymphäen, Lotos u. s. w. entwickeln sich breit, platt und horizontal, sie harmoniren mit der Wasserfläche, während die Junkusarten, die Sagittarien und Schilfe scharf und dünn nach oben schießen. Die Dauerbarkeit ist aber sicher einer der wichtigsten Beweggründe für die Bauweise der Aegypter, so wie ihr Geschmack hinsichtlich der Form durch den ganzen positiv-mystischen Charakter des Volkes bedingt wurde. Für das Eine spricht außer dem Angeführten noch der Unterschied zwi-

*) Die nubischen Pyramiden sind mindestens ebenso alt als die Obelisken.

schen den leichten, zeltartigen Wohnungen der Fellahs und den Bauten, die Jahrhunderten zu trotzen bestimmt waren; für das Andere die Vorliebe für die mathematischen Grundformen, Würfel und Pyramide. Man sieht, wie sich hier Beides, die charakteristische Richtung des Volksgeistes und die elementare Forderung durchdrungen hat. Die mathematischen Grundformen, mit denen man auf gedehntester Grundfläche in die Höhe stieg, entsprachen sowohl dem einen als dem andern Bedürfnisse. Man stellte dem Wechsel von Überschwemmung, Schlamm, loser Erde und Flugsand die felsengleiche Solidität der Last entgegen und befriedigte zugleich durch die Form den Sinn für strenge Wissenschaft. Kultus und Wissenschaft war damals ein und dasselbe, so war es denn der Kampf um Bestehn und Nichtbestehn und zugleich eine Art Religiösität, es waren Bedürfniß und Notwendigkeit, die jenen Werken ihren eigentümlichen Typus aufzwangen.

Die Auswanderer nahmen die Gewohnheit dieser massiven Gradlinigkeit mit nach Griechenland. Hier aber waren und wurden die Bedingungen wesentlich andere. Die Kolonisten würden auch dann, wenn ihnen dieselben Mittel, dieselben Menschenkräfte zu Gebote gestanden, wenn sie dieselben Ideen kultivirt hätten, keine Pyramiden zu dem blauen, freundlichen Himmel Hellas' empor gestreckt haben. Die Elemente drohten

nicht, sie beruhigten; und der Felsgrund, der sich dicht unter frischer, kräftiger Vegetation barg, trug auch die schlankste Saüle frei und ungefährdet. Es gab mehr natürlichen und beständigen Wechsel, das Land war an sich zu wellenförmig, als daß Nachahmung der Natur oder Widerspruch ihr gegenüber hätte zu extremen Richtungen führen müssen. Die Erdoberfläche bot hier ein Gleichgewicht von Höhe und Tiefe, Fläche und Erhebung: das Gleichgewicht ist das oberste Gesetz der Schönheit, die Natur wies also selbst auf das Schöne hin und forderte als Analogie die künstlerische Schönheit, das Gleichgewicht der Form. — Wie die glückliche Lage Griechenlands zwischen dem sinnenden, wir sind versucht zu sagen, philosophischen Reiche der Pharaonen und dem orientalischen Satrapenluxus jene Höhe der Kultur, jene Vollendung und Eleganz in Allem was die Griechen schufen erzeugte, weiß alle Welt. Das Volk, das die fertigste, abgerundetste Sprache des Erdballs sein Eigentum nannte, das den sinnigsten, ausgebildetsten und freundlichsten Kultus besaß, mußte jene lichten, heitren, harmonischen Tempel bauen, mußte jene zierlichen, schlanken Formen finden, die in ihrer edlen Einfachheit die ewige Norm des makellos Schönen bleiben werden. So mußten wieder die ernsten Dorier, in denen der heilig mystische Hauch der nachbarlichen Orakel- und Zauberländer waltete, in ihrer ruhigen Abgeschlossenheit die schlichte männliche Saüle ersinnen; so die Jonier den zarten,

mädchenhaften Schaft mit dem süß geheimnißvollen, in sich verschlossnen Knaufe dichten; so die Korinther dem Marmor einen üppigen Blätterkranz als Krone auf's Haubt drücken. Man lese die Geschichte nach, studire den Charakter dieser Völkerstämme und sage dann ob sie nicht so bauen mußten. Es war durchaus eine im und mit dem Volke gegebne Notwendigkeit, nicht Willkür und Eigensinn, was man auch für Fabeln und Erfindungsgeschichten erzählen mag. Und beweist die bekannte Sage von dem Korbe mit den Akanthusblättern nicht auch noch unsern Satz? Hätte die Anwendung nicht im Ideenkreise jenes Steinmetzen gelegen, wäre sie also nicht ein der allgemeinen Richtung seines Stammes Verwandtes gewesen, so wäre nie ein Kapitäl mit Blättern geschaffen worden.

Je mehr Bedeutung die Städte später erhielten, je dichter die Bevölkerung und je wertvoller dadurch der Boden ward, desto mehr kam der Bogen zur Geltung. Seine Unersetzlichkeit, die in den Tagen früherer, untergegangner Kultur, in Assyrien, Persien und an anderen Orten den Sagen von großen Thurmbauten und aufgefundenen Spuren nach offenbar schon anerkannt worden war, stritt gegen die Gewohnheit des Architravs und breiter Friese. Man fing an Stockwerke über einander zu thürmen und wo Architrave blieben, blieben sie als Schmuck; das Bedürfniß konnten sie nicht mehr befrie-

digen, denn sie hätten im Allgemeinen für die neuen Zwecke zu vieler und zu schwerfälliger Stützen bedurft. Anfangs waren ja auch sie nur ein Theil des notwendigen Gebälkes, vom Schönheitssinne der Menschen, von der Kunst benutzt und geschmückt. Die neuentstehende Architektur konnte sie nur als Reminiscenz mit hinüber nehmen und aus Gewohnheit oder Nachahmungslust reproduziren. Notwendig waren sie ihr nicht mehr. —

Mit dem Siege des Bogens beginnt eine neue Aera. Die Übereinanderschachtelung bildete sich zu gleicher Zeit auch in der Gesellschaft nach festen Grundsätzen aus. Menschen und Staaten lassen sich von da ab wie die Stockwerke in Kategorien bringen, die sie nicht überschreiten dürfen. Die erste Etage bleibt die erste, und die siebente die siebente. Die Menschen waren einander nahe genug gerückt um Hierarchie, Büreaukratie und Polizei erfinden zu können. Die Übereinanderschachtelung nach bestimmten Regeln feierte ihren Sieg und baute im Bogen am ersten Kaiserpalaste ihren Triumfbogen auf. — — Folgerichtig wählte man zuerst die einfachsten Wölbungen, weil sie am meisten Festigkeit versprachen. Rund- oder Spitzbogen, die Sehnen vom Gipfel nach den Stützpunkten bildeten mit der Grundlinie fast immer ein gleichseitiges Dreieck. Gesetz war es nicht, neue Forderungen erzeugten neue Formen; mit

der Sicherheit wuchs die Kühnheit, man streckte oder hob die Wölbung nach Bedürfniß.

Die Kunst hatte im Westen und Norden durch Kolonien und mannigfachen Verkehr Wurzel geschlagen, sie blühte namentlich in den Küstengegenden des Westens, deren Reichtum sich durch Handel steigerte, in großer Pracht. Da ergoß sich jener große germanische Völkerstrom aus dem Osten über die durch Phönizier, Griechen und Römer civilisirte Welt. Von da ab sehn wir zunächst in Nord und West die Bauwerke wieder roh und ungefällig werden. Es bestand in jener ersten Periode des germanischen Zeitalters keine Harmonie des kräftigen und nur kräftigen Wesens der Sieger mit den Schöpfungen der von ihnen unterjochten Völker. Sie fühlten zwar das Bequeme heraus, gewöhnten sich auch daran, aber ursprünglich verachteten sie die Besiegten zu sehr um nicht eine starke Dosis ihres eignen Trotzes und ihrer Eckigkeit in neue Werke zu übertragen. Die sogenannte altgothische Architektur ist völlig dem Standpunkte und Charakter jener Gothen und Longobarden, die sich in die Spolien der einstigen Weltbeherrscherin theilten, angemessen. Hart, unerschütterlich, eckig und starr, ohne Gleichgewicht und Ebenmaß, wie die Menschen selbst in der Gewalt das Höchste und Letzte suchten, sind alle Denkmäler, die uns als von ihnen herrührend aus den ersten christlichen Jahrhunderten geblieben. Ja das

Christentum selbst, das sich kaum aus der Finsterniß der Katakomben empor gearbeitet hatte, brachte von unter der Erde, von den Gräbern der Märtyrer, den Hang zum Dunkel, zu drückender Düsterheit mit und ließ durch schmale Fenster, hier und dort in ellenstarke Mauern gespalten, nur karges Licht in die schmucklosen Raüme dringen. Der Schönheitssinn ging mit der Verachtung des „Weltlichen," die bei den ersten Christen auch nur ein notwendiges Agens war weil sie nichts besaßen, gänzlich unter und tauchte erst später als die Lage der Dinge eine andere, die Armut des Klerus eine Phrase wurde, wieder auf. Mit der Verachtung des Weltlichen ist arg Komödie gespielt worden! Den großen Haufen der Kommunisten kauft man auch heute für hunderttausend Thaler duzendweise.

So standen die Dinge noch als die Mauren den Orient in den Occident brachten. Sie schufen sich die Natur ihrer verlassnen Heimat aus Stein und Stuck; die Pracht, der Glanz und zugleich der Sinn für das Bequeme und sinnlich Angenehme, der dem Orientalen eigen ist, ließ die Ecken vermeiden und erzeugte Kuppeln über dämmerig erleuchteten Sälen, und wieder durch den Kontrast die Minarets daneben. Die Kuppeln führten zu gezognen, reizend weichen Bogen, und diese Bogen zu jenen Pfeilerbündeln, deren Kronen sich wie Palmen aus einander fächern. Sie kannten die

Palme, verglichen unwillkürlich ihre Saülen mit dem Stamme des Baumes und gaben ihnen nun auch noch die Fächerkrone um ganz in heimatlichem Schatten zu lagern.

Auf ähnliche Weise dürften die Palmensaülen mit ihren mächtigen Gurt-Rippen nach den Kreuzzügen in den neugothischen Stil gekommen sein. Das Christentum war damals eine eigentümliche Mischung greiser Tiefsinnigkeit und geweihter, prachtliebender Märchenhaftigkeit. Die erste Eigenschaft war eine Folge der Stumpfheit, der Erschlaffung, die stets großen Siegen folgt; die zweite brachte das neue große Ereigniß, die Schwärmerei für das gelobte Land, — genährt und ausgebildet aber wurde sie durch die Krystallisation der feudalen Hierarchie wie des hierarchischen Feudalismus. Das Christentum hatte wieder an seiner Wiege gestanden und das ohnehin so sagenreiche Mittelalter bemächtigte sich auch noch der Legenden, die ferne, kunstgesaügte oder doch den Kreuzfahrern fremdartig organisirte Länder umklangen, um durch dies neue, farbenreiche Element jenen wunderbaren, glänzend schattigen Mystizismus aus sich heraus gebären zu können, vor dem eine Welt sich beugen lernte. Die Religion der Katakomben trat nun auch plastisch als Siegerin, als Herrscherin auf und die Münster wurden ihre Denksaülen, ihre in Stein ge-

hauenen Siegeslieder. Nicht die Unterwürfigkeit des Haufens, die an den Pyramiden baute, sondern ein allverbreiteter, allenthalben eigner Drang, ein romantischer, jubelnd frommer Drang, von dem sich Niemand Rechenschaft geben konnte, hob die granitnen Blütenbüschel, die reizenden Zweigverschlingungen in die Luft empor, — und hoch über Allem zeigten die spitzen Thürme zum Himmel, zu der geträumten Heimat hinauf. Wie in jener wunderbaren Zeit, die uns mit all ihrem Wollen und Streben oft selbst mehr als ein Zaubermärchen denn ein Stück Geschichte erscheint, überall Wunder eingriffen, so halfen auch bei den Bauten Engel und Teufel. Sie sind Wunder für uns, aber Werke von Mut, Kraft, Beständigkeit und — Glauben, diese Münster, also charakteristische Produkte ihrer Zeit. Sie mußten werden, wie sie sind; jedes neue Thürmchen, jede Spitze, jeder zu den Wolken strebende Bogen war ein neues Hallelujah, ein neuer sehnsüchtiger oder brünstig gläubiger Gedanke, der sich aus der Brust des Meisters zu seinem Gotte empor rang. Und diese grandiose Poesie, denn es ist wahrhaftig echte Poesie in alledem, war dennoch ein Resultat, eine Notwendigkeit, diese Frömmigkeit in ihrem Ursprunge eine erzwungene, und zwar oft nicht durch segnende, sondern grausam fluchende, blutige Mächte. Sie war erzwungen vom Geiste der Zeit, wie die Strebe-

pfeiler, die wir in Köln, Straßburg, Amiens und hundert andern Orten bewundern, erzwungen sind. Man brauchte Stützen von außen, Stützen welche die gewaltigen Wölbungen tragen konnten, nachdem der neue Spitzbogenstil die Rundbogen und ihre massiven Wände verdrängt hatte. Es kamen unzählige, riesenhafte Fenster, verzierte Rippen und Nerven, die sich alle tragen und sichern lassen mußten; man baute ihnen zu Liebe Pfeiler an die aüßeren Wände, die unschön waren, weil sie das ganze Gebaüde kerbten, bis man endlich jene Bogen fand, die durch ihr wuchtiges Anstemmen das Weichen der Mauern unmöglich machen. Diese nun, die nur zum Schutze des Durchbrochenen erfunden worden, fielen wieder der Ornamentation in die Hand, wurden selbst durchbrochen, geschnitzt, geputzt, und stehen jetzt, mit ihren zierlichen Ranken an den Haubtbau geklammert, als eine der schönsten Zierden jener Prachtwerke da. — So wurde auch jenes poetische Feuer, das jetzt als der herrlichste Schmuck, als die Apologie des ganzen Mittelalters erscheint, seiner Zeit angefacht um jene Tage zu beleben und zu tragen. Man brauchte es, darum ward es angezündet; das Bedürfniß der Herrschenden gebar es der Herrschaft wegen, nicht der Zufall es sollte der, Knecht des Geistes jener Zeit sein und ward nachgerade uns gegenüber seine Verklärung. —

So sind die Sitten jeder Zeit der Name der Zeit selbst. — Die bunten Männeranzüge aus den Tagen Franz I von Frankreich und seiner nächsten Nachfolger sind z. B. so charakteristisch, daß sie kaum einer Erklärung bedürfen. Das Rittertum begann ein Maskenscherz zu werden, der Minnedienst eine Tändelei; man behing sich mit Liebespfändern, man spielte Alles, Liebe, Krieg, Religion und Politik. Es war eine lascive Zeit und man trug Sittenverderbniß und Ernstlosigkeit offen zur Schau. — Noch sprechender aber ist der „Geschmack" des siècle Louis XIV.

Dieser Geschmack legte einst durch das politische Übergewicht Frankreichs, wie früher die Romantik, Europa Gesetze auf. Er entstand nicht überall als ein neues im eignen Landesboden entwickeltes Gewächs, er verbreitete sich, — und das ist charakteristisch für die Zeit, es zeigt, daß sich alle volkstümlichen Elemente verlieren und Abhängigkeit und Unterthänigkeit sich auch über große Vasallen und bisher selbstständige Souveraine zu erstrecken anfangen, — durch Nachahmung von Seiten der Höfe und ward der Grundstein zu dem Tempel der Mode, in dem seitda die gesammte civilisirte Welt opfert. Haben wir doch auch die heutige, freiere, fast demokratische Tracht aus demselben Paris, das uns die Allongenperücken schickte.

Ein Blick in einen Garten jenes Jahrhunderts genügt, um die Zeit zu verstehen. Die schnurgraden Alleen, die steifen Buchentreillagen, die geschnittnen Bux- und Taxushecken, der gradlinigte Zopfton Corneille's und Racine's und die streng aüßerliche Etiquette, sind Kinder aus einem Neste. Und in diesen starren Laubgängen verborgne Muschelgrotten voller weicher Polster, sinnliche Statuen ohne Kunstwert, eben bloß sinnlich; in jenen steifen, vergypsten Versen Huldigungen für die regierende Mätresse, und hinter der einförmigen, festgefrornen Etiquette zügellose Sittenverderbtheit. — Man kann sich keiner innigeren Zusammenhang von Zeitrichtung und Geschmack denken. Der Letztere ist hier ganz und gar unmittelbares Produkt des herrschenden Geistes, eine Äußerung, eine Verkörperung fertiger Theorien, kurz die Befriedigung vorhandner Bedürfnisse und weder mehr noch minder. Es ist ein rein absolutistischer Geschmack, ein Abklatsch des „l'état c'est moi" in Bux geschnitten und von Millionen „Unterthanen" unterthänigst begafft und applaudirt. Die Völker hatten in jener Zeit nur insofern Theil an der Geschichte, als sie Rekruten stellen und Steuern zahlen mußten, der Geist der Zeit wurde ausschließlich in Fürsten und Mätressenlaunen Fleisch. Es gab kein natürliches Ebenmaß in der Zeit, und da man sich doch seiner nicht entschlagen konnte und es suchen mußte, verfiel man

in jenen kalten, nüchternen Zwang, der schlimmer ist als naturwüchsige und am Ende doch nur scheinbare Unordnung. Der Absolutismus à la Louis XIV ist ekelhafter als der gewöhnliche, thatkräftige Despotismus, der immer noch eine Obmacht des Gedankens, vielleicht sogar Genie voraussetzt, — weil jener ein übersättigter, phlegmatischer ist. Er muß Fett ansetzen und schlüpfrig werden, er bereitet den Übergang zur legitimen Korruption, zum Konstitutionalismus vor. Ludwig der Vierzehnte hat die Monarchie zu Grunde gerichtet, — sie wird sich nie wieder erholen.

Unserem Jahrhunderte, das wie alle Zeiten sein innerstes Wesen in Äußerlichkeiten manifestirt, kann man große Verdienste um die Menschheit nicht ableugnen, auch wenn die Resultate den Erwartungen noch lang nicht entsprechen. Wie es auf der einen Seite durch Schienenwege und Dampfschiffahrt Menschen und Länder aneinanderrückt, durch die ungeheure Lebendigkeit der Presse mit rapider Schnelligkeit Ideen nach allen Weltgegenden trägt und zu allgemeinem Eigentume macht, so zeigen auf der andern diese Ideen fast alle ein zersetzendes, also trennendes Element. Dieser Zug nach Vereinigung, Verbrüderung der ganzen Menschheit, der offenbar mächtig da ist und Spekulation und Gewinnsucht nur als untergeordnete Mittel benutzt, — ihm gegenüber aber jene Feindseligkeit gegen

Institutionen, Formen und Dogmen, die sich der wahren, ganzen Verbindung entgegenstemmen und nur Splitterverbindungen schützen, bedingt den Kampf der Gegenwart. Auch die Kritik, das Zersetzende, ist nur Mittel; Zweck ist die Vereinigung Aller. Der Morgen der neuen Zeit datirt von dem bestimmten, festen Vorsatze den Gedanken durch alle Schleier, die man ihm angedichtet, durchbrechen zu lassen und rücksichtslos, ja selbst gemütlos, wenn es sein muß, das Ziel im Auge zu halten, das er erreichen muß und soll. Und er kämpft ihn, wie die Sonne mit den Nebeln streitet. Aber die Wärme läßt die Nebel verdampfen und schon schießt durch tausend Lücken das Licht frei und ungehindert. Der Wolkenflor ist an allen Ecken und Enden zerfressen, die Sonne siegt: Wenn wir uns fürder selbst überredeten, daß wir das Ganze, das volle Licht nicht ertragen können, wie das bisher geschehn, so würden wir es auch nie ertragen lernen. Wir blinzeln aus Gewohnheit und sehn recht komisch dabei aus, zumal für Die welche seit lang einen freieren Blick wagen. Wir erscheinen Solchen wie Blödsinnige, denen man in blauer Luft und unter heitrem Himmel aufbinden kann, sie seien in einem Keller. Gestehn wir es indeß nur ein, es mußte ein wirklich großartiger Betrug sein, der die Menschen durch Jahrtausende glauben machte, daß ihre Augen

nicht sahen was sie sahen, ihre Ohren nicht hörten was sie hörten. Er ist das Äußerste was sich denken läßt. —

Es ist also eine Zeit des Kampfes, in der wir leben, eine Zeit der Gährung wie sie immer der Klarheit vorangeht. Und dieser Übergangszustand, hervorgerufen durch das Anstreben natürlicher Verhältnisse auf dem Wege der Vernichtung des Althergebrachten im Kampfe für Urältestes, wird sich hervorragend in den Sitten und Gebraüchen, in Geschmack und Mode unsrer Tage kundgeben müssen. Er thut es auch, es ist ein Zucken, eine Gewitterschwüle, ein Experimentiren, eine aufreibende Sehnsucht, die allenthalben Blasen wirft, in Allem was gethan wird oder geschieht bemerkbar. Nirgends etwas Festes und Bestimmtes, kein Halt, selbst in der Architektur kein Stil. Denn der moderne Kasernen- und Laternentypus, schaal und platt wie alle Berliner Erfindungen, verkriecht sich längst wieder hinter gothische, mittelalterlich italienische und tausenderlei andre Reminiscenzen, so daß die neue Baukunst einen Mischmasch bietet, — einen Mischmasch wie die Zeit. Indeß äußert sich am Ende auch in der Fensterzahl wieder der Drang nach Licht. Man kann dem leitenden Gedanken der Zeit nicht entgehn. Er schwebt in der Luft, wir athmen ihn ein und aus, ohne von ihm zu wissen. — Es klingt bizarr, aber

es ist darum nicht weniger wahr, daß die Gewalt des analytischen Zwanges, des Hauches der Zersetzung auch in Männern wie Pückler-Muskau fruchtbar geworden. Seine Ansichten über Gartenanlagen, seine Pläne sind echte Kinder der Zeit, und Pückler ist entschieden der größte Gartenkünstler unsrer Tage.

Das was ihn leitet und was bei den sogenannten englischen Gärten seit jeher oberste Regel gewesen ist, bleibt Angesichts des Überkommenen immer Analyse. Wir zersetzen was unsre Altvordern ängstlich zusammen geknotet; wir lassen in Gruppen auseinander fallen, was dort gekleistert und gefesselt ward; wir belauschen die Natur und unsre Kunst besteht darin, daß wir die Natur benutzen, ihr helfen, aber niemals darin Freude finden sie sich selbst untreu zu machen. Das ist das Streben der gannze Zeit, in der Wissenschaft, im Fachleben und überall. Natur der Künstelei gegenüber. Dies Drängen ist stet wie die Wurzel eines Baümchens, die sich in die Nieten einer alten Mauer zwängt, über lang oder kurz die Fugen löst und die Steine herunter rollen läßt. In der Wurzel ist die lebendige Naturkraft, sie zersprengt das Tote; in der Kritik der Zeit ist jungkräftiges Leben, ist die Zukunft, sie wird und muß den letzten toten, herzlosen Schutt erkünstelten Wahnwitzes vernichten. Zerstörung ist dann Leben. Das

Leben selbst ist nichts Anderes als ein immerwährendes Zerstören, Zersetzen und Töten, und all Dies ist Schaffen und Gebären.

Der Park von Schloß Hehlenried gab in der Zeit, die wir zu schildern versuchen, den besten Beleg dafür, daß wirkliches Leben nur aus dem Tode einer erkünstelten, bewegungs- und willenlosen Scheinexistenz emporsproßt. Er zeigte den siegenden Kampf organischer Gestaltung gegen die dumpfe Trägheit anorganischer Massen, die hier nach und nach, befreit von Scheere und Spalier, das despotische Regiment zu vergessen anfingen. Der Frühling, das Leben kam auch über sie. Die Baüme und Bereeaux im Geschmacke Le Nôtre's zugestutzt, bildeten ja in der That wie das Volk des siècle du Grand Roi, wie das Volk in jedem absolutistischen Staate, eine anorganische Masse, die selbst wenn sie dem Strome des Lebens preisgeben, wenn sie ihre organische Berechtigung durch jenen wunderbaren Prozeß, der sich oft Revolution nennt, wieder errungen, ihre Freiheit noch lang nicht fassen und nutzen kann. Sie schleppt Traditionen in den neuen Zustand hinüber, sie ist zu träg sich für frei zu erklären, sie glaubt am Ende ohne ein wenig Spalier und Heckenscheere gar nicht existiren zu können. Es wird nichts Rechtes und Ganzes und der Allem innewohnende Trieb des Gleichgewichts führt nach solchen Vorgängen zu neuem Unfuge. Es ist ein verrenktes Gefühl und

dies hat in der Gartenkunst die Geisblattlauben mit den steifen Holzlatten oder dem perückenhaft gestutzten Grün, die Kugelakazien und Anderes erfunden, im staatlichen Leben aber, vereint mit der vis inertiae, dem Konstitutionalismus das Leben gegeben. Der Konstitutionalismus ist das Gesetz der Korruption von oben nach unten und von unten nach oben. Die Korruption ist eine natürliche Folge des sogenannten Gleichgewichts gleichberechtigter Gewalten. Dies Gleichgewicht ist unmöglich und darum der Kampf ein notwendiger. Auf der einen Seite wird durch Bestechung, Disciplinargesetze, Titelverleihungen und Terrorismus der Bayonnette die Demoralisation planmäßig organisirt, — auf der andern muß die Auktorität der feindlichen Gewalt ebenso planmäßig durch die Presse, durch Agitation und endlich durch die Insurrektion, durch brutale Gewalt gegen Gewalt untergraben werden. Es ist in solchem Staate gar keine Achtung für das bestehende Gesetz möglich, sie ist in einem denkenden Volke gar nicht denkbar. Auch haben alle konstitutionellen Staaten noch durch die um sich greifende Korruption ein elendes Ende genommen. Die sogenannten aufrichtig konstitutionellen sind allenthalben notorische Dummköpfe oder portefeuillesüchtige Schurken. — England ist kein Konstitutioneller Staat, er ist es nur dann, wenn man etwa die Dogen von Venedig konstitutionelle Fürsten nennen wollte. Dann hat aber

das Wort einen andern Sinn als den recipirten. In England wird das Gleichgewicht zwischen Krone und Volksvertretung nie angestrebt; die Krone ist bloße Staatsrepräsentation nach Außen und Innen und als solche geachtet, die Regierung aber ist die Exekutivgewalt der Kammern, sie kann sich keinen Augenblick halten, sobald sie ihren gesetzlichen Boden verliert. Wann ist denn in England von dem Veto Gebrauch gemacht worden? Das Veto existirt honoris causa als Reminiscenz aus früherer Zeit. Das ist Alles. England ist kein konstitutioneller Staat, kann also auch nicht als Muster der corruption à l'équilibre aufgestellt werden. —

Die alten Anlagen des Schloßparks, einst im Stile von Versailles und Schönbrunn angelegt, waren nur noch in der nächsten Umgebung des Schlosses, so weit sie etwa von der Gräfin-Wittwe besucht wurden, ein wenig gehalten; weiterhin hatte sich seit vielen Jahren keine Spalierscheere gewagt. Die Buchen schlugen ihre Sprossen aus den krummgezognen Haubästen starr und grade in die Höhe, aber ihre beste Kraft wurde immer noch zerstückelt und auf die Unzahl von Trieben verschwendet, die der Stamm in den Tagen des Zwanges vom Scheitel bis zur Sohle herab hatte erzeugen müssen. Die neue Freiheit sah in dieser Form nachlässig, unsauber, ja schmutzig und verwildert aus; die Krüppel mit ihren knorrigen Beulen konnten ihre ursprünglich gesunden

Glieder nicht wieder finden, diese Generation verstand es nicht mehr frei und schön zu sein. Die Erziehung beherrscht und verfolgt den Baum wie den Menschen! Gehemmte Entwickelung hat inkurable Folgen.

Mächtige alte Linden dagegen, von wildem Nachwuchs an Strauchwerk und Stämmchen verschiedenster Gattungen umgeben und dadurch aus dem scharfen Theaterquarré, in das man sie gepflanzt hatte, herausgerissen, breiteten ihre dichten Laubmassen mit der ganzen großartig stolzen Eleganz nie gehemmter Freiheit schützend und schirmend über gedehnte Plätze. Die lasciven Götterstatuen, deren Tempel sie einst gebildet, lagen gestürzt; die üppigen Formen der Nymphen, in kaum erkennbare Torso's zerschlagen, verschwanden fast unter Wolken von Clematis und Vinka. In die Stücke behauenen Sandsteins selbst, die verwittert und porös, wie schlechtes Material immer in kürzester Zeit wird, zur Hälfte in Sand und niedergeschlagnem Staube versunken waren, hatten halmige Gräser und Moose sich eingeklammert. — Eine Art von Duodez-Trianon, gelegen auf einer künstlichen Insel des großen Teiches, der durch das Zusammenströmen des Quell- und Regenwassers von höher liegenden Punkten her gebildet wurde, war eine Ruine geworden. Seine grauen moosigen Schnörkel sahen aus uralten tiefen Schatten und junger Verwilderung morsch und trübselig herüber. Die Insel war dicht

umschilft, gelbe Iris blickten ungeknickt am Landungsplatze in die Nester brütender Wasservögel, im Frühling welkte die Butomusdolde, die europäische Lachyströmienblüte, ungesehn, und auf den Sagittarienblättern sonnten sich die Libellen so ungestört wie drin auf den Steinen der Ruine die Eidechsen. Nur Schwäne zogen still und ruhig zwischen Schilf und Wasserrosen über den Spiegel hin, der sonst das Bild reichgeschmückter Gondeln voller Menschen gezeigt. Eschen, Tannen, Robinien und eine zahllose Menge anderer Baüme und Straücher, die Niemand mit besondrer Absicht an ihren Ort gepflanzt, die aber in den letzten achtzehn Jahren zu einer schmucken Höhe aufgeschossen waren, mischten sich in neue und alte Partien, kreuzten untergehende Alleen und stellten die buntesten Gruppen zusammen. Dort eine Birke, die ihren weißen Leib der Umarmung starrer Rüsteräste zu entziehn suchte als wäre sie eine Waldnymphe; hier eine hohe dürre Ulme, die ihren kahlen blattlosen Wipfel mit einer lockigen Perücke von Efeu bedeckte ..... Der Garten war eine Wildniß geworden, aber diese Wildniß war dort wo sie sich selbst überlassen blieb, freundlich und schön. Sie öffnete Fernsichten, deren Reiz die gemalten Atrappen, deren eine jetzt Graf Hugo als Scheibenstand für seine Schießübungen benutzte, bei weitem übertraf, sie zeigte anmutige Wellenlinien und Wechsel in Form und Farbe; sie gab luftigen, am Rande

vergoldete Schatten statt der feuchten Düsterheit verdeckter Laubgänge, sie hatte Licht, Blüten, Rasen — und versprach vor Allem eine noch schönere Zukunft......

„Und diese Zukunft ist mein!“ dachte Cecile laut vor sich hin als sie ihren Blick über das Vergehn und Werden ringsherum streifen ließ.

Sie hatte ihren Braütigam begleitet und ritt nun langsam durch den Park heim. Es war sehr früh. Cecile genoß ein für sie seltnes, ja vielleicht neues Vergnügen, sie lebte einen jener köstlich frischen Morgen, an denen jedes Blatt, jeder Laut Poesie ist und eine grenzenlose Harmonie über die Erde gegossen scheint. Sie tauchte ihre Augen in das thauige Erwachen, wachte selbst und traümte. Es bestand auch Harmonie zwischen ihr und dem mädchenhaften Morgenlichte, es bestand sogar eine gewisse Ähnlichkeit ihres Wesens mit der Mischung von alten und neuen Ideen, deren Verkörperung ihr jenen Ausruf entlockt hatte. Sie wußte nichts und konnte nichts davon wissen, aber es war so.

Ihre Mutter, die „Marquise“ des toten Jahrhunderts, starre Legitimistin, formell anständig, — die Tante, devot und rachsüchtig wie die Restauration, — ihr Vater bei aller aristokratischen Feudalherrlichkeit schon kaufmännisch, materiell und berechnend wie die damals in der Entwickelung begriffne Aera der Bourgeoisie, — ferner die Lehrer ihrer verstorbenen Brüder, deren Unter-

richt sie getheilt, aufgezogen und entflammt durch die kritischen Streiflichter, die aus der schweren Wetterwolke der französischen Revolution herübergeblitzt, — und endlich ihr Braütigam, der offne, loyale aber beschränkte Mann, der aus dem Kriegslager die Achtung für Tapferkeit und Konsequenz bis zum Tode mitbrachte, — Alle hatten wechselweise verschieden auf sie gewirkt. Aber sie war mehr als ein abgeschlossnes Produkt dieser Faktoren, sie war bildungsfähig; auch sie hatte eine Zukunft.

Sie glaubte, — denn nur das Unglück glaubt bei unserer jetzigen Erziehung in solchem Alter nicht mehr, — aber sie glaubte, weil sie noch nicht wissen konnte, weil sie in den Sagen von himmlischen und irdischen Göttern etwas Schmeichelndes, ja Poetisches fand. Die Negation lag ihr nicht außer der Welt, sie lag sogar in ihrem Herzen, aber das Mädchen wußte weder das Wort noch die Form dafür. Sie hatte es während des Unterrichts, als der erste Beilhieb der Kritik ein Stück ihres sozialen Glaubens niederwarf, gefühlt, daß man mit gleichem Angriffe alles Bestehende vernichten könne, daß nichts an dem alten Baue unverwundbar sei, — aber obgleich sie gern dachte meinte sie doch nicht berufen zu sein die bunte Welt, in der sie durch die Verwandten heimisch gemacht worden, durch Kämpfe ihres Geistes zerstören zu müssen ohne von außen dazu genötigt zu werden. Sie vergaß am Ende ganz, daß sie hierüber nachdenken dürfe, sie gewöhnte

sich ein, sie fand Freude an dem was war, — wozu Neues, vom Alten Abgerissenes ersinnen? Sie selbst dachte nicht so, aber der Schluß bildete sich unbewußt in ihr heraus, sie hätte so denken müssen, hätte sie sich ihre ganze Lage klar machen können. Es fehlte die Einheit, das System, das all dem reichen Stoffe Gestalt und Ordnung geben sollte; es fehlte die leitende Hand, die aus Cecile wie aus dem wirren Garten ein klares, schönes Ganzes machen konnte. Die Festigkeit und der entschlossene Wille, die immer wenn sie allein war ruhig und sicher aus ihren Augen sahn, hätten sie vielleicht befähigt sich selbst auf eine höchste Höhe zu bringen, wenn sie sich selbst mit dem freien, ungetrübten Blicke zu betrachten im Stande gewesen wäre, mit dem sie über den Garten urteilte. Aber sie wußte von sich nur, daß sie eine sehr vornehme Dame, daß sie schön, auch wol reich mit Talenten bedacht und, wie alle Leute sagten, sehr gut sei. Trauer um den Vater, dessen Liebling sie immer gewesen, scheuer Respekt für die Mutter, von der sie früher um der Söhne willen sehr zurückgesetzt worden, Zuneigung für Hugo und Sorge um die aüßeren Einrichtungen ihres künftigen Lebens waren bis jetzt die einzigen ernsten Seiten ihres Traümens, und dieser Ernst war überwiegend ein thätiger, also freudiger.

Man hat die Mädchen oft die insipidesten und langweiligsten Geschöpfe genannt. Die Franzosen begreifen

nicht wie wir den Roman vor die Hochzeit legen können, wie wir ein so lebhaftes Interesse für einen quasi zoophytischen Zustand zeigen dürfen ohne selbst zu langweilen. Läßt sich der Vorwurf auch schon zur Genüge dadurch abweisen, daß in Deutschland und England einmal die Mädchenerziehung und die Stellung der Mädchen in der Gesellschaft eine andere ist als in Frankreich, und daß zweitens die nationale Sitte und Anschauung in dem „Romane“ nach der Hochzeit dort gern und wahrhaftig, wenn Alles wäre wie es sein soll, nicht mit Unrecht etwas Anstößiges findet, — so ist die Auffassung und Ausschließung des „vegetabil-animalischen“ Zustandes der Mädchenwelt von Seiten der Franzosen doch sicher auch eine ungerechte und schiefe. Wären die Mädchen wirklich so insipid und langweilig, so trüge Niemand die Schuld als die Männer, die Erziehung, die — Gesellschaft. Die Natur hat die Geschlechter nicht in so engherziger Weise geschieden, daß dem einen durch sich selbst eine Schranke gegeben wäre, welche die Entfaltung eines fertigen Charakters hinderte; die Gesellschaft erst zog diese Schranke. Mädchen dürfen bei unsern Institutionen nicht wagen sich in irgend einer festen Richtung zu krystallisiren, weil ihnen immer noch das Anpassen an einen fremden Charakter bevorsteht, dem sie Rechte bewahren müssen und der erst die letzte Hand an ihre Entwickelung legt. Dies ließe sich recht gut mit dem natürlichen Verhältnisse in Einklang bringen, die Cha-

raktere wirkten gegenseitig auf einander, einer füllte des andern Lücken, das Paar bildete eine Eins und die Ehe wäre wirklich ein unpassender Schluß für die Darstellung eines menschlichen, zumal weiblichen Entwickelungsprozesses. Der Name für die Mehrzahl unsrer Ehen heißt aber ganz trivial: Versorgung. Und damit schließt Roman und Liebe, leider aber nicht das Leben. Das weiß alle Welt. Glück ist Zufall, Unglück Regel, Herausbildung von Individualitäten seltne Ausnahme, Langweile sichre Folge. Der Roman findet in freundlicher Weise also nur ein neues Feld in der Trennung. Die Männer versorgen sich, die Mädchen werden versorgt, denn für sie ist das Zeigen einer Neigung, das Werben um Den welchen sie lieben, unschicklich und unanständig, sie müssen warten und Den nehmen der sie „versorgt." In dem Worte liegt Alles. Versorgen müßte nach guten Stammsprachgesetzen nichts Anderes bedeuten als: Mit Sorgen bedenken. Aber die Mädchen haben keine Wahl, wenigstens nur ausnahmsweise, und diese Abhängigkeit wird ihnen hochweise so früh und dringend eingeprägt, daß sie vor lauter Vorsorge, vor Angst Sitte, Anstand und Schicklichkeit zu verletzen nie zur Gestaltung ihrer selbst kommen können. Es ist wahr, daß dies Verhältniß, dies vage Hoffen auf Erlösung aus einem ewig schwebenden Zustande den Mädchen jene Innigkeit gibt, mit der sie sich auch an den nur

„versorgenden“ Mann anschließen können; es ist ferner wahr, daß es sie mit dem schleierhaften Reize jungfraülicher Scheu umwebt und sie zu Knospen macht, die in ihrer Schämigkeit lieblicher sind als manche volle, prunkende Blüte, — aber vergessen dürfen wir darum doch nicht, daß hierin grobe Unnatur waltet und daß diese ihnen jenes ausweichend Schwankende, jenes Zurückhalten ihrer besten und innersten Gedanken aufzwingt, das die Quelle von hundert tausend Mißverständnissen werden muß, die später dazu dienen — das Unglück in der Ehe zur Regel zu machen. Diese Scheu, dies geheimnißvolle Sehnen, dies Zurückhalten und Verschließen des eigenst eignen Ichs ist eine Form des Auftretens geworden, eine Form, die sich lernen läßt und die gelehrt wird. Sie ist eine Maske, die oft nichts bedeckt; das gelernte Knospentum ist oft eine Schale, aus der nie eine Blüte emporsteigen kann. Und doch verlangt und hofft jeder Mann hinter jedem Knospen-Äußeren eine solche Triebkraft; er vermutet sie dahinter, da ja die Sitte es seiner Braut unmöglich macht ihm ihre ganze Bildungsfähigkeit, ihr ganzes inneres Ich „vor der Hochzeit“ zu zeigen. Die Gesellschaft betrügt Mann und Frau zu gleicher Zeit. Das Mädchen aüßert sich nicht, darf sich nicht aüßern, und der Mann sieht sich genötigt auf Vermutungen hin zu wählen, selbst wenn er hoch genug steht mehr als ein Versorger zu sein. Das Zu-

rückhalten und Fesseln edlerer Frauennaturen, die von Bonnen, Gouvernanten und Tanzlehrern gepredigte Mädchenhaftigkeit, die von dem kläglichsten Unterrichte sekundirt wird, ist eine Erfindung zu Gunsten weiblicher Wesen niederer Art, wie die Schleppenkleider erfunden worden sind um den zu kurzen Fuß jener kleinen Herzogin zu bedecken, die eine Scheere in der Tasche trug um Heinrich dem Dritten von Valois eine Glatze zu scheeren. Es ist eine Falschmünzerei: gutes und schlechtes Metall wird mit gleicher Platte überzogen und mit demselben Stempel geprägt. Hierdurch entsteht neues Unheil. Der Bauer, gleichviel ob in Frack oder Jacke, der Gold weder kennt noch zu benutzen versteht, wetzt den Überzug ab und wird aus Verlegenheit brutal, wenn er ein Goldstück erhalten; er glaubt sich betrogen und ist es in gewisser Beziehung auch, denn er fand nicht was für ihn paßte und was er gefordert. Ein Anderer, dem das Gold edler Weiblichkeit und inneren Wertes höchstes Bedürfniß ist, dessen Wahl nur durch die Hoffnung ein Weib im großen Sinne des Wortes zu enthülsen bestimmt worden, findet unter derselben Form Blei, totes Blei, das nie mehr noch weniger sein kann als Blei, das ihn selbst unter sich herabzieht. Und dies Blei hätte den Bauer, der es zum Verkitten seiner Fensterscheiben oder zur Befriedigung seines Aberglaubens am Sylvesterabende brauchte, glücklich gemacht, so glücklich

wie den Anderen das Gold des Bauern. Beide hätten nach Dem gegriffen was ihnen nötig war, beide Münzen wären in Kurs gekommen und hätten ihre Sendung erfüllt, — wenn das Gepräge nicht ein gleiches, taüschendes gewesen wäre. So aber verrosten und verderben alle Vier. — Das sind die ganz natürlichen Folgen des Untergrabens und Versteckens weiblicher Individualität unter einer Maske sogenannter aüßerer Sittsamkeit. — Wir sprachen schon davon, daß die Gesellschaft Betrug aller Art nach und nach erfand um sich selbst zu stützen; wir sprachen schon davon, daß sie diesem Betruge durch Gewohnheit und Putz so viel Reiz zu verleihen weiß, daß wir uns zuletzt von den Blumen und Schlingpflanzen am Rande über die Tiefe des Abgrundes, der vor uns klafft, taüschen und trösten lassen. Das Knospenleben, der erzwungne „zoophytische" Zustand der Mädchen ist durch seinen Schmuck ein solcher von Blumen umbordeter Abgrund, aus dessen Schoße später giftige Dünste, einer nach dem andern, aufsteigen müssen, die Fluch und Qual in das Leben der Familien tragen. Wenn wird man endlich jedem Weibe sein gutes Recht werden lassen? Hochbegabte erzwingen es immer. Wir möchten freilich erst fragen: Wenn wird die abgenutzte, durch Knechtschaft elendester Art degradirte Männlichkeit großer, edler Weiber in größerer Zahl als bisher wert sein?

Jedenfalls aber schützt, wie die Dinge liegen, das wahre und selbst das gemachte Knospenleben, weil es reizt, die Mädchen wenigstens dem Beobachter gegenüber vor dem Vorwurfe der Insipidetät und Langweiligkeit, und man muß ein „fat" sein um der französischen Ansicht nackt und kahl beipflichten zu können.

Cecile war weder Eins noch das Andere, weder insipide noch langweilig, sie sah frisch in den Morgen hinein, verstand was für ihre Umgebung zu thun war und langweilte sich weder selbst noch hätte sie einen Zuschauer langweilen können.

Und sie hatte einen Solchen.

Der Weg, den sie geritten um Hugo zu begleiten, führte durch das Dorf, Hennings hatte sie gesehn und beschlossen einen Vorsatz, den gestern der Name der Gräfin in ihm erweckt und der über Nacht reif geworden, sofort zur Ausführung zu bringen. Als er Cecile auf dem Heimwege nach dem Parkthore zu lenken sah, war er ihr gefolgt und durch eine Nebenpforte eingetreten; von hier war er queer durch die Büsche bis an die Haubtstraße gelangt und erwartete die Dame, der er den Vorsprung abgewonnen, an eine alte Weide gelehnt.

Sein Anzug war wie am vorigen Tage, nur das Käppchen war gegen einen Hut vertauscht; aber man konnte ohne große Mühe wahrnehmen, daß die

geringen Kleidungsstücke mit einer besonderen Sorgsamkeit gereinigt waren und daß ihr Träger die Absicht hatte seine gefälligen Körperformen möglichst in's Licht zu setzen. Dazu lag eine Ungeduld, eine Spannung der Erwartung in seinen Zügen, die dem gewöhnlich so düsteren Gesichte Leben und einen fast freundlichen Ausdruck gab, der ab und zu noch von dem Vorgefühle eines Triumfes besonnt wurde. Unter dem Arme trug er ein kleines, wohlverpacktes Bündel, das er von Zeit zu Zeit sorgfältig untersuchte.

Endlich kam die Dame, die ihr Pferd hatte im Schritte gehn lassen, heran. Als sie den Mann erblickte, hielt sie unwillkürlich die Zügel zurück und sah sich nach dem Reitknechte um, der ihr in einer Entfernung von zwanzig Schritten folgte. Im nächsten Augenblicke aber warf sie spöttisch die Oberlippe in die Höhe, gab dem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte und war mit zwei Sätzen des Thieres dem Platze, an dem Hennings wartete, gegenüber. Der Drechsler trat vor und grüßte diesmal nicht aus einem Vergessen, sondern mit Bedacht. Cecile war heiter, der Morgen hatte sie erquickt; sie dachte nur daran, daß sie den Mann gestern auf dem Friedhofe gesehn; was er gesagt war verziehn oder halb verlöscht; das Bündel unter Hennings' Arm brachte sie auf den Gedanken: er habe nun wirklich die Mildthätigkeit in Schloß Hehlenried in Anspruch genommen.

In der Absicht sogleich weiter zu reiten hielt sie ihr Pferd an und rief ihm zu:

„Nun, wenn Ihr krank seid, — und Ihr seht wirklich nicht allzu gesund aus, — so kommt immerhin herauf in's Schloß, ich werde Befehl geben, daß man Euch nicht leer ausgehn läßt. Ihr habt wie ich sehe schon eine Probe gemacht, wiederholt sie, damit Ihr bessere Begriffe von uns bekommt, so gleichgiltig .....“

Hennings war nicht ein Zögling der Propagandisten unsrer Tage, die um der Rohheit des Haufens zu schmeicheln oft mehr Rohheit in Sprache und Weise affektiren als sie selbst vertragen können oder angenehm finden. Als solcher hätte er Cecile den Satz vollenden lassen um brutal antworten zu können. Er nahm indeß nicht in der vielbeliebten modernen Weise Ungeschliffenheit und Frechheit für die einzig passende Form der Umgangssprache mit den jetzt noch Bevorrechtigten, er hatte endlich nicht die Absicht zurück zu stoßen. Er würde Das was er gestern gesagt nicht ausgesprochen haben, hätte er die Tochter jenes „verrotteten“ Geschlechts in der Nähe gewußt. Er hätte es nicht gethan, nicht aus Feigheit, nicht weil er es für unrecht hielt, sondern weil er sich dagegen gesträubt hätte den Menschen in der Tochter eines Grafen so gut als in der eines andern Mannes zu verletzen. Ein angebornes Gefühl von Ritterlichket trieb ihn sich selbst vor sich

selbst zu rechtfertigen, und mit diesem Gefühle ging Hand in Hand der Wunsch die junge Dame zu überzeugen, daß auch sie ihm gegenüber ein Unrecht gut zu machen habe. Es war ein Versuch, eine Anwendung. Er wollte sich mit der vornehmen Welt irgendwie in Rapport setzen um sich so entweder in seinen Ideen für immer zu befestigen oder sie zu modifiziren. Die klägliche Rolle, in die er gestern nach dem Pathos seiner ersten Worte gefallen, hatte ihm gezeigt, daß er nicht richtig, nicht allüberlegend gerechnet, und er war Mannes genug sich aus diesem Schwanken so rasch als möglich heraus arbeiten zu wollen. Ihm lag daran, daß die Gräfin ihn hörte. Dies und die Solidetät seines Entschlusses ließ ihn die Rede der Dame abschneiden und ihr mit einer gewissen ruhigen Würde antworten, die nicht verfehlen konnte mehr Eindruck zu machen als eine heftige Zurückweisung des unvollendet gebliebenen Satzes.

„Ich war nicht im Schlosse,“ sagte er, „ich kam nicht um Brot zu empfangen, das ich selbst verdienen kann . . . . .“

„So braucht Ihr irgend etwas Anderes für eine kranke Schwester oder Mutter, für eine Frau, deren Knaben ihr gestern bei Euch hattet, denn der Eure ist er doch wol nicht, dazu seid Ihr zu jung.“

Hennings wurde rot. Diese Bemerkung sagte ihm grell, wie tief die Gräfin ihn unter sich stehend glaube. Sie hätte eine solche Äußerung keinem Manne gegenüber gethan, den sie nur einigermaßen für „gebildet“ gehalten. Diener und Arbeiter dagegen rufen nie jene Scheu hervor, mit der Frauen aus den oberen Schichten der Gesellschaft Denen begegnen, die sie verstehen und mit denen sie in gleicher Scheu erzogen sind.

„Ich brauche nichts, auch für meine Frau und meine Kinder nichts; ich kam nur hieher um Sie womöglich zu besseren Begriffen von mir zu bringen, und dies dadurch, daß ich Ihnen sage: es liegt in Dem was gestern zwischen uns vorgefallen eine Unschicklichkeit aber eine unbeabsichtigte auf meiner Seite, und ein ebenso absichtsloses Mißverständniß auf der Ihrigen. Ich begegne Ihnen nicht durch Zufall, ich komme ausdrücklich um zu erklären was ich gesagt und um von Ihnen die Erklärung zu empfangen, daß Ihr Urteil voreilig war. Ich will nicht, daß Jemand von mir schlechter denken darf und kann als billig, ich will dies ebenso wenig als ich möchte, daß mich irgend Jemand für besser hält als ich bin.“

Es waren diese Worte fest aber so gesprochen, daß das Harte was darin lag durch die Biegung der Stimme gemildert schien. Cecile hatte ein ablehnendes Wort auf der Zunge, aber das Schauspiel reizte ihre Neugier,

wenn auch vorlaüfig auf nur frivole Weise. Der Mann war nüchtern, das zeigte der Ton seiner Stimme und seine ganze Haltung; sie hatte also nichts zu fürchten und konnte sich durch dies Zwiegespräch zum mindesten ohne alle Gefahr eine originelle Unterhaltung versprechen. Sie warf dem Pferde die Zügel auf den Nacken, kreuzte die Arme über der Brust und sagte nicht ohne Ironie:

„Nun, so erzählt mir was Ihr zu sagen wißt. Ich will Euch fünf Minuten Gehör schenken, nicht um Euretwillen, nicht weil ein Nachklang der häßlichen Worte, die Ihr gestern gesprochen, in mir geblieben wäre und mich persönlich kränkte, sondern nur weil ich genug an den Menschen hänge um wünschen zu können, daß Eure Geschichte eine Entschuldigung für Ausartungen der Fantasie in Eurem Stile vorbringe. Sprecht!“

„Ich müßte weit ausholen und würde trotz alledem nicht von Ihnen verstanden werden, wenn . . . . .“

„Ei! Ihr haltet also mich für kurzsichtig und urteilslos?“ sagte Cecile indem sie den Menschen in der Drilljacke neuerdings vom Scheitel bis zur Sohle maß und ihrem Lächeln einen fast mitleidigen Ausdruck gab.

„Mißverstehen Sie mich nicht auf's Neue. Wir können nur über Das klar urteilen was unsrem Denkkreise irgendwie nahe gerückt worden, so daß wir uns auf den Standpunkt des Anderen zu stellen vermögen. Ihnen ist der meine ganz fremd. Meine Worte zeigen

und zeigten Ihnen, daß ich nicht mit der dumpfen Masse, die nichts gelernt hat und vor nichts mehr zurückscheut als vor dem Lernen, in einen Korb zu werfen bin, und doch kommen Sie nicht über meine einfachen Kleider hinaus.“

„In der That sprecht Ihr anders als ich's von Leuten in Eurem Anzuge zu hören gewohnt bin,“ warf die Amazone doppelsinnig hin und richtete sich dabei im Bügel in die Höhe.

„Vergessen Sie meinen Anzug! Mein Unterricht gibt dem Ihrigen wenig nach, meine Lehrer waren tüchtige Männer und ich war ein gelehriger Schüler. Außerdem hab' ich vor Ihnen eine Schule voraus, — den Kampf mit dem Leben. Sie mögen es also immerhin nicht für eine müßige That nehmen, wenn ich Sie aufsuche um Ihnen zu sagen, daß wir wol ein Recht dazu haben Denen zu zürnen, die uns einen Preis dafür abverlangen, daß wir leben und uns ernähren dürfen, obgleich wir Menschen sind so gut als sie; daß ich aber gern zugestehe, gestern habe der Ort nicht dazu gepaßt meine Gedanken hierüber laut werden zu lassen. Die Toten haben ein Recht auf Frieden. Ich erkenne dies Recht an und wünsche, daß Sie mir meine gestrigen Äußerungen vergeben.“

„Aber wer seid Ihr denn?“

„Ich war ein Künstler, Einer von Denen, die mit den „Geborenen“ „auf der Menschheit Höhen“ wandeln dürfen, jetzt bin ich ein Handwerker, der sich von seiner Arme Kraft und seiner Finger Geschick ernähren läßt.“

„So habt Ihr Unglück gehabt!“

„Nein, ich hatte Glück, viel Glück, obgleich die Welt mein Glück den Traum eines Thoren nennen mag.“

„Dann hat man Euch wenigstens in Dem was Ihr Kunst nennt nicht anerkannt und Ihr mußtet Brot suchen.“

„Auch dies nicht. Man hat mich anerkannt und — man mußte es wol.“

Er wickelte das Bündel, das er unter dem Arme getragen, auf und nahm jene Gruppe der heiligen Cäcilie mit dem stummen Kinde heraus.

„Da!“ sagte er, „das ist nicht die Arbeit eines talentlosen Handwerkers, es ist, wenn auch nicht der Gipfel der Kunst, doch ein Beweis, daß ich ein Künstler werden konnte. Zeichnung, Gruppirung, Ausführung .... da, sagen Sie nun selbst, ob ich mich mit Unrecht einen Künstler genannt.“

Mit diesen Worten reichte er die Statuetten der Reiterin hinauf, die beim ersten Anblicke der reizenden

Gruppe einen Ruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte.

„Und Das habt Ihr gemacht?“ fragte sie endlich zweifelnd.

„Wol ich! Und ich hätte nach längeren und gründlicheren Studien Besseres leisten müssen, denn es gibt hier,“ — er zeigte nach seinem Kopfe, — „noch viele Bilder, die nun unausgeführt bleiben.“

„Aber sagen Sie mir,“ rief die Gräfin, immer noch die Schnitzerei betrachtend, „wie kommen Sie mit einem so schönen Talente, in solcher Jugend dazu eine Laufbahn aufzugeben, die Sie verfolgen müssen, wenn Sie nicht sich und die Welt bestehlen wollen? Ich glaube Ihnen, daß Sie anerkannt worden sind, um so mehr setzt mich aber Ihre Aussage in Staunen, daß Sie „Handwerker“ seien. Vielleicht könnte ich Ihnen irgendwie nützlich sein, wollen Sie mir sagen, wie? Ich verstehe Sie in der That nicht, aber wol nicht aus Mangel an Fassungskraft oder aus Vorurteil, wie Sie vorhin meinten, sondern weil Ihr Handeln wirklich rätselhaft ist. Sie tragen die Schuld jedes Mißverständnisses, das Sie hervorrufen, selbst.“

Die Gräfin betrachtete den Mann, in dessen Auftreten sie nun nichts als eine ausgeführte Künstlerlaune finden wollte, mit dem regsten Interesse und legte so

viel Wärme in ihre Worte, daß er unwillkürlich lächeln mußte.

„Helfen können Sie mir nicht, denn mir fehlt nichts, was Sie mir verschaffen könnten, und alles Andere hab' ich durch mich. Ich wollte kein anderes Loos, ich lebe so meiner Überzeugung gemäß. Ich bin vollkommen befriedigt wenn Sie anerkennen, daß ich wie ich einmal bin, wol eine Entschuldigung, ja selbst eine Rechtfertigung für meine Worte finden kann, und daß Sie sich von einem Irrtume verleiten ließen als sie mich gleich einem Bettler abwiesen."

„Allerdings war ich im Irrtume . . . . ."

„Mehr verlange ich nicht! Damit geben Sie mir meine Würde wieder und ich mag nun eine Sühne zwischen uns stiften, die, auch wenn sie sonst folgenlos bleibt, für Sie eine Mahnung sein wird den Armen, den Mann oder das Weib im schlechten Arbeiterkleide, nicht stets für einen Vagabunden zu halten."

„Sie geben mir gute Lehren als wären Sie meine Gouvernante; finden Sie nicht selbst, daß diese Szene höchst komisch ist und für einen Dritten überaus ergötzlich sein müßte? Warum sind Sie nicht Professor geworden, ich glaube, daß Sie dafür noch mehr Talent haben als für die Kunst!" sagte Cecile, deren Mutwille wiederkehrte.

„Fassen Sie die Szene ernst. Ich finde nichts Komisches darin. Ich gewann das Recht Ihnen Ernstes zu sagen dadurch, daß ich mein Unrecht vorher gut machte. Fassen Sie unsre Begegnung ernst und behalten Sie zur Erinnerung an die Offenheit eines Handwerkers und an ein vorschnelles Urteil von Ihnen diese Statuetten, die, wie ich zufällig gestern noch erfahren, eine Legende von Ihrer Schutzheiligen darstellen.“

Mit diesen Worten grüßte er und wollte gehn.

Cecile lachte hell auf aber ohne Spott. Sie rief ihn mit dem gutmütigsten Ausdrucke ihrer Stimme zurück und sagte fast vertraulich:

„Aber Sie sehn doch wol ein, daß es so nicht geht. Ihr Vorschlag, Ihr Geschenk, Beides ist bizarr und überspannt. Soll ich Ihnen denn jetzt eine Vorlesung halten? Daß Cecile Hehlen nicht von einem „Handwerker,“ dessen Namen sie nicht einmal weiß, auf der Straße eine Gabe annehmen kann, ist so klar, daß Sie sich's vorher gesagt haben müssen. Was ist also zu thun? Mir gefällt die Arbeit; Sie wollen sich ihrer entaüßern und ich möchte sie gern erwerben. Kommen Sie gegen Mittag in's Schloß hinauf und lassen Sie uns den Handel abschließen; auf diese Weise wird Ihr Zweck zu allgemeiner Zufriedenheit erreicht, denn ich werde Ihre Schnitzerei in meinem Zimmer aufstellen und mich so immer an Ihre Worte erinnern können.“

„Verkaüflich ist mir grade dies Stück nicht, ich würde den hohen Wert, den ich ihm beilege, nicht in einen Preis verwandeln mögen, und könnt' ich's auch, so wüßt' ich mit dem Gelde nichts zu thun. Ich lebe von der Hand in den Mund und da ich rasch arbeite und genügend beschäftigt bin, würde mich ein Mehrverdienst nur stören. Ich will nichts besitzen, was ich nicht brauchen mag. Sie sehn, daß bei meiner Weise zu denken der Verkauf einer solchen Arbeit unmöglich ist.“

„Sie sind ein wunderlicher Mensch, ich möchte mehr von Ihnen hören. Über die Art und Weise, in der ich Ihr Werk in meinen Besitz bringen kann, reden wir später noch. Kommen Sie heute Abend nach sechs Uhr zu mir herauf und bringen Sie das Schnitzwerk mit. Behielt' ich's jetzt, so kämen Sie nicht, es ist mir also in Ihrer Hand eine Garantie Ihres Wiedererscheinens.“

„Ich schließe meine Arbeitszeit erst nach sieben Uhr.“

„Gut, dann kommen Sie nach sieben. Ich muß mich fügen, da Ihre Zeit kostbarer ist als die meine und man am Ende von mir sagen darf wie von den Lilien des Feldes: sie spinnt nicht, sie webt nicht u. s. w. Aber nehmen Sie jetzt und vergessen Sie nicht, daß ich Sie erwarte.“

Sie nickte ihm freundlich zu, trieb das Pferd an und flog im Galopp dahin. Der Reitknecht, der sich in der Entfernung gehalten, und von dem ganzen Vorgange nur begriffen hatte, daß seine Herrin etwas, das man ihr — wahrscheinlich zum Kaufe — anbot, zurückwies, ritt nun auch in scharfem Trabe heran und schnitt Hennings, der sich wieder durch die Büsche seinen Pfad brechen wollte, den Weg ab.

„Sieht Er denn nicht wo die Straße geht, daß er hier die Baüme zerbricht und den Rasen zusammen trampelt!“ rief er ihm im Vorüberreiten zu.

— „Diese sind's, die aus den Herren machen was sie sind!“ murmelte Hennings. „Die Lakaienseelen mit und ohne Livree, das Bedientenpack, das es sich zur Pflicht macht roh und tyrannisch zu sein um so die Herrschaft in's Gemeine übersetzt weiter zu spielen.“

Fünftes Kapitel.

Man versucht sich zu arrangiren.

Der gewöhnliche Hang ihres Alters für das Abenteuerliche war der Gräfin nicht fremd. Ehe sie ihr Zimmer erreicht hatte war es also ihrer Fantasie schon gelungen eine höchst merkwürdige mit piquanten Szenen aller Art durchwürzte Geschichte zu erfinden, deren Verlauf den inkognito reisenden Künstler zu seinen Ansichten und zu der Begegnung mit ihr gebracht. Sie hatte absichtlich nicht nach seinem Namen gefragt, denn sie war überzeugt daß er den wahren nicht nennen würde, aber sie hoffte ihn durch List zu erfahren und entwarf schon im Voraus einen Angriffsplan. Da sie ihn nun nicht mehr nach dem Kleide schätzte, verlieh der Anzug, dessen Wahl ihr jetzt originell vorkam, dem Manne eine neue, romantische Seite, ebenso fiel ihr die ebenmäßige Gestalt mit dem eigentümlichen Kopfe, Dinge die sie an dem „Handwerker“ nicht des Bemerkens wert gehalten, günstig auf. Es war einmal etwas Ungewöhn-

liches, eine Abwechselung besondrer Art, auf die sie sich in der Eintönigkeit des jetzigen Schloßlebens freuen konnte, sie dachte darum wiederholt mit Vergnügen daran, daß der Mann nach sieben Uhr kommen würde.

Zum Unglück für ihren Traum erzählte sie von ihrer heutigen Begegnung und ihren Hoffnungen über Tische in Gegenwart der Diener. Der alte Tafeldecker, der seit langer Zeit das Privilegium hatte das lebende Intelligenzblatt von Hehlenried nebst zweimeiligem Belagerungsrayon zu sein, glaubte auch hierbei sein Wissen geltend machen zu müssen. Er verglich die Personalbeschreibung, welche Ceeile mit einiger Vorliebe gab, mit Zügen, die ihm bekannt waren, ein Irrtum schien bald nicht möglich und mit Entsetzen bemerkte er, daß die Gräfin sich durch die Frechheit eines Menschen, dessen Gruß er selbst kaum mit einem wegwerfenden: Bon jour! beantwortet hätte, verführen und taüschen lassen.

Es ist ganz derselbe Stolz, den die Büreaukratie, die Hofschranzen und die gewöhnlichen Lakaien haben. Man wird sagen, es ist ein Glück, daß die Leute so dumm sind, eine E h r e im Dienen zu finden, sonst wäre ihre Lage unerträglich, — aber es ist dies wieder nur eine naturwidrige Notbrücke, eine Stütze unnatürlicher Verhältnisse. Einer Sache, einer Idee, dem allgemeinen Besten endlich willig und eifrig seine Dienste zu widmen, das ist ehrenvoll und setzt auch eine spezielle, persönliche

Fähigkeit voraus, die von den Andern ebenso willig geachtet und anerkannt wird. Einer Person dienen, einer Person gehorsam sein müssen ohne Wahl, ohne Urteil, das ist aber eine Stellung, die den Menschen zum Werkzeuge, zur Maschine herabwürdigt, die also in einem denkenden, seiner Würde bewußten Wesen nie Stolz hervorrufen kann. Es gehört eine Störung, ja fast eine Vernichtung aller Einsicht und alles Erkennens dazu, wenn der vom Volke bezahlte Beamte sich über das Volk stellt. Man kann diesen Lakaienstolz auch bei den Fürsten selbst finden, die ja trotz ihrer Gottesgnadenschaft Nullen wären und hungern müßten, wenn das Volk nicht so rätselhaft gutmütig wäre für sie zu arbeiten. In dem auf vollkommen sittlicher Basis begründeten Volksstaate würde die Verwaltung öffentlicher Ämter nicht den Charakter einer Bedienstung haben, sie würde auch keine Besoldung im jetzigen Sinne mitbringen. Der Fähige, der für die Andern, für eine Anzahl oder die Gesammtheit seiner Mitbürger arbeitet, würde notwendig und naturgemäß nicht bloß die Kosten der Amtsverwaltung durch öffentliche Mittel gedeckt sehn müssen, sondern auch auf dieselbe Weise den Unterhalt seiner selbst und seiner Familie von der Gemeinde erhalten. Abhängig von der Gemeinde wäre er dadurch aber ebenso wenig als die Gemeinde ihm unterthänig: er wäre Arbeiter wie die Andern.

Und in einem reinsittlichen Staatsverbande dürften nur Arbeitsinvalide nicht Arbeiter sein. Die Gründe, die man gegen ein letztes Nivellement anführt, die Behaubtung, daß Kunst und Wissenschaft zu Grabe gingen wenn die Aussicht Geld und Ehrenstellen zu erlangen gestrichen würde, Alldies zeigt auf der einen Seite, daß man in den meisten Kreisen gar keine Ahnung von Dem hat was die Neuzeit eigentlich anstrebt, und auf der andern bricht es den Stab über die Unsittlichkeit der Zeit, die wir zu verlassen suchen. Das Nivellement gleicht nicht dem berüchtigten Prokrustesbette, es leugnet nur die ohnehin nur geträumte Berechtigung des Zufalls und setzt dafür die höchste, überall gleiche Berechtigung des Individuums. Wer ein Recht in sich hat, der wird es auch in der neuen Gesellschaft haben, aber ein anderes Recht als das der persönlichen Befähigung, des Talents, der Geschicklichkeit wird sie nie anerkennen. Das Nivellement greift nur Vorrechte an, die das Kind schon haben soll, das Recht das der Mann durch sich selbst zur Anerkennung bringt wird immer gelten. Das ist Eins. Das Andere, die Befürchtungen für Kunst und Wissenschaft sind wahrhaft erbärmlich. Das ist's ja eben was die Halb- Viertels- und Untalente in wissenschaftliches und künstlerisches Leben bringt, die Möglichkeit durch Gunst und Ungeschmack ein Stellchen oder eine Pension zu

ergattern. Nur der allmächtige Drang, der schaffen muß, nur die wirkliche Begabung würden schaffen und wirken um der Kunst, um der Wissenschaft willen, nicht aber aus andern elenden Rücksichten, zu denen auch das wirkliche Talent in unsern Tagen oft genug gezwungen ist. Cornelius wäre wahrscheinlich nie zu seinen Lineal-Heiligen gesunken, wenn unsre auf den Mehrerwerb angewiesne Gesellschaft ihn nicht gezwungen oder doch dahin gestachelt hätte Das zu arbeiten was man ihm gut bezahlen wollte. — Das Volk auf seiner Höhe garantirt Denen, die es verklären durch die Kunst und die es erleuchten durch die Wissenschaft, die also auch arbeiten für die Gesammtheit, ihren Unterhalt so gut wie den Anderen, die es mit öffentlichen Ämtern betraut; aber Stümperei und Mittelmäßigkeit, die der Kunst wie der Wissenschaft seit je nur geschadet, können nicht auf Rechnung des Volkes betrieben werden, sie gehn also unter. Wer will sie bedauern? Man wird in der neuen Zeit das Schöne und Edle um seiner selbst willen lieben, die Meisterwerke werden dem Volke gehören und das Volk wird sich daran zum Schönen und Edlen hinauf bilden. Die Kunst wird erst ungetrübt von Zwang und Marotte sich wieder zu sich selbst empor schwingen können, ja sie wird sich erst zu ungeahnter Blüte entwickeln, wenn sie nur um ihrer selbst willen wird geliebt und gepflegt werden können. Es

ist immer dieselbe jammervolle Kurzsichtigkeit oder die parteiische Böswilligkeit, die den Stabilismus mit der baumwollnen Schlafmütze lobhudelt, weil sie entweder nicht über die eigne Nase hinaussehn kann oder in der eignen Unbrauchbarkeit und Unfähigkeit die Schranke erkennt, die sich ihr bei einer Umgestaltung der Dinge entgegenstellen muß. Man ist so weit gegangen einen Heroismus daraus zu machen, wenn ein Mensch einmal wagte keinen andern Platz in der Gesellschaft für sich zu fordern und einzunehmen als den, zu dem ihn die Natur ausgestattet; man schrie: Wunder! wenn er nach vollbrachter Sendung wieder zu seinem gewöhnlichen Dasein zurückkehrte! Es ist wahrhaftig arg, daß die Sittlichkeit, denn weiter ist es nichts, ein Wunder heißen muß. Diese Unsittlichkeit ist eine Folge des konsequenten Lakaientumes, das sich über die ganze Erde gesponnen. Während die Arbeit dem Menschen in den Augen unsrer Zeit wie schon seit Jahrhunderten eine Art Brandmal aufdrückt, das von den Arbeitern, denen die Frechheit der Andern imponirt, auch ganz ruhig getragen wird, — wagen Die, deren Erhalter die Arbeiter sind, stolz zu sein. Auf was? — Nun, sie haben nicht so unrecht, denn die Klügeren sind sie wirklich. Würde ihr Stolz und die eigne Unterordnung, so widernatürlich sie ist, nicht von dem freien Manne, der sich durch sich selbst und seine Arbeit erhalten kann,

anerkannt, so würde das Verhältniß bald ein Anderes sein. Man würde wissen, daß Fürsten und Herren nichts als privilegirte Bettler sind, die von den Almosen des Volkes leben, und daß schon darum selbst in dem jetzigen Staate der geringste Arbeiter mehr Rechte hat und stolzer sein darf als alle Fürsten der Welt. Man spricht so gern von der Tendenz der Neuzeit in einem Sinne der glauben läßt, es solle alle „natürliche und göttliche Ordnung" umgestoßen werden, gäbe man sich aber die Mühe statt einer so vagen Phrase eine Untersuchung des Thatbestandes und der Elemente, die seine Umschmelzung fordern, in gründlicher Weise herbei zu bringen, so würde man bald erkennen, daß nicht die Unordnung, sondern die Vernichtung schreiender Unordnungen das Ziel der Opposition gegen das Bestehende ist. Es ist das Chaos verkehrter und verjährter Begriffe, aus dem der Kampf der Elemente sich klar und hell empor arbeiten will. Darum muß Alles analysirt und ventilirt werden, die Stoffe müssen sich scheiden, ihre natürlichen Berechtigungen müssen erkannt und nach dem Gesetze innerer Notwendigkeit in ein Verhältniß zu einander gebracht werden, das natürliche Gleichgewicht für die Gesellschaft muß sich finden. Dieser chaotische Zustand dauert an seit es Menschen gibt, aber der Kampf der Elemente war ein vereinzelter, er gewinnt jetzt eine andere Gestalt, weil er sich über-

all hin ausdehnt, weil es gilt nicht eine Nation, sondern die Menschheit selbst, die ganze große Gesammtheit, in den Kampf um ihre eigne Freiheit zu verwickeln. Schlag auf Schlag wird ein weiterer Gedanke gefunden, Blitz auf Blitz zuckt durch die alten Wirrsale, — so mag es in der That bei der großen Weltgestaltung vor der Geburt des Lichtes gewesen sein. Aber mit der Sonne kam Wärme und Leben, — und man meint wirklich, daß das Licht der neuen Gesellschaft Kälte und Tod bringen müsse? Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit, Lakaientum und geborne Niedrigkeit, das sind die Feinde der Entwickelung des sozialen Lebens, das sind die inkarnirten Feinde der Menschheit. Sie wollen dem Gedanken den Triumf rauben durch sich selbst zu siegen und drücken ihm die rohen Waffen der Gewalt in die Hand um ihn schmähen zu können und die feige, träge Masse für sich zu gewinnen, aber es ist umsonst: die große Schlacht des Gedankens gegen die Gewohnheit, der Sittlichkeit gegen die Unsittlichkeit wird nicht mit Kanonen und Bayonnetten geschlagen werden. Der Gedanke siegt wie die Sonne. So wie er hoch am Horizonte steht gehört ihm die Welt. — So wie der Arbeiter in der Arbeit nicht mehr eine Plage, der er entfliehen möchte, sondern eine ehrenvolle natürliche Beschäftigung finden wird, so wie er das Brandmal, das er selbst sich aufprägen half, verwischt, wird auch der

Bettelstolz der Nichtarbeitenden schwinden und Alle werden nach ihrer Kraft und Befähigung arbeiten, weil es ohne Arbeit keine Existenz geben und weil der Müßige, Träge außerdem der allgemeinen Verachtung der Menschen anheim fallen wird.

Aber wir sind auf dieser Stufe moralischer Entwickelung noch nicht angelangt. Der Tafeldecker in Schloß Hehlenried, der einen roten Livreerock mit goldnen Tressen, eine weiße Weste, über die ein gestickter Busenstreif fiel, enge schwarze Kniehosen, weiß seidne Strümpfe und Schnallenschuhe trug, einen Anzug, der kontraktmäßig erst nach zweijährigem Gebrauche sein Eigentum wurde bis dahin aber der Herrschaft gehörte, verachtete den Drechsler in der eignen frei verdienten Drilljacke. Er verachtete den Mann, der überall und immer durch seine Hände Nahrung finden konnte ohne ein demütiges Gesicht und einen krummen Rücken bei Scheltworten wie bei Lob machen zu müssen. Er verachtete ihn wie ein echter Lakei, nicht weil er ihn an Unterricht und Bildung unter sich glaubte, sondern weil er seine soziale Stellung jenem gegenüber für bevorrechtigt hielt. Kaum war er also zu der Überzeugung gelangt, daß Gräfin Cecile, von einem beklagenswerten Irrtume befangen, einen gemeinen Handwerker für eine Art von Menschen, — denn das schien ihm ein Künstler doch, — gelten ließ, als er sogleich fast mit Entrüstung meldete, daß der fragliche Künstler nichts Anderes sei

als ein nicht ungeschickter Drechsler Namens Hennings, der schon seit mehreren Jahren im Dorfe wohne, übrigens aber ein Kopfhänger und Duckmaüser, jedenfalls ein schlechter Mensch sei, der das Werk wodurch er sich habe als Künstler legitimiren wollen eher gestohlen als gemacht haben dürfte . . . . .

Warum denn nicht? Ein Mann in einer Drilljacke ist von vornherein jedes schlechten Streiches verdächtig. Warum trägt er auch nicht Uniform oder Frack, in diesen gilt auch der Lump für anständig. Arbeit ist schmachvoll, Armut dringend verdächtig! Wahrhaftig die Erfindungen des Unsinns der Gesellschaft sind überaus sinnreich.

Auf Cecile machte diese Mittheilung einen sehr unangenehmen Eindruck. Schien ihr die letzte Bemerkung, der präsumtive Diebstahl, auch unwahrscheinlich, so war die Nachricht, daß Hennings schon seit Jahren im Dorfe lebe, doch mit ihrer Annahme einer bloßen Künstlerlaune unvereinbar. Sie war, wie das in der vornehmen Welt zu jeder Zeit, selbst dem Republikanismus gegenüber geschieht, gern bereit eine vorübergehende Laune, einen originellen Streich, zur Hälfte gegen sich selbst geführt, für etwas Lobenswertes, Geniales zu halten, aber die Konsequenz, die Durchführung einer solchen „genialen“ Lebensanschauung verlor den Reiz, den der Gedanke ursprünglich hatte. Der Künstler

verhandwerkerte, der wohlerzogne Mensch mußte endlich doch verbauern, die Sache blieb also ein Unrecht. Und dann mußte man gestehn, daß der echte künstlerische Drang von innen heraus, der wie ein Kork im Wasser unter allen Verhältnissen nach Luft und Licht ringt und immer wieder auftaucht, dort nicht sein konnte, wo die Degradation zur niederen Arbeit dem Rechte auf höhere freiwillig vorgezogen wurde. Hierbei aber fand sie die Marotte wieder. Der Mann war noch jung, er hatte sich früh verheiratet, dieses Verhältniß fesselte ihn vorlaüfig, aber es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß er über lang oder kurz, des kleinen engen Familienlebens überdrüßig, das ihn für den Augenblick seinen größeren Beruf vergessen ließ, wieder der Kunst zueilen würde. Wie es damit stehe und zumal ob jene Statuetten wirklich sein Werk seien, war leicht zu ergründen. Es galt, ihm eine Probe aufzulegen. Weigerte er sich, so wurde die Wage seiner Glaubwürdigkeit um Vieles minder gewichtig; ließ er sich mühsam überreden und arbeitete lässig, so wurde sein künstlerischer Beruf in Frage gestellt; entschloß er sich dagegen noch so schwer, erwarmte aber bei der Arbeit, ließ sich wol gar hinreißen und durch diesen aüßeren Anstoß bewegen ganz zur Kunst zurück zu kehren, zu studiren, sich in anderem Stoffe zu versuchen, dann . . . . . Cecile traümte schon ihn als großen, berühmten plastischen

Künstler zu sehn und that sich im voraus nicht wenig darauf zu gut, daß sie ihm die aüßere Veranlassung zur Umkehr werden sollte.

Sie mußte indeß warten. Hennings kam weder an diesem noch am zweiten Tage, — aber der Tafeldecker, bei dem sie sich beilaüfig erkundigte, wußte ganz genau, daß die Frau des Drechslers, die schon seit langer Zeit nicht gesund sei, ab und zu so schwach werde, daß der Mann auch im Hause thätig sein müsse, da die „Leute“ zwei Kinder und keinen Dienstboten hätten. Das war zum mindesten eine thatsächliche, in den Umständen gegebne Entschuldigung, obgleich die Gräfin meinte, er habe sich wol die Zeit nehmen können ihr den Grund seines Nichtkommens am zweiten Tage auch in Worten mit zu theilen.

Endlich kam er. Cecile empfing ihn in Gegenwart des Schloßkapelans mit affektirter Gleichgiltigkeit. Sie suchte sich dadurch vor dem Eklat einer möglichen Enttaüschung wenigstens in den Augen Anderer zu decken und Hennings auf keinen Fall den Triumf zu lassen, daß er sie düpirt habe. Aber Ernst war es nicht, sie war im Gegentheile höchst neugierig und der sonderbare Handwerker interessirte sie im höchsten Grade.

Der Kapelan ging ihm zwei Schritte entgegen und suchte dabei seine Nase womöglich wenigstens zur

Halshöhe des Drechslers zu erheben, zog die Augenbrauen wichtig und ausdrucksreich nach oben, wodurch natürlich die Kopfmuskeln die Azel nach vorn schieben mußten, so daß sein gewöhnlich nichtssagendes Gesicht für den Augenblick ganz jenen berühmten Philologenausdruck bekam, den auch die jüngsten Scholaren auf der Quartanerbank schon sprechend zu daguerrotypiren wissen. Jene Penetration, jene tiefe Menschenkenntniß, die gewiß den unglücklichen Burschen herausfindet, der die Unregelmäßigkeiten des Terrains im Schulhofe besser kennt als die der Verba dieser oder jener Klasse, jenes Bewußtsein allwissender Beschränktheit durch den Willen Gottes und des Hohen Schulkollegiums, das trotz alledem eine Art von Unfehlbarkeit für sich beansprucht, Alldies drängte sich auf dem Raume zwischen Azel und Kinn in Ehren-Ambrosius' Gesicht zusammen, das dadurch aussah wie ein aus dem Geleise gekommenes Fragezeichen. Kunst oder Handwerk? Und der Weise sprach das Urteil, es lautete auf — Kunst, denn der Mann hatte ihn kaum eines Streifblicks wert gehalten und war an ihm vorbei auf die Gräfin zugegangen. Solche Keckheit hätte ein simpler Handwerker nicht gehabt, er hätte an der Thüre gewartet und sich erst tief vor dem Kapelane gebeugt. So rechnete wenigstens Herr Ambrosius.

„Ich hatte längst vergessen, daß Sie kommen wollten, indeß da Sie einmal hier sind, — wie ist es mit den Figürchen, die Sie mir neulich zeigten?“

„Ich pflege stets zu halten was ich verspreche und mache nur dann eine Ausnahme, wenn durch das Einhalten eines gleichgiltigen Versprechens Wichtigeres versaümt wird. Ihnen that es nichts, daß ich vorgestern nicht kam, Sie hatten, wie Sie sagen, mein Versprechen schon vergessen; dagegen lag zu Hause meine Frau krank und hatte ebenso wenig als ich vergessen was wir einander nicht nur versprochen, sondern was wir uns gern täglich freiwillig geben: Aufmerksamkeit und gegenseitige Dienste.

„Ah, Sie sind also wol ein sehr guter Ehemann?“

„Ich bin ein Mann und habe eine gute Frau. Ein solches Verhältniß kann nicht leicht ein anderes als ein gutes sein. — Wollen Sie aber nun nicht die Gruppe nehmen, die ich Ihnen bringen sollte?“

Cecile rief den Kapelan heran, der drei Schritte hinter dem präsumtiven Künstler in einer Mischung von Staunen und Aerger einen Sermon über Agesander und Polydorus vorbereitete, den er gelegentlich nebst Bemerkungen über den Zeus des Phidias von Stapel lassen wollte. Aber als er die Elfenbeinarbeit erblickte fand er es angemessner zu schweigen und von dem

Werke immer wieder mit einem Anlauf des Kopfes von unten nach oben den Werkmeister anzuschielen.

Die Arbeit war nicht nur kunstreich, sondern auch kostbar. Sie hatte mit dem Sockel eine Höhe von acht Zoll und dieselbe Breite. Der Wunderkuß war gegeben, die Heilige sah mit schwimmend verklärten Augen zum Himmel auf; das Kind, das sie noch in den Armen hielt, öffnete den Mund, aber nicht zu einem unartikulirten Schrei, denn die Erregung des Gesichtes verriet keinen Zwang, keine wilde Anstrengung, es war Harmonie in den Zügen und der Ausdruck ein freudig lauschender als sei das Kind selbst entzückt über den Laut, den es hervorgebracht. Daneben sank die Mutter des Kindes überselig dankend in die Kniee und breitete die Arme nach dem geliebten kleinen Wesen aus als sehne sie sich danach ihr Kind, das nun erst ein ganzer Mensch geworden, zu umarmen und ihm in tausend Küssen das süße Wort „Mutter" zu lehren. Zwischen diesen Beiden, die Gruppe schließend überließ sich ein halbwüchsiger Knabe dem Ausbruche innigster Freude; sein Gesicht glich dem des Kindes, er war der Bruder des Mädchens, das die Sprache gefunden. — Hätten die beiden Kinder ein paar Flügelchen gehabt, so hätte die Gruppe auch noch etwas Anderes bedeuten können, denn in der That langte das Kind von den Armen der Heiligen minde-

stens ebenso sehr nach dem Knaben als nach der Mutter. — Ob die gleichzeitige Darstellung einer von der Liebe wachgeküßten Mädchenseele in der Idee des Künstlers gelegen, können wir indeß nicht verbürgen.

„Nun Kapelan, was meinen Sie zu diesem „Heiligenbilde“?“ fragte Cecile.

„Wenn ich meine bescheidne Meinung aüßern darf, gnädigste Comtesse, so ist dies eine aüßerst passende Acquisition für Hochdieselben, sintemal es eine nicht unebne Erinnerung an Dero Schutzheilige ist, obgleich die Schnitzerei — ohne dem Herrn Meister . . . . Hm, hm . . . .“

„Hennings heiße ich.“

„Ohne also dem Meister Hennings zu nahe treten zu wollen, vermag ich die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß Einzelnes an diesen Figuren mir ein wenig profan scheint.“

Das Kind auf den Armen der Heiligen war fast ganz nackt, der Knabe bis zum Gürtel entblößt und auch an der Mutter hatte der Künstler angenommen, daß der rasche Wechsel der Stellung vom Stehen mit vor der Brust gefaltenen Händen zum Niedersinken auf die Kniee mit ausgebreiteten Armen das Gewand in Unordnung bringen mußte.

Hennings lächelte, die Gräfin sagte: „Bah, ich glaube Sie verfallen nachgerade in den Manichäismus,

von dem Sie mir in Ihren Religionsstunden erzählt. Sie halten jetzt schon den äußeren Menschen für profan, am Ende fangen Sie nächstens an den Körper für eine Schöpfung des Bösen, für ein Unglück und eine Sünde zu halten."

„Und das wäre hier eine Sünde gegen den heiligen Geist," sagte der Drechsler.

Cecile sah erstaunt auf und fand sich nicht wenig überrascht als sie sah, daß Hennings sie angeblickt und unzweifelhaft die Beziehung in seine Worte gelegt hatte, an die sie im Momente selbst gedacht. Wenn sie auch ihr Verstehen verbarg, zürnte sie dem Manne darum doch nicht, im Gegentheile, sie ward ihm für das antimanichäische Anerkennen ihrer Schönheit noch mehr gewogen. Zugleich wurde es ihr durch diese Kourtoisie auch immer wahrscheinlicher, daß er selbst der Vater seiner Legende sei. Im Klaren war sie indeß noch immer nicht darüber, sie mußte ihr Ziel verfolgen.

„Und sie haben es ganz aufgegeben, in dieser Weise zu arbeiten? Ich meine, wollen Sie nie mehr in Elfenbein oder Holz schnitzen?"

„Gewiß gab ich es nicht auf. Ich übe mich sogar fortwährend darin um meine Fertigkeit nicht zu verlieren. Da ich aber den Grundsatz habe nicht mehr zu verdienen als ich momentan brauche, ohne darum irgend eine Arbeit unter dem Werte fortgeben zu

mögen, muß ich jetzt wo meine Bedürfnisse gering sind, mich mit geringerer Arbeit begnügen. Steigert sich das Bedürfniß, so werd' ich meine Arbeitsweise ändern. Was ich brauche muß ich verdienen und da Alles was ich mache einen gewissen Grad der Genauigkeit und Vollendung erreicht, ohne daß ich deßhalb die Preise erhöhen müßte, hab' ich von der Konkurrenz nicht viel zu fürchten.“

„Sie werden aber zuletzt gar nicht mehr im Stande sein, sich zur letzten Höhe aufzuschwingen.“

„Ich sagt' es Ihnen schon, daß ich den Trieb zur Kunst nieder gekämpft habe, weil er mich in eine Sphäre zog, in eine Luft, die ich nicht athmen mag. Ich will über das Handwerk nicht hinaus, und mein künstlerisches Wissen soll mir nur dort und da zur Verklärung, zur Vervollkommnung des Handwerks dienen.“

„Wenn Sie in solcher Weise resigniren konnten, war Ihr Beruf auch nie bestimmt ausgesprochen.“

„Sehen Sie doch! — Glauben Sie nur, wenn es gilt über das Leben zu entscheiden, wenn ein einziger versaümter Augenblick Das nehmen kann, wonach wir dann vielleicht unser ganzes Leben hindurch in vergeblicher Reue Sehnsucht tragen, — wenn wir zu gleicher Zeit dem Leben eine neue, häßliche Seite abgewinnen und die Menschen nicht mehr als ein großes,

gutes Ganzes ansehn können, — dann siegt das Leben auch über die Kunst, aber freilich nur dann. Nötig mag zu diesem Entsagen auch noch sein, daß die Höhe der Kunst uns noch nicht zur Gewohnheit geworden und daß der werdende Künstler jung ist. Die Jugend kann Alles was sie will, sie gibt auch für eine Erfüllung hundert Entsagungen.“

„Ich wollte Sie bitten eine Arbeit für mich zu übernehmen, muß aber wol fürchten, daß der Stand Ihrer Bedürfnisse Ihnen noch nicht gestattet sie auszuführen, da ich natürlich nichts unter dem Werte annehmen kann, — wie Sie mir heute nach besserer Überlegung wol auch einen Preis für die Statuetten setzen werden.“

„Es fragt sich zunächst, worin die Arbeit besteht, die Sie mir übertragen wollen, meine Bedürfnisse steigern sich, da meine Frau krank liegt und ich eine Magd nehmen muß. Findet ein Verhältniß zwischen Dem statt was ich brauche und dem Preise, den ich für die Arbeit fordern kann, so übernehme ich sie gern.“

„Was Sie in ihrer Marotte wunderlich sind. Sie dürften ja nur später Tage oder Wochen ruhen bis Ihr Erwerb zur Neige geht, so wäre der von Ihnen so sehr gefürchtete Überflaß leicht vermieden.“

„Das geht aus zwei Gründen nicht. Einmal liefe ich bei der Anfertigung größerer und kostbarerer

Gegenstände Gefahr Not zu leiden bis sich eine Gelegenheit zum Verkaufe fände, und zweitens wäre das Ruhen ein verschwenderischer Müßiggang. Ich muß täglich so viel verdienen als ich brauche, das ist ein geordnetes Dasein.“

„Sonderbar bleibt's doch und ob vernünftig ist eine Frage.“

„Ja, aber nur weil die Verhältnisse des Lebens sonderbar und unvernünftig, hoffentlich aber auch für die Länge der Zeit eine Frage sind.“

„Halten Sie das wie Sie mögen, ich fühle mich nicht berufen über dergleichen Dinge mit Ihnen zu streiten, der Kapelan versteht sich auf Kontroversen und Disputationen besser als ich. Ich weise Sie damit an ihn.“

„Ich antwortete nur auf Ihre Bemerkungen und bedarf der gewiß sehr guten Lehren des gelehrten Herrn nicht.“

„Gut, gut! Lassen Sie uns zu unsrem Geschäfte kommen. Waren Sie je in Ulm?“

„Nein!“

„Das ist schade, indeß will ich versuchen Ihnen klar zu machen was ich wünsche. Im Münster in Ulm sind die Stühle im Chor, die Prälatensitze, meisterhaft in Holz geschnitzt. Man kann sich kaum etwas Zierlicheres und Eleganteres denken. Gleich als ich

sie zum erstenmal sah, wünschte ich ähnliche Arbeit in unsrer Schloßkapelle zu haben und überredete meinen Vater ein Gitter vor den Altar in dieser Weise schneiden zu lassen. Der Bildschnitzer, der es übernahm, hatte wenig Geschmack, die Arbeit ist plump und ungefällig."

„Und das soll ich gut machen?"

„Nein, ich weiß recht gut, daß es angenehmer und leichter ist ein Gedicht, ein Buch, ein Bild, also noch mehr eine Schnitzerei selbst besser neu zu machen, als eine verrenkte Arbeit einzurichten. Ich wünsche denn auch etwas Neues. — Nach Ablauf des Trauerjahres um meinen Vater, also nach fünf Monaten, heirate ich meinen Vetter; ich möchte bis dahin eine schön geschnitzte Kniebank zur Benützung bei der Trauung haben. Wollen Sie die Arbeit übernehmen und zu rechter Zeit abliefern?"

„Dazu müßt' ich erst den Raum, den sie einnehmen soll, kennen; ich müßte ferner Holz besorgen, das zu dem andern in der Kapelle verwendeten paßt, und endlich muß ich Pläne und Entwürfe zeichnen, ja für sehr erhabne Arbeit Modelle anfertigen."

„Das erste Hemmniß soll sogleich dadurch überwunden werden, daß ich Ihnen die Kapelle zeige; das zweite wird sich heben lassen, da es in unsern Remisen

gewiß trocknes Holz aller Art gibt, für das dritte endlich zu sorgen ist Ihre Sache."

„Sehr wahr. Ich werde Ihnen sagen, was ich thun kann, nachdem ich genauer weiß, was Sie verlangen." —

Der Kapelan verstand sich offenbar besser auf die Zeichen von Gunst und Zuneigung, die vornehme Leute Anderen zu geben pflegen, oder er war leichter zu befriedigen als der Drechsler. Herr Ambrosius hielt ihn von nun ab für den erklärten Schützling Cecile's und richtete sein Betragen danach ein. Cecile war die aufgehende Sonne, und an Höfchen und Höfen wie im geringsten Herrenhause weiß man das Morgenrot der Herrschaft zu schätzen, wenn man klug ist. Es hat noch kein Fürst einen Thron bestiegen ohne daß er auf Kosten seines Vorgängers in den Himmel erhoben worden wäre. Wirkliche Hoffnungen knüpft allerdings nur der beschränkte Unterthanenverstand an solchen Wechsel, denn jeder Unbeschränkte weiß, daß von dort kein Heil kommen kann. Einmal weil der Fürst im besten Falle nur Halbes thun kann, wenn er sich nicht selbst aufgeben will, und zweitens weil die naturwidrige Erziehung der Fürstenkinder, die krummen Rücken ihrer Umgebung, wenn sie kaum gehen können, kurz der ganze Betrug von Gottesgnaden ihnen auch das Wollen des Rechten unmöglich macht. Es gibt

nur eine Bahn, in der Fürsten die nicht zufällig Genies sind, wandeln können, sie kehren alle in den Schlendrian der Vorfahren, den sie nur etwas modern zustutzen lassen, zurück. Es kann also Niemand, am wenigsten das Volk, gewinnen, denn das Laudemium, das die Fürsten beim Regierungsantritte gewöhnlich zahlen, ein wenig Amnestie, ist die Illuminationskosten nicht wert. Gleichwol drängt der Kampf um ein hündisches „Sein oder Nichtsein" die unnützen Unentbehrlichen, die Trabanten des verlöschenden Planeten, sich dem neuen sofort und im voraus auch unentbehrlich zu machen. Le roi est mort, vive le roi! Diese Phrase, in die man die ganze Idee des Königtums bannt, ist nicht mehr als eine Speichelleckerei und zugleich ein höhnisches Schnippchen, das man dem Toten, dessen Loblied eben noch auf allen Zungen war, in die Grube nach schlägt. Könige können keine Freunde haben, weil ihr ganzer Denkkreis durch offizielle und legalisirte Lügen dermaßen beschränkt ist, daß der Freund, der die Lüge nicht achten und schonen kann, weil Freundschaft ohne Wahrheit nur ein Aftergewächs ist, durch sich selbst ein fremdes und unverständliches Element für den Fürsten wird. Man nennt den Respekt für jahrtausendalte Lügen Pietät und Treue, aber werden sie darum Wahrheiten? Man findet die Unterstützung der Lüge rührend und womöglich poetisch und hat

Gesetze gegen Meineid? Bezeichne man den Kampf der Neuzeit wie man will, man wird gestehn müssen, daß die offizielle Demoralisation, das polizeiliche Anhalten zur Lüge und Heuchelei eine Unmöglichkeit sein wird, sobald die aüßere Nötigung dazu nicht in der Organisation des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens gegeben ist. Der Faden der Lüge zieht sich konsequent durch Staat, Gesellschaft und Familie hindurch, aber er reißt auch überall, wird er in einer dieser Sphären durchschnitten. So ist es auch mit dem Anschluß der „Freunde“ des Sterbenden an den Erben, mit der Untreue gegen die Person unter dem Scheine der Anhänglichkeit an die Idee, — ein Akt, der die gewöhnlich zwischen Herrscher und Thronfolger waltende Verstimmung und Eifersucht bedingen hilft. Auch dies Element spinnt sich durch alle Verhältnisse bis in die Familie hinab. Zwischen der Gräfin-Wittwe, deren Regiment mit dem Trauerjahr ablief, und Cecile, machte sich diese Spannung bereits geltend und lockerte das ohnehin nie innig gewesne Verhältniß zwischen Mutter und Tochter noch mehr. Cecile war nichts weniger als hart, aber sie wußte es nicht anders, als daß jetzt die Reihe an sie gekommen sei, daß sie das Recht habe nach ihrem freien Belieben Anordnungen zu treffen und ausführen zu lassen ohne der Zustimmung der Mutter zu bedürfen. Die Diener, die sich von ihr direkt Befehle holten; der Kapelan, der sich

müde sann um ihren Wünschen, die er sonst nur lavirend beachtet, zu begegnen, und vorzüglich die Insinuationen der Tante Clotilde, die das Vergnügen haben wollte der verhaßten Schwägerin das Zepter entwunden zu sehn, Alles bestärkte sie darin, daß sie jetzt ein unveraüßerliches Recht habe — auf ihre Mutter möglichst wenig Rücksicht zu nehmen. Der ceremoniöse, rein formliche Verkehr, in dem sie seit je mit der Gräfin gestanden, die sie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre nur zu bestimmten Stunden aufsuchen durfte, machte den Riß nicht einmal fühlbar. Die Form wurde auch jetzt beobachtet, wenn auch modifizirt, und das peinliche Gefühl, das Cecile empfand wenn sie im Begriffe war etwas zu bestimmen, wovon sie im voraus wußte, daß es ihrer Mutter nicht recht sein würde, endete stets mit dem Aufathmen, — „nur noch wenige Monate, dann bezieht sie den Wittwensitz und wir können thun was uns beliebt.“ — Sie waren einander fremd, die Formlüge, die sie verband, war auch ihre Trennung.

Der Kapelan hatte allen Grund zu fürchten, daß er in civiler Weise verbannt und mit einer kleinen Pension entlassen werden dürfte, sobald das junge Paar, dessen Gunst er sich nicht zu erfreuen hatte, erst ganz die Zügel der Regierung ergriff. Da es ihm nun ebenso sehr um seinen langgewohnten Platz an der unteren Tischseite der gräflichen Mittags- und Abend-

tafel, als um die Gelegenheit zu thun war, Neuigkeiten, Anekdoten und — (mit gesenkten Augenlidern) Skandalosa aus der großen Welt zu hören und dabei auf die bequemste Weise unter dem Vorwande gelehrter Studien müßig zu gehn, suchte er Alles auf, was ihn in seiner Stellung halten konnte oder ihn wenigstens nach seiner Meinung zu halten versprach. Kaum war er sich darüber klar geworden, daß Cecile den Drechsler protegire, als er es sich angelegen sein ließ, diesen für sich zu gewinnen.

Hennings hatte die Arbeit für die Kapelle übernommen und seine Werkstatt zum Theil in der Kapelle selbst, zum Theil in der daranliegenden Sakristei aufgeschlagen, da er zu Hause für so ausgedehnte Werke keinen Raum fand und überdies hierdurch seiner kränkelnden Frau das Geraüsch der Arbeit ersparen konnte. Einen Kampf hatte es freilich gegeben, ehe Cecile diese Profanation durchsetzte. Zumal hatte Gräfin Clotilde ein Anathem über das andere ausgestoßen, aber der Kaplan, den sie zur Unterstützung aufforderte, hielt sich „aüßerst“ neutral im Hintergrunde und war um alle Welt nicht zum Aussprechen einer entschiedenen Ansicht zu bewegen. Es wäre in der That leicht gewesen eine Remise oder selbst ein Zimmer im Erdgeschosse des Schlosses für den Zweck herzurichten, aber Cecile erklärte, daß sie die Arbeit selbst beaufsichtigen wolle und durchaus nicht

Lust habe über den Hofplatz in eine Remise oder unten in eins der feuchten Zimmer zu gehn, und daß ihr außerdem die Kapelle für eine Arbeit, zu der Licht unumgänglich nötig sei, am passendsten schiene. Während der Messe, die der Kapelan täglich las und die außer Gräfin Clotilde und ihrer alten Duenna ohnehin Niemand besuchte, ruhte die Arbeit.

So war der Drechsler aus dem Dorfe plötzlich in ein Verhältniß zu den Bewohnern des Schlosses getreten, das nur zum Scheine und für Solche, die ihn nicht kannten, ein abhängiges war. Cecile ging aüßerst schonend mit ihm um und beschäftigte sich gern und viel mit seiner Arbeit, wobei sie nicht unterließ durch Fragen aller Art über seine Lage und vor Allem über seinen Lebenslauf Notizen zu sammeln. Indeß, entweder konnte oder wollte der Mann nicht so antworten, wie sie es wünschte, genug, sie bekam trotz aller Mühe kein festes Bild. Dagegen schien sie einen andern, unbeabsichtigten Erfolg zu erringen: der Drechsler, jetzt wieder in einen Bildschnitzer umgewandelt, zeigte eine auffallend rege persönliche Theilnahme für sie, und sie fand den Platz, den sie gewöhnlich einzunehmen pflegte, wenn sie sich an seinen Werktisch setzte, stets von Staub gereinigt und die Arbeit selbst so gewendet, daß sie jeden Zug des Meißels verfolgen konnte. Sie nahm diese Huldigung, so wie andere, die ihr der Meister

oft in seiner barocken Weise darbrachte, hin und fühlte sich sogar dadurch geschmeichelt. Sie hatte bisher noch ziemlich einsam gelebt, es war ihr darum nicht viel gehuldigt worden, ihre Eitelkeit war noch nicht blasirt und ihre Koquetterie noch natürlich. Sie gab ihrerseits, da Hennings trotz seines barschen Tones und des Mangels geselliger Tournüre, der sich mehr herausstellte als Cecile geglaubt, immer die gemessensten Schranken hielt, ihren Lobsprüchen über die Arbeit stets eine schmeichelhafte Wendung, die ebenso gut dem Arbeiter gelten konnte, und schien sich außerdem mehr und mehr mit der Weltanschauung ihres Günstlings zu befreunden. Sie stellte oft Fragen der Art, daß Hennings bei größerer Weltkunde die Absicht hätte herausfühlen müssen, man wolle ihn über Das und Jenes nur darum hören, weil er in anderer als der gewohnten Weise drüber spreche. Er war zu unbefangen, zu grade wenn er einem freundlichen Gesichte gegenüber stand, als daß er nach Absichten hätte forschen können. Und schlimme waren auch in der That nicht da, obgleich er nur unterhielt, wo er den Apostel zu spielen glaubte. Er ließ sich warm hinreißen und warf seine Gedankenspäne mit den Holzsplittern zugleich in die Luft, aber trotz seiner Glut konnte er keinen tieferen Eindruck machen, weil seine Weise zu abrupt und zu regellos war. Die Entgegnungen der Gräfin, meist in ein launiges Gewand

gekleidet, machten viel mehr Eindruck auf ihn, als seine Ausfälle auf sie. Sie brachte es durch einfach praktische Bemerkungen, ähnlich denen seiner Frau aber hier mit größerer Sicherheit ausgesprochen, dahin, daß er zu zweifeln anfing, ob seine bisherige Lebensweise neben der von aller Welt und mit dieser zugleich, wirklich so richtig sei, als er gemeint. Das Abnorme seiner Handlungen, das Niemand zur Nachahmung einlud und das doch nur durch Nachahmung segensreich werden konnte, wenn es überhaubt gut war, fiel ihm nun schärfer in die Augen. Er hatte es in seinem isolirten Zustande bisher nur in einer gewissen trotzigen Weise beurteilt, er hatte nie überlegt, daß sein Einzelkampf gegen die herrschende Macht in seiner Sphäre in der That mehr einer hartnäckigen Quälerei seiner selbst wie seiner Familie gleichkam . . . . . Aber er hatte darin Befriedigung und Frieden gefunden, er war stolz, vielleicht sogar eitel auf seine exklusive Stellung gewesen. Cecile riß ohne direkte Absicht den Schmuck dieses Traumes ab und machte dadurch wieder neue Wünsche in seinem Herzen rege. Er hatte ein Netz um sich gespannt und einen Wall um seine Ideen gezogen, wie dies die Art der Menschen ist, die nicht über sich selbst und ihre Familie hinausgehn mögen; hinter diesen Pallisaden hielt er sich für fertig und für Alles gewappnet, aber ein Schritt in's Leben hinein, in die Welt, die er für immer von sich gestoßen zu

haben glaubte, zeigte ihm Lücken und Trugschlüsse. Oft war er auch nur durch das Ungewohnte geblendet und gab die eigne Wahrheit für eine bunte, von schönem Namen maskirte Lüge.

Es fehlte das dritte, vermittelnde und entscheidende Element in diesem Kompfe, der nur auf der einen Seite ernst geführt wurde, und um es zu ergänzen, gab Hennings nun auch dem Kabelane Gehör, wenn er auch bald fühlte, daß dieser einen ebenso großen Mangel an Ursprünglichkeit habe, als die Gräfin daran reich war. Ehren Ambrosius war augenblicklich bereit in irgend einem Folianten der Bibliothek über diesen oder jenen Punkt nachzuschlagen, er brachte für Alles Citate, aber Urteil, ja auch nur ein Zusammenschmelzen verschiedner Urteile war seine Sache nicht. Die Gräfin schmiegte sich zum mindesten mit einer Art von Wißbegierde an Dinge und Ansichten, die ihr fremd waren, der Baccalaureus aber versicherte sogleich, Cicero in seinem Buche über die Pflichten oder seinen tusculanischen Untersuchungen, so wie der Kirchenvater Eusebius traktire die Sache ganz anders, und solchen Auktoritäten könne man doch wol die geziemende Achtung nicht versagen, denn Cicero, obgleich ein Heide, sei doch ein grundgelehrter Mann gewesen, ohne den wir eine Menge Verse des Ennius, z. B. den „Unus homo nobis cunctando restituit rem“ auf den be-

rühmten Fabius cunctator, nicht wüßten. Solche Gründe, die der ungelehrte obwohl verständige Drechsler nun nicht in vollem Maße zu würdigen verstand, machten ein vernünftiges Weiterspinnen der Debatte unmöglich und glaubte Hennings Angesichts der Theilnahme der Gräfin und der langen, verduzten Gesichter des Paters schließen zu können, daß zum mindesten die Mehrzahl seiner Ideen bei begabten Menschen Beachtung fände, auch wenn die Bornirtheit, — denn er hielt Herrn Ambrosius Feigenblatt troß seiner Kenntniß des großen Heiden Cicero und des noch größeren Kirchenvater Eusebius für bornirt, — nicht damit auszukommen wüßte.

In der Richtung der Gedankenwelt, zur Berichtigung schiefer Ansichten war der Baccalaureus der freien Künste also nicht zu brauchen, dagegen nahm der Drechsler ein anderes Anerbieten gern an.

Christian kam ab und zu hinauf und wurde nur heimgeschickt, wenn der Vater glaubte, die Gräfin könne kommen. Er fühlte daß der Knabe nicht kindlich und angenehm sei, obgleich er selbst die Schuld davon trug, er fühlte es und wünschte darum nicht, daß ihn die Gräfin sähe. Der Kapelan traf ihn dagegen oft, sprach mit ihm und bewunderte seinen regen Geist und seine rasche Fassungsgabe. Als er sah, daß der Handwerker immer festeren Fuß in der Gunst der Gebieterin fasse

und daß diese gewiß Rücksicht auf ihn nehmen würde, da sie, sobald die Kniebank erst vollendet, schon neue geschnitzte Boisserien in mehrere Zimmer bestellt hatte, machte er den Vorschlag den ersten Unterricht Christians zu übernehmen und vermaß sich hoch und theuer ihm das Lesen aller Arten von Schrift, so wie das Schreiben deutscher Current- und Kanzleischrift in weit kürzerer Zeit beizubringen als der Dorfschullehrer, der allerdings wenig für sich hatte, da er nicht mehr noch weniger als ein pensionirter Unteroffizier war. Ja er versprach sogar mit diesem Unterrichte sogleich durch Memorirübungen die Elemente der lateinischen Sprache in den Kopf seines Scholaren zu prägen und, wie sich von selbst versteht, die Religionslehre in den Kauf zu geben. Von diesen glänzenden Versprechungen war indeß vorlaüfig nur der Elementarunterricht den Wünschen des Vaters genehm. Er fürchtete mit Recht, daß ein übertriebnes Anstrengen des Knaben nachtheilige Folgen auf seine Gesundheit ausüben müßte, obgleich er keineswegs der Ansicht war, daß es für ein leichtfassendes gesundes Kind, wäre es auch nur zur Übung des Verstandes, irgend einen überflüssigen Unterricht gebe. Das Gedächtniß der Kinder, das bekanntlich von wunderbarer Schärfe ist, nimmt spielend auf und behält das Erlernte auch wenn es nicht weiter verarbeitet wird, so daß später die rationelle Methode, das Erkennen

und Lernen durch Schlüsse, mächtige Unterstützung findet. Wer darum das Geschick hat Kindern spielend eine Menge von Begriffen beizubringen ohne sie abzuspannen und zu ermüden erleichtert ihnen nicht nur späteres Begreifen, sondern macht ihnen außerdem noch die Freude, daß sie oft in anscheinend schwierigen und verwickelten Gedankenketten mühlos das Richtige finden, weil sie es vorher gewußt und gekannt. Der Zusammenhang der ihnen nun plötzlich einleuchtet, führt sie fast ohne weitere Hinweisung darauf, daß auch Anderes zusammenhängen müsse und damit ist das intellektuelle Bedürfniß für immer in sein Recht gesetzt. Man hat die Notwendigkeit eines Vorunterrichts der Kinder in neuerer Zeit vielfach erkannt ohne darum immer den richtigen Weg einzuschlagen. Die Spielschulen sind wenig Anderes als Bewahranstalten für die Kinder vielbeschäftigter Eltern, die durch den Betrieb ihres Gewerbes abgehalten sind ihre Kleinen den Tag über selbst zu beaufsichtigen. Man läßt sie thun und treiben was sie mögen und sorgt nur dafür, daß der Tumult und die Schlägereien nicht zu arg werden; höchstens wenn der Aufseher oder die Aufseherin ganz besonders guter Laune ist, kommt es zu einem allgemeinen Spiele ohne weiter liegenden Zweck. Ist dann das gesetzlich vorgeschriebne Alter erreicht so verfallen die Opfer sogleich der zähen Methode, die sich's unter dem Vor-

wande planmäßiger Erleichterung des Unterrichts recht angelegen sein läßt in graden, gegen einander geneigten Linien vorwerts zu schreiten. Das ganze Sinnen und Trachten der Kinder ist ein wellenförmiges und um große Resultate zu erzielen muß man dieser Wellenbewegung folgen können und die Schwingungsknoten benutzen, nicht aber mitten hindurch eine starre, reizlose Linie ziehen. Kinderschulen sollten mit Bildern aller Art geschmückt sein und hierin einen immerwährenden Wechsel darbieten. Der schlechteste Holzschnitt eines Pfenningblattes wird dem Kinde unendlich lehrreicher sein als die beste methodische Beschreibung und Begriffsentwickelung. Bilderbogen sind die instruktivsten Handbücher für Kinder, wie denn überhaubt das „Schauen“ das beste Bildungsmittel ist. Der Sohn einer wohlhabenden Familie aus den oberen Schichten der Gesellschaft wird oft bei mittelmäßigen Fähigkeiten und schon im Jünglingsalter eine überraschende Sicherheit und Gewandtheit im Urteile zeigen, ein treffender Witz wird in seinem Munde nicht zu den Seltenheiten gehören und vor Allem wird ihm eine gewisse Übersicht und ein Nicht aus der Fassung kommen eigen sein. Man suche die Ursache davon nicht allein in anerzognen und durch seine Stellung ausgebildeten Elementen. Sie liegt darin, daß er vor Andern eine große Reihe von Anschauungen aus allen Sphären voraus hat, daß er

deßhalb mehr Anknüpfs- und Vergleichspunkte in sich trägt, also rascher urteilen und leichter witzig sein kann, denn Urteil und Witz beruhen beide mehr oder weniger auf dem Vergleichen. Es darf darum jene sprichwörtliche Unbeholfenheit der Gelehrten im Salonleben neben dem sicheren Auftreten flacher Gecken, die man nicht ganz mit Recht allein auf Gewohnheit und Ungewohnheit zurückführt, gar nicht überraschen: Die Einen sind reicher an methodisch entwickelten Begriffen, die Andern in der Regel an Anschauungen, und die Anschauung siegt dort immer, wo nicht das Erkennen sondern das Kennen allein Wert hat. Der Verein beider Eigenschaften aber gibt stets eine ungewöhnliche Bedeutung, er gibt Bildung und Unterrichtetsein im großen Sinne und stellt den Mann im Leben wie auf dem Katheder in gleiche Höhe. Durch diesen Verein erst wird eine gewisse Vielseitigkeit möglich, die auch durch die gründlichsten Stubenstudien nicht erreicht oder wenigstens nicht für das Leben nutzbar gemacht werden kann. Bilderbogen für Kinder, Reisen für den Mann, das sind die Elemente, das die Basis auf die sich ein stolzes und und schönes Gebaüde aufführen läßt, in dem große, lichte Gedanken wohnen können. Man kann sich anheischig machen in einem halben Jahre Kinder durch Bilder und daran geknüpfte Erlaüterungen weiter zu entwickeln als durch drei Jahre des besten methodischen

Unterrichts. Die Methode ist dem jungen Verstande eine Zwangsjacke, das Spiel mit Bildern eine Freude, die dem Kinde über Alles geht. — Über das Reisen aber als vorzüglichstes Bildungsmittel ist oft genug gesprochen worden, man weiß es längst, daß man in der That „vom Spazirengehn und von der Luft" gescheidt werden kann. —

Hennings glaubte, daß er bessere Nahrung für seinen Knaben wisse als sie ihm der Kapelan geben konnte, so sehr er ihn fähig hielt mechanische Unterrichtsrequisite, wie Buchstabenkenntniß und dergleichen in Christians Kopf zu schaffen. Die andern Anerbieten des Paters abzulehnen bestimmten ihn indeß sicher noch andre Gründe als die von ihm angegebnen: der Sohn eines Handwerkers, wieder zum Handwerk bestimmt, brauche das Latein nicht, und zur Auffassung religiöser Lehren sei er noch zu jung. Wenigstens sprach die Vorsichtsmaßregel, daß die Unterrichtsstunden in Gegenwart des Vaters vorgenommen werden mußten, sehr für einen Hinterhalt. Der Drechsler schien zu fürchten, daß das A B C seiner Protestation ungeachtet, zwar nicht lateinisch, — das hätte er verziehn —, aber irgendwie konfessionell traktirt werden dürfte. Vor dem Latein aber mochte er Respekt haben weil die vorgeschlagnen Memorirübungen allerwahrscheinlichst

eher den Kirchenvater Eusebius als den Heiden Cicero zur Grundlage gehabt hätten.

Nachdem Alldies reiflichst erwogen und besprochen worden, übernahm Herr Ambrosius Feigenblatt den Knaben und begann den Unterricht mit vielem Eifer und einem Geschicke, das Hennings ihm nicht zugetraut hätte. Er überwand den Widerwillen, den ihm Christian entgegen setzte, zwar nicht und hätte oft auf den schmalen blassen Lippen seines Scholaren ein Lächeln sehn können, das zwischen Bosheit und einer Art von Verachtung die Mitte hielt, aber da dieser Widerwille nur seiner Person galt, seine Lehren dagegen aufmerksam hingenommen wurden, endlich der Fleiß des Knaben das Übrige that, blieb ihm immer nur die angenehme Pflicht die Fortschritte seines Schülers zu loben.

Christian hatte bald nach Beginn der Lektionen, nachdem er kurz vorher eine Debatte zwischen seinem Vater und dem Kapelan belauscht, in der wie er glaubte sein zukünftiger Lehrer auf arge Weise geschlagen worden, Hennings gefragt: „Muß man einen dummen Menschen für klug halten, weil er mehr gelernt hat als wir?“

„Warum fragst Du so?“

„Weil der Kapelan sehr dumm ist und ich von ihm lernen soll.“

„Du sollst von ihm nur lernen was er weiß und was brauchbar ist, zunächst Lesen und Schreiben, das muß jeder Mensch können. Wirst Du einmal klüger als er, desto besser für Dich, vorlaüfig kann man Dich weder dumm noch klug nennen, Du wirst aber später Gelegenheit haben zu zeigen was Du bist.“

„Aber ich brauche nicht wie die andern Kinder im Dorfe zu glauben, daß der „Herr Lehrer“ Alles am besten weiß, ich brauche den Kapelan auch nicht für klug zu halten?“

„Lerne von ihm, das ist Alles was ich von Dir verlange.“

Und Christian ließ sich das gesagt sein. Er lernte in der That rapide und hörte auch die Erzählungen an, mit denen Ehren Ambrosius die trockne Kost würzte, aber über die Buchstabenformen hinaus galt die Autorität des Lehrers nicht. Daß Hennings mit dieser Unterscheidung einverstanden war stand ganz in Einklang mit seiner sonstigen excentrischen Richtung; er richtete hierin wie immer sein und seiner Familie Leben auf den Fuß des Kampfes gegen Unwahres ein, vergaß aber auch hier wie immer, daß die Resultate dieses Kampfes in ihrer Vereinzelung nachtheilig zurückwirken mußten und daß selbst jeder Sieg eine Niederlage war. Es ist eine grobe Unwahrheit, zu behaubten, daß Kinder von vornherein „glaübig“ sind, im Gegentheile

sehn sie in der Regel klar und fassen nur das Unverschleierte gern und willig. Die Anlage zur Sittlichkeit, die sich bei ihnen als sogenannte Kindereinfalt, Unschuld und Naivetät mit der ganzen Gewalt der Ursprünglichkeit aüßert, muß erst untergraben und verderbt werden ehe das Kind für das Leben in der „wohlerzognen“ Gesellschaft erträglich wird. Es gehört darum schon ein Grad von Verderbtheit oder eine frühreife Unterscheidungsfähigkeit, wie sie Christian besaß, dazu, wenn Kinder von Lehrern lernen mögen, die ihnen etwa durch Gespräche der Eltern herabgesetzt werden. Der Lehrer muß ihnen als ein Muster in Allem gelten, sonst glauben sie ihn in Allem zu überragen. Das ist weder Eitelkeit noch Arroganz, denn Beides ist dem „Kinde“ fremd, sondern eine natürliche Folge, ein instinktives Erkennen des Wertes der Sittlichkeit. Wie die Sachen einmal stehn, bleibt in der Regel nichts Anderes übrig als die Kinder hierin wie in vielem Anderen zu belügen und sie nach und nach durch die ganze Kette der Erziehungslügen hindurch zu jener Glaübigkeit zu bringen, die endlich auch das Widersinnigste demütig hinnimmt. Es ist dies entschieden der einzige Weg, für die jetzige Gesellschaft Bürger zu erziehn, die andere richtigere Weise, in der dem Kinde nie eine Lüge gegeben wird, führt jetzt unzweifelhaft dahin unglückliche Menschen heran zu bilden,

die auch Andere unglücklich machen müssen. Sie können keinen Frieden haben, ein ewiger Groll, eine anhaltende Bitterkeit reibt sie auf oder verwickelt sie in Kämpfe, in denen sie von der Überzahl der Gegner erdrückt werden. Konsequenz im Guten ist vorlaüfig praktisch gradezu unmöglich, sie muß im Irrenhause oder durch Selbstvernichtung enden. Und das Laviren mit dem sich die Erkenntniß begnügen muß ist etwas so Widerwärtiges und reizt dermaßen zur Verachtung Anderer und zur Wut gegen die eigne Ohnmacht, daß es mehr als wahrscheinlich ist, die allergrößten Schurken seien grade aus überlegner Erkenntniß des Guten und aus Haß gegen die Gewohnheit, die sich ihnen entgegen stemmte, in den polaren Gegensatz ihrer besseren Überzeugung gehetzt worden. Wir sehn wieder, daß die Lüge das einzige Mittel ist das Bestehende zusammen zu halten und den Schein der Ordnung herzustellen. —

In dieser Weise ging es ohne merkliche Störung wochenlang fort. Cecile hörte nicht auf die Werkstatt täglich zu besuchen, irgend eine launige Frage an den Arbeiter zu richten und seine rhapsodischen Ergüsse anzuhören; der Pater hielt seine Lektionen pünktlich und war nach wie vor mit seinem Schüler zufrieden; Hennings endlich wanderte alle Tage lieber in's Schloß hinauf und sah in der freundlichen Gräfin bald ein

Muster von Liebenswürdigkeit. Es ist den Großen so leicht gemacht durch ein wenig Güte auch die widerstrebendsten Elemente sich nachgibig zu ziehen und principielle Feinde zu Freunden zu gewinnen. Der Drechsler ließ mehr und mehr von seiner Schroffheit und wie er damit seinen festen Boden verlor und sich in eine fremde Region drängen ließ, aüßerte sich der Rückschlag nach und nach auch fühlbarer für sein Familienleben.

Seine Frau war nach wie vor krank auch wenn sie sich von Zeit zu Zeit wohler fühlte und thätig sein konnte. Ihre Krankheit brachte eine große Reizbarkeit mit sich, ihre Gemütsstimmung war aufgeregt und riß sie zu Äußerungen hin, die für ihren Mann verletzend waren. Sie hatte zuerst die Übernahme der Arbeit im Schlosse freudig begrüßt und das was Hennings von dem Entgegenkommen der jungen Gräfin erzählte wohlgefällig hingenommen, sie hatte sogar das Fortgeben der Schnitzerei stillschweigend gut geheißen, — als Hennings aber immer mehr mit Enthusiasmus von der Schloßdame sprach, endlich aber von ihr schwieg und überhaubt nachdenklich wurde so lang er zu Hause sein mußte, aber mit einer gewissen freudigen Eilfertigkeit mit dem Schlage der Stunde hinauf eilte, fühlte sie sich peinlich und im höchsten Grade unangenehm berührt. Sie war es jetzt, die all die so oft von ihr

bekämpften Ansichten ihres Mannes hervorsuchte und pries; sie war es, die ihm endlich direkt den Vorwurf machte, er sei im Begriffe sich selbst untreu zu werden. Auch daß Christian zu gewissen Stunden die Schloßkapelle meiden mußte, fiel ihr auf, sie kombinirte mit der Fantasie einer Kranken, die sich vernachläßigt glaubte, mit der mißtrauischen Fantasie einer Eifersüchtigen, sie klagte, schmollte, empfing ihren Mann kalt und mit spitzen Bemerkungen, die ihn zu harter Entgegnung reizten, — es gab Thränen, und ein Riß zwischen zwei Menschen, die sich einst freiwillig ihre Ansprüche an die Gesellschaft geopfert, bereitete sich vor ohne daß ein positiver Grund dazu vorhanden war.

Sechstes Kapitel.

Eine Krisis.

Es gibt eine überraschende Verwandtschaft zwischen Theorie und Praxis, Traum und Leben, Fantasie und Wirklichkeit, mit — Farbe und Form. Die Theorie, der Traum und die Fantasie ohne Rücksicht auf aüßere Gestaltung, auf Anwendung und Verwirklichung, reizen sofort und ziehen ohne Kampf siegreich mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen in Kopf und Herz des Menschen ein. Der Jubel ist so groß, daß man den inneren Widerwillen der Natur gegen diese Elemente im Augenblicke völlig übersieht und erst später das Unzureichende, Unbefriedigende zu fühlen anfängt. Ganz ebenso wirkt die Farbe auf das Kinderauge, und der Beobachter kann dabei dem seltsamen Schauspiele zusehn, daß der aüßere Sinn sich sichtlich gegen etwas straübt das von der „Quintessenz“ der Sinne mit Jauchzen aufgenommen wird. Bunte Farben ziehen Kinder unwiderstehlich an, sie jubeln und greifen da=

nach, aber es ist eine Art von schmerzlicher Wollust, die sie empfinden, ihre Lider zucken, man kann an dem Blinzeln, an dem wechselweisen Dehnen und Zusammenziehn der Pupille, das stets selbstständig neben den Äußerungen der Freude hergeht, deutlich wahrnehmen, daß die Sehnerven durch das vielfach gebrochne Licht unangenehm affizirt werden. Das Spiel, das Händeklatschen dauert eine Zeit, dann wenden sich die Augen ermüdet ab, das Kind überzeugt sich, daß die Farbe nichts Tastbares ist und verlangt nach neuem Spielwerke.

Gegen die Praxis und alles Wirkliche straüben wir uns dagegen mit einer gewissen Angst, es muß uns fast aufgedrungen werden, wir müssen uns daran gewöhnt haben, ehe wir es fest anfassen. Wir ziehen ungern ein neues Kleid an und dachten uns doch in diesem Kleide vorher ganz prächtig. Haben wir uns in ein Verhältniß aber erst eingewöhnt, sind wir mit einer Sache erst vertraut, so finden wir nur im Verkehre damit, im Schaffen und Handeln volle Befriedigung. — Man gebe Kindern einen greifbaren Gegenstand, ein geformtes Etwas, das ihnen fremd ist, und sie werden sich fürchten, wol gar weinen, — haben sie aber erst den Versuch gewagt zu tasten und zu befühlen, so wollen sie von ihrer Puppe nicht mehr lassen, sie drücken sie an sich und überhaüfen sie mit Zärtlich-

keiten. Das ist Kinderart. Und wie uns trotz jenes Bangens eine nicht zu betaübende Sehnsucht in das Leben zieht, so fühlen sich auch die Kinder zu Gegenständlichem gedrängt und ist der Ausdruck ihrer Augen, wenn auch ihr ganzer übriger Körper von Furcht zittert, nie ein anderer als — Neugier. Sie fürchten das tastbare Unbekannte, aber sie wünschen es. Es liegt dies also in der Naturanlage des Menschen so lang sie unverfälscht ist. Die Verbindung der Farbe mit der Form ist entweder Raffinement oder Verklärung; die Praxis von der Theorie erlaütert steht höher als gedankenlose Empirie; das Leben im Schmuck des Traumes, die Wirklichkeit im Mondlichte der Fantasie, — so sind beide erst mit jenem schmerzlich wollüstigen Reize ausgestattet, den man zugleich liebt und fürchtet. Der Schein als Putz für die Wahrheit, — denn die Farbe ist Schein, — macht auch in den verkehrtesten Verhältnissen das Leben möglich, wenn man die Fähigkeit hat das Wirkliche aüßerlich, objektiv und fern zu fassen und aus dem Inneren heraus das Reizende, den Schein, die Farbe hinan zu dichten. Aber die Farbe muß eine subjektive sein, man muß um solches Leben zu lieben in der Gesellschaft nach außen so stumpf und dumpf geworden sein, daß man gar keine objektiv gegebne „Farbe" mehr anerkennt. Das ist das einzige Mittel ohne Verstimmung durch das Treiben von oben

und unten zu schreiten. An das Formliche gewöhnt man sich nach und nach aus angeborner Trägheit, und für die Farbe, an die man sich nicht gewöhnen kann, trägt man selbst Sorge. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf diese Weise jene Reihe nicht alltäglicher Menschen, die eine Art von „höherem“ Egoismus affichiren mit dem Leben fertig werden. Daß wir aber jetzt den Schein brauchen um das formlich Gegebne schön zu finden, ist entweder ein Zeugniß gegen uns oder die Form selbst. Die Farbe ist heiter, wirkt rasch und — verstimmt zuletzt; die Form ist ernst, wirkt schwerfällig und macht — heiter. Daher kömmt die höchste ernst-freundliche Bedeutsamkeit der farblosen Form in der plastischen Kunst und jene edle, fast kindliche Einfachheit, die wir an allen großen plastischen Künstlern wahrnehmen können. Ihr ganzes Wesen ist ein Entkleiden des Seins vom Scheine. Thorwaldsen würde seine besten Werke, seinen Ganymed und seinen Mars lieber zerschlagen haben, ehe er Tünche hätte daran kommen lassen. So wie die Summe des Lichtes farblos ist, müßte die höchste Phase der Lebens-Entwickelung auch farblose Reinheit geben, d. h. wir müßten auf der letzten menschlichen Bildungsstufe allem Reize durch Schein entsagen und das nackte Wahre allein für begehrlich halten. Wir kommen auch dahin, wir kommen zu jener ernsten Heiterkeit, die das Ungestüm

aber nicht die Innigkeit ausschließt, nur gilt es erst die lügenhaften Farben, den taüschenden Köder, den wir uns selbst hinhalten, zu entfernen. — Dieser Schluß widerspricht nur scheinbar der oben angeführten Laüterung und Verklärung durch Farbe und Theorie. Theorie, die praktisch Form nimmt, so daß sie sich nicht als für sich bestehend geltend macht; Farbe, die mit der Form zugleich wird, so daß sie als natürliches Aggregat erscheint, das keine selbstständige Berücksichtigung verlangt, geben an und für sich keine Gelegenheit zur Taüschung, und endlich hat diese Laüterung und Verklärung nur Sinn und Zweck wenn die Form, das Wirkliche, unvollkommen ist, nicht aber in einem Normalzustande, von dem unten die Rede war. Man verzeiht in einem Gemälde Titians wol der Farbe zu Liebe eine inkorrekte Zeichnung, man bewundert aber die Galathea Rafaels auch unkolorirt im ersten besten schwarzen Umrisse.

Der Formsinn ist der überlegne, der Farbensinn der minder solide und vergängliche. Der Formsinn ist der Sinn der Zukunft; das Zeitalter der Farben ist vorüber, sie verschwinden immer mehr, — nicht aus der Welt, sondern aus der Gesellschaft. Sie verschwinden dort wo sie mit dem andern Scheine koquettirten, nicht aber wo sie eine Wahrheit sind. — Es liegt eine gewisse Vornehmheit in diesem Entsagen,

obgleich es nicht offiziell ist, in dieser Verachtung des gemeinen Kitzels, und sie wird gute Früchte bringen. So wie die eine Wagschale steigt, muß die andere sinken, je leichter der Schein wird und je weniger Wert man ihm beilegt, desto gewichtiger wird die Wirklichkeit, und in dem Momente, in dem wir uns ernstlich und ohne optische Taüschungen, ohne vage Spekulation und traditionelle Maskeraden mit ihr befassen, ist auch ihr Sieg für alle Zeit entschieden. —

Dieser Kampf zwischen Form und Farbe, Sein und Schein, wiederholt sich allenthalben in der Welt und im Menschen und tobt lange Zeit und mit wechselndem Kriegsglücke, bis ihn endlich ein aüßerer Anstoß zwingt einen Namen für sich selbst zu finden und über die Regenbogenbrücke hinweg ein festes Ziel zu suchen.

Hennings taüschte sich fortwährend, das Flimmern und Blinken seines Traumlebens, dem er jetzt weniger als je eine Form gab und es auch nur unbestimmt an eine Person zu knüpfen wagte, brachte ihn scheinbar über Alles hinweg, er lebte ohne sich wie früher eines Lebenszwecks bewußt zu sein. Die Umstände hatten ihm von außen eine Charaktermaske umgehangen, aber dieser Charakter hatte sich nicht von innen heraus gestaltet, die Maske war eine aufgelegte nicht mit ihm verwachsne Folie, sie konnte ebenso wieder von außen vernichtet

und abgerissen werden. Er war als Jüngling Mann geworden und hatte Form gewonnen, und jetzt als Mann schien er die versaümte Jünglingszeit mit ihren Farbenspielen nachholen zu wollen. Seine Fantasie nahm einen immer wilderen, fantastischeren Schwung, es war so viel Begeisterung und Feuer in seinen Reden, daß der Handwerker mit dem Schurzfelle unter Spänen und Werkgerät nun wirklich für Cecile die originelle unterhaltende Figur war, die sie gehofft. Sie kam immer haüfiger und legte immer weniger Herablassung in ihre Worte, ja sie reichte dem Arbeiter sogar die Hand und vollendete dadurch die Verwirrung, in die ihn ihr Benehmen und seine Fantasie längst gesetzt.

So saß sie eines Abends ihm gegenüber und benutzte seine Schwärmerei dazu ihn von seinen Familienverhältnissen sprechen zu lassen. Er erzählte ihr, wie er dahin gekommen sich so früh zu verheiraten, was ohnehin in einer Zeit wo die Mehrzahl der jungen Männer Militärdienste that, nichts Auffallendes war, bei ihm aber noch durch besondre Verhältnisse herbeigeführt worden. Er schilderte seine Frau, seine Kinder, — aber die Art wie er von diesen sprach war nicht freudig und offen, wie er ihrer früher gedacht, sondern es klang eine gewisse Verdrossenheit, Mißmut und Gedrücktsein durch.

Cecile glaubte ihn auf dem Wege, auf dem sie ihn wünschte. Sie verstand seine Gedrücktheit so, daß sie meinte er sehne sich danach frei und fessellos zu sein um jung wie er war nochmals den Stab zu ergreifen und sich für die Kunst auszubilden. Das war ihre Lieblingsidee. Rücksicht auf ein ganz gewöhnliches, hausbacknes Weib zu nehmen und so eine vom Zufalle herbeigeführte Voreiligkeit mit dem Untergange eines Talents und lebenslangem Entsagen zu büßen, schien ihr ungerecht und sinnlos. Diese kränkliche Frau konnte nicht die Ursache eines solchen Fehlgriffs werden; diese Knaben, die anderweitig unter zu bringen waren und vorlaüfig noch gar nicht der leitenden Hand des Vaters bedurften, konnten ihrem Plane ebenso wenig störend in den Weg treten. Daß die Trennung, zu der sie reizen wollte, eine unverantwortliche Härte gegen Hennings' Familie enthielt, fiel ihr nicht ein, denn — wie gesagt — ein gewöhnliches Weib durfte den Künstler in seinem Fluge nicht hemmen. Eine mächtige Neigung, wie Cecile sie dem Drechsler wohl zutraute, hätte einzig allein ein wirkliches Hinderniß abgeben können, aber sie glaubte genau genug zu wissen, daß eine solche jetzt wenigstens nicht mehr da war. Sie wollte den Knoten durchhauen und eine Entscheidung herbeiführen.

„Wollen Sie einmal ganz ehrlich sein?“ sagte sie.

„Ich denke es immer zu sein.“

„Wollen sehn! Ich bin überzeugt, daß Ihnen die Verhältnisse in denen Sie leben, jetzt nachdem Sie wieder ein wenig Kunst gekostet, ganz unerträglich sind. Zugleich fühlen Sie daß Ihnen eine Reihe von Studien nötig wäre um aus einem Bildschnitzer ein plastischer Künstler von Verdienst und Ruf zu werden. Ihr Talent ist unverkennbar, aber zwischen dieser Kniebank und einem Relief in Marmor liegt eine Kluft. Und Ihr Beruf ist zu deutlich ausgesprochen, als daß Sie nicht nach dem Höchsten greifen und streben müßten. Sie fühlen das auch und sehnen sich danach, — eins aber hindert Sie, — Ihre Familie ....“

„So mächtig ist der Trieb nicht ....“

„Lassen Sie mich ausreden. Wenn Ihnen die Erhaltung Ihrer Familie garantirt würde, Sie aber in den Stand gesetzt nach Italien zu pilgern um dort die Meisterschaft zu erringen ....“

„So ginge ich doch von Hehlenried jetzt, jetzt nicht mehr fort!“ brach Hennings aus. „Ich fühle immer mehr, ich fühl's an dieser Arbeit, daß die Kunst nicht so mächtig in mir ist als ich geglaubt, ich hätte sonst hier Großes leisten müssen. — Und dann,“ sagte er mit wiederkehrendem Stolze, „würde ich weder

für meine Familie noch für mich eine „gnädige“ Unterstützung annehmen. Was geschehn ist, ist geschehn, — und meine Heirat ist das Schlimmste nicht. Bin ich denn so tief gesunken, daß Sie mir vorschlagen dürfen Weib und Kind zu verlassen um einer Möglichkeit nach zu jagen? — Ach ja, Sie haben recht, es ist bei mir nicht mehr Alles wie es sein soll . . . .“ Er preßte seine Hände an die Stirn und versetzte Cecile, die nichts weniger als einen solchen Aufschrei aus dem Innersten von einem Manne erwartete, den sie vollkommen gezähmt zu haben glaubte, in das höchste Erstaunen.

„Nun, Sie sagen ich habe recht, und doch wollen Sie scheinen als sei mein Vorschlag ein Unrecht gegen Sie und Gott weiß wen?“

„Wissen Sie, daß ich wünschte ich hätte Sie nicht am Grabe Ihres Vaters gesehn, kein Unrecht gegen Sie gut zu machen gehabt und wäre der Drechsler im Dorfe geblieben, statt hier im Schlosse meine Entschlossenheit, meine Festigkeit, mein ruhiges Gewissen, kurz Alles zu verlieren, auf das ich stolz war.“

„Aber Sie sind wahrhaftig ein Kind . . . .“

„Gut, gut!“ sagte Hennings bitter, „ich hab' es verdient gescholten zu werden und muß es sogar von Ihnen tragen. Das ist immer noch nicht so schlimm als sich selbst schelten zu müssen.“

„Sogar von mir? Sie verfallen glaub' ich wieder in die barbarischen Sitten, die Sie abgelegt zu haben schienen. Ihre Arbeit ist brav, aber Ihr Wesen scheint nun doch inkorrigibel. Ich werde mir ferner nicht Mühe geben . . . .“

„Wäre auch gar zu liebenswürdig von Dir, mein Herz, lasse Du mir den Burschen wenn er ungehobelt ist, ich werd' ihn schon korrigiren. — Guten Abend!“

Graf Hugo war eben angekommen und hatte auf dem Wege nach seinen Zimmern in der Kapelle Cecile's Stimme gehört. Er war eingetreten und ihre letzten Worte einem Manne im Arbeitsanzuge gegenüber gaben ihm seiner Ansicht nach das Recht etwas derb „dazwischen zu fahren,“ auch begleitete er sein Anerbieten mit einer bezeichnenden Bewegung der Reitpeitsche, so daß Hennings blutrot wurde und einen Schritt vortrat.

Wie es immer zu gehn pflegt, nötigte die größere Heftigkeit der beiden Männer, deren Ausbruch sie vorbeugen wollte, Cecile, die vorher selbst heiß geworden, nun vermittelnd aufzutreten. Die Bank war noch nicht fertig, sie wünschte darum gar nicht, daß Hennings durch eine direkte Beleidigung aus dem Hause gewiesen würde. Nach flüchtigem Willkommen erzählte sie, zwischen Hugo, — der noch immer mit der Peitsche spielte und durch den ruhigen Blick des Handwerkers ein wenig aus der Fassung gekommen war, — und Hennings stehend, im Umriß den Hergang.

„Du bist im Irrtume, Hugo," sagte sie, „Herr Hennings," — sie betonte das „Herr!" — „Herr Hennings hat die Güte für uns diese Kniebank anzufertigen. Du siehst wie schön die Arbeit ist. Ich war vorhin nur ärgerlich, weil er nicht nach Italien reisen will und meine Vorschläge abweist. Herr Hennings, dies ist mein Bräutigam, der Sie nicht kennen konnte...."

„Ich meine indeß, man droht nur Hunden mit der Peitsche!" sagte Hennings scharf betont ohne seine Stellung zu ändern.

„Den Teufel auch, wer kann wissen was in einem solchen Kittel steckt! Lassen Sie Gras drüber wachsen, es ist unter vier Augen geschehn . . . ."

„Ich bin kein Kavalier, daß ich Zeugen dazu brauchte, mich beleidigt zu fühlen."

„Nun, alle Welt, ich werde Sie doch nicht jetzt vor Zeugen um Verzeihung bitten sollen? Da meine Hand, Herr . . . . . Gleichviel wie, ich habe Sie verkannt, damit abgemacht! Weiß der Henker, was ich heute für ein Pechvogel bin. Wie ich durch den Wald reite, attaquirt mich eine halbe Stunde von hier eine Horde Zigeuner, halbnacktes, wüstes Gesindel, erst bettelnd, hernach drohend und mich und Hans halb von den Pferden zerrend, so daß ich mir mit Gewalt Luft machen mußte . . . . .

„Es ist Dir doch nichts geschehn? Und wie kommen Zigeuner hierher?"

„Mir ist nichts, aber einige von den Kerls dürften die Hufe meines Hannibal im Abdrucke und einige Eindrücke meines Peitschenknopfes mit nach Hause nehmen. Du fragst wie das Gesindel hierher kommt? Ist Dir das so rar? Von Böhmen aus schleichen sie sich im Gebirge hier ein, zur Hälfte wirkliche Zigeuner, zur Hälfte Ausschuß aller Nationen noch von der letzten Campagne her.“

„Warum schossest Du nicht?“

„Weil mein theurer Hans, der fast dafür gebüßt hätte, so weise war, die Pistolen in den Mantelsack statt in die Halftern zu stecken! — Das war die eine Affaire, aus der ich mit Hilfe von Peitsche und Sporen kam, in eine andere, die ich Dir eigentlich wol nicht erzählen darf. kam ich wieder grade durch die Peitsche. Indeß Du wirst lachen, also erzähle ich lieber.“

Cecile lachte in der That schon, aber mehr über die Art, mit der sich Hugo immer halb an Hennings wendete, als wolle er ihn durch diese Aufmerksamkeit vollends beschwichtigen. „Erzähle nur,“ sagte sie, „da Du mich heute so angenehm überrascht hast, denn ich erwartete Dich erst übermorgen, werd' ich wol schlimmsten Falls Gnade für Recht üben.“

„Denke also, und denken Sie, Herr . . . . .“

„Hennings! Ich sollte glauben mein Name sei nicht so ungefüge.“

„Merci! Eine Baüerin oder sonst etwas hier aus dem Dorfe hat Dir, Cecile, ein verzweifelt schlechtes Compliment über Deinen Geschmack gemacht. Ich reite durch's Dorf, der Weg ist staubig, mein armer Hannibal arg müde, ich lass' ihn also recht behaglich schlendern und schlage dabei in der Luft nach Mücken. Bei dieser Gelegenheit fliegt der Knopf von der Peitsche herunter, wahrscheinlich durch die Zigeunerprügelei lose gemacht, und fällt in das Gestripp am Straßenrande. Ich habe nicht Lust ihn zu verlieren, — Du weißt es ist der ciselirte Löwenkopf, den ich aus Paris mitbrachte, — jage also Hans aus dem Sattel und bitte außerdem eine hübsche Blondine, Frau oder Mädchen, was weiß ich, kurz eine sehr hübsche, sauber aussehende Person, die eben vorüber ging, den Knopf suchen zu helfen. Die kleine zarte Person ist gutmütig, sucht und findet das Ding richtig. Als sie mir den Knopf auf's Pferd hinaufreicht, halt' ich ihre Hand fest und sage, daß ich sie zum Danke küssen wolle. Sie entreißt mir die Hand, aber Hans, der glaubt, daß mir wunder was dran läge, hebt sie in demselben Momente zu mir hinauf. Ich denke nun, daß sie entweder schreien oder sich beruhigen wird, statt dessen bekömmt die Person wie eine Stadtdame Nervenaffektionen und wird ohnmächtig. Da hatten wir die Bescheerung, — und kaum tret' ich hier ein, so bekomme ich fast ein Duell mit

Herrn . . . Hennings! Sie sehn, ich habe jetzt Ihren Namen behalten!“

„O, Sie werden ihn behalten, Herr, Sie werden ihn behalten, wenn das was ich vermute wahr ist,“ rief Hennings, der das letzte Abenteuer mit steigender Aufregung und mühsam unterdrückter Wut angehört hatte. Damit wandte er dem Paare den Rücken und verließ mit raschen Schritten die Kapelle.

„Sag' mir um alle Welt, wo hast Du dies Animal aufgejagt? Der Kerl ist rein verrückt! Ich glaube wenn die nervenschwache Dirne zufällig seine Schwester gewesen ist, schickt er mir morgen einen Kossathen als Cartelträger, der auf der Spitze einer Mistgabel die Ausforderung dieses Originals überbringt. — Aber nun möcht' ich auch wissen, wozu uns diese Kniebank soll! Meinst Du ich würde als Ehemann devot werden? Wenn der Anblick eines Meuble mich stets an den Namen des rasenden Rolands Hennpix oder wie das Ding heißt erinnern soll, hätte er uns etwas Anderes machen müssen was ich wahrscheinlich öfter sehn werde als dies Marterwerkzeug . . . .“ Er faßte seine Braut um die Taille und zog sie mit sich aus der Kapelle indem er ihr lachend etwas in's Ohr flüsterte. —

Hennings hatte kaum den Schloßhof verlassen als er Christian sich entgegen kommen sah. Der Knabe hatte sich ganz außer Athem gelaufen, und wenn Hen-

nings nicht durch die Erzählung des Grafen den Zusammenhang hätte erraten können, würde er in den abgerissnen Sätzen, die Christian hervorstieß, keinen Sinn gefunden haben. Das Kind war so erschöpft, es zitterte dermaßen und weinte aus Wut und Angst, daß der Vater es auf den Arm nehmen und nach Hause tragen mußte. Sein Vorgefühl hatte ihn nicht getaüscht. Seine Frau, das einzige Wesen im Dorfe, das auf „Zartheit“ Ansprnch machen konnte, war der Spielball einer Herrenlaune gewesen und auf offner Straße gekränkt worden. Ihm wurde wüst und wirr im Kopfe. Es war ganz gleichgiltig ob er das alte innige Interesse für Gertrud hegte oder nicht; die Frau, die seinen Namen trug, die Mutter seiner Kinder, hatte als Dank für eine Gefälligkeit von einem Herrn eine unverschämte Zumutung und von einem Diener eine rohe Frechheit erdulden müssen, die bei ihrem Zustande einem Attentate auf ihr Leben gleichkam. Es war auch gleichgiltig, daß der Graf nicht wissen konnte, daß die Frau, die er antastete, nicht eine stumpfe Baüerin und daß sie leidend sei. Mit welchem Rechte durfte er es wagen Weib oder Kind eines Fremden mit seinen Zumutungen zu verfolgen? Recht? Es fiel ihm ein, daß hier der Vorwurf nicht so schwer den Herrn träfe als die Niedrigkeit der Gesinnung, die Hundegeduld, ja die freiwillige Prostitution der Masse. Wenn sich die unteren Schichten der Gesellschaft nicht oft eine Ehre daraus machten

von den oberen beschimpft zu werden, würden die „Herren“ nicht wagen was ihnen jetzt nur ein kleiner Scherz scheint. Wer Schmach für Ehre nimmt ist nicht wert anders behandelt zu werden. — Er lachte wild auf und drückte sich die Nägel in die Hand.

So kam er heim. Gertrud war wieder erwacht, die Magd hatte sie halb entkleidet auf das Bett gelegt und durch Einflößen von kaltem Wasser, so wie durch Umschläge um die Stirn die Ohnmacht gehoben. Der kleine Richard saß neben ihr auf dem Kissen und schluchzte da es ihm nicht gelang der Mutter, die er in seinem kindlichen Lallen mit dem ganzen Wortschatze seiner Zärtlichkeit überhaüft hatte, ein Lächeln abzugewinnen. Sie starrte tonlos vor sich hin und von Zeit zu Zeit flog ein Hauch unendlicher Wehmut, der sich in lebenssatte Müdigkeit auflöste, über ihre Züge. Sie drängte dann auch ihr Kind von sich ab, das immer auf's Neue Versuche machte, sie mit seinen Armen zu umschlingen und mit seinen kleinen Lippen warm zu küssen.

Ihre Augen leuchteten als ihr Mann eintrat, aber es war ein düstres Feuer. Sie sah ihn mit einem Hohne an, der um so schneidender auffallen mußte, als er ihrem Gesichte völlig fremd war; sie heftete ihre Blicke so stechend fest auf ihn, daß er glaubte sie liege im Fieber und fantasire.

„Nun bist Du doch zufrieden? Du siehst, so ist Alles in Ordnung! Du bei seiner Braut, er bei Deiner

Frau. Er hat Dich gestört, sonst wär'st Du wol noch nicht hier, denn Du wirst mich doch nicht etwa überreden wollen, daß Du meinethalb eine Stunde angenehmer Unterhaltung aufgegeben hast? Nicht wahr, er kam zur Unzeit, ich hätte ihn noch ein wenig beschäftigen sollen? Was ich doch auch dumm und ungeschickt war."

„Gertrud, Du fieberst, sonst würdest Du solch häßlichen Unsinn nicht reden. Du weißt, daß ich arbeitete . . . ."

„Nicht wahr, Du meinst, es sei ein zu großer Abstand zwischen der Gräfin und Dir? Das soll ich jetzt glauben, nachdem Du mir hundertmal das Gegentheil bewiesen. Das soll mich jetzt beruhigen? Ich kenne Deine Überredungskunst, Du hast sie an mir gezeigt und da die schöne Gräfin doch auch nur ein „Weib" ist, wird sie ja auch Augen und Ohren gehabt haben. Es ist wahr, Du wirst erst jetzt ein recht hübscher Mann, während ich verfallen und halbtot bin . . . . ." Sie sprach das heftig und rasch, so daß er sie nicht unterbrechen konnte. Damit war aber auch ihre Kraft zu Ende, sie rief schluchzend: „O Gott, o Gott, daß es dahin kommen mußte!" und drückte den Kopf in die Kissen.

„Und wirst Du die Mutter so weinen lassen?" fragte Christian, da der Vater ratlos neben dem Bette stand. „Bist Du, wie sie sagt, daran schuld . . . .?"

Es kam heute Alles auf einmal zum Ausbruche. Auch Christians Erziehung begann Früchte zu tragen, er kehrte seine Starrheit nun auch gegen den Vater und forderte Rechenschaft.

Aber Hennings belauschte die tiefen Athemzüge, die mit einem leisen Pfeifen in die Brust seiner Frau sanken und kurz abgestoßen wieder kehrten. Er preßte schmerzlich seine Hände an die eigne keuchende Brust und hörte nichts von der Frage seines Sohnes.

„Liebe, liebe Mutter, sehr krank!“ lallte der kleine Richard und brach auf's Neue in herzzerreißendes Weinen aus.

Dieser schrille Naturlaut brachte wieder etwas Licht in das dumpfe Sinnen des Mannes. Er nahm den Knaben auf seinen Arm und bat Gertrud sich ganz zur Ruhe zu legen. Sie machte eine verneinende Bewegung. Er nahm ihre Hand. Sie entzog sie ihm hastig und schluchzte laut auf.

„Du willst mir schmeicheln!“ murmelte sie. „Pfui, pfui, Fritz, seit wenn hältst Du mich für so gemein!“

Nun setzte er sich auf den Bettrand, immer den Knaben im Arme haltend, und wendete ihren Kopf mit leiser Gewalt herum, so daß sie sein trübes ernstes Gesicht und den angstvollen Kinderkopf sehn mußte.

„Gertrud!“ sagte er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke, so zerrissen, schmerzlich, weich und kummer-

voll zugleich, daß sie wie von einem Erinnerungsschauer überrieselt am ganzen Körper zitterte.

„Laß' mich ruhen," sagte sie dann matt, „ich bin sehr, sehr krank." Aber ihre Stimme klang nicht mehr so gereizt, sie drückte ihr heißes Gesicht an die Hand, die es emporgehoben, als wollte sie zeigen wie krank sie sei.

„Aber Du kannst so nicht ruhen, Gertrud, ich will Dir Dein Lager in Ordnung bringen, damit Du schlafen kannst. Es geht vorüber, nur die Aufregung und die Entrüstung haben Dich angegriffen. Komm'!" Er setzte den Knaben auf die Erde, nahm die Kranke, die leicht wie ein Kind war, vom Bette und trug sie ohne daß sie sich gesträubt hätte auf einen Stuhl. Dann machte er das Lager zu recht und entkleidete seine Frau. Sie ließ es bewegungslos mit geschlossnen Augen geschehn. Als er niederkniete um ihre Schuhe zu entfernen und er von unten in das fieberglühende Gesicht sah, das schlaff auf den Busen herunter hing, überkam ihn auf's Neue der wilde Schmerz. Er warf die Schuhe hin und umschlang knieend und trostlos zu ihr aufsehend die einst so frische, lebensvolle Gestalt.

„Was fällt Dir ein? Fritz, Du traümst wol?" sagte sie traurig.

„Gertrud, willst Du mir denn nicht mehr glauben?"

„Ach, ich bin so schwach und krank; vielleicht ist nur meine Krankheit an Alledem schuld, und dann

wollt' ich's schon tragen, dann ging's auch wol vorüber."

„Glaube mir, es ist nicht mehr. Du hast Fieber und siehst irre. Gib unsern Kindern Gute Nacht und schlafe. Ich werde bei Dir wachen."

„Du wirst wachen? Weißt Du noch, als Du zuerst wachtest und ich auch nicht schlief, wie ich heute nicht schlafen werde? Ich war auch krank und litt viel, — weißt Du noch? Aber so werden wir heute nicht wachen. Wie doch so Alles vorüber geht, und das Schöne, Liebe am allerschnellsten. Gehe Du nur auch zu Bett, ich wecke Dich, wenn es sein muß. Damals sprachen wir trotz meiner Schmerzen viel, aber was sollten wir heute sprechen?"

Der kleine Richard langte an ihr hinauf. Sie küßte ihn, hielt ihn so von sich ab, daß sie ihn betrachten konnte und küßte ihn dann nochmals innig.

Christian, der die ganze Zeit in der Lieblingsstellung seines Vaters, mit vorn gekreuzten Armen, am Tische gestanden hatte, trat heran und sagte ihr mit ungewöhnlicher Bewegung: „Du bist sehr gut, Mutter, ich habe Dich mehr lieb als Du weißt!"

Gertrud sah ihn einen Augenblick ebenso erstaunt an als Hennings, dann zog sie ihn lebhaft an sich und sagte, mit dem feinen Gefühle der Kranken die Stimmung des Knaben erkennend, „Es hat Dich auch Niemand so lieb als Dein Vater und ich; gute Nacht'

mein liebes, liebes Kind!" Sie küßte ihn auf Mund und Augen und gab ihn sogleich in Hennings Arme, der ihn, obwohl dem Dringen seiner Frau nur mechanisch folgend und ohne sie ganz zu verstehen, ebenfalls küßte. Nun ließ sie sich zu Bett bringen, drückte ihrem Manne, der seinen Mund an ihre feuchte Stirn preßte, mit einer gewissen Scheu die Hand und schien bald zu schlummern, wenn es Hennings auch scheinen wollte als sei ihr Schlaf mehr eine dumpfe Bewußtlosigkeit, eine Regungsunfähigkeit von großer Erschöpfung herrührend, als eine erquickende Ruhe.

Christian versuchte sein Rollbette selbst hervor zu ziehn und schien zum erstenmal durch das Bewußtsein seiner Hilfsbedürftigkeit zu leiden. Es standen ihm dicke Thränen in den Augen als er den Vater bitten mußte ihm zu helfen, auch setzte er mit einem gewissen Trotze hinzu: „Aber, bitte, thue es leise, damit die Mutter nicht erwacht." Richard war nicht eher zu beruhigen gewesen, bis er einen Platz neben der Mutter bekam. Die Bedingung, die Kranke nicht durch enge Berührung zu stören, erfüllte und umging er zugleich dadurch, daß er vorsichtig zwei seiner kleinen Finger auf ihren Arm legte. In dieser Stellung und vielleicht im Nachdenken darüber ob dies eine enge Berührung sei, schlief er ein und war wol die einzige der vier Personen, die keinen Groll, keinen Kummer und keinen nachhaltigen Schmerz für den nächsten Morgen bewahrte. Denn

auch Christian weinte noch lange Zeit und suchte sein Schluchzen unter der Decke zu verstecken. Es ging etwas in dem Knaben vor, seine Thränen waren weder von Rührung noch Schmerz erpreßt, sie bedeuteten Kampf und Krampf. Er schlief unruhig und kam wiederholt an das Bette der Mutter heran und sah nach ob sie ihre Stellung verändert; dann legte er sich ohne des Vaters Frage, was er wolle? zu beantworten, wieder in seinen Kasten nieder.

Hennings verschanzte die Lampe so, daß das Bett ganz im Schatten lag, und nahm ein Buch. Er las mechanisch Buchstaben für Buchstaben ohne am Ende der Seite ein Wort von dem zu wissen was er gelesen. — Man kann im Sitzen denken wenn man fährt, man kann es, wenn uns Krankheit an einen Ort fesselt, aber eine lange Zeit nur um jedes Geraüsch zu vermeiden, gesund, wach und nachdenkend an einem Platze zu sitzen, das ist eine Folter. Man sucht unwillkürlich die Bewegung auf und will den Körper mit den Gedanken zugleich spaziren führen, es liegt eine Befriedigung darin den Schritt beschleunigen zu können wenn das Sinnen sich erhitzt, und es ist eine Erleichterung, gleichsam ein raümliches Hinauskommen aus einem finstern Traume möglich, wenn man sich Herr seines Körpers fühlt. Im Sitzenmüssen aber liegt eine Lähmung für heitre Fantasiebilder, und für düstere eine furchtbare, grenzenlose Steigerung. Sie engen

die Brust ein und man kann ihnen nicht entfliehn; nach und nach scheinen die Glieder paralysirt, abgestorben, lästig, — zu dem Allem was den Gedanken niederhält kommt noch eine Art von Alp. Dies Gefühl ist so auflösend und vernichtend, daß es dem eines Scheintoten gleichen mag, der im Starrkrampfe Alles genau hört was um ihn her gesprochen wird, der alle Anstalten zu seinem Begräbnisse treffen sieht und keinen Laut, kein Zucken, ja nicht einmal einen Hauch findet um sich vor dem entsetzlichen Schicksale zu bewahren lebendig dem Grabe zu verfallen. — So war Hennings' Lage eine schreckliche. Er konnte nicht lesen, er konnte aber auch nicht denken; er konnte nicht hoffen und konnte doch auch Niemand so verdammen, daß ihm diese Verurteilung eine Genugthung gewährt hätte. Was geschehn war, hatte hundertmal gespielt ohne dauernde Folgen zu haben. Hier waren es die Verhältnisse, die eigne Disposition, die das was sonst nur eine allgemeine Verdammung verdient hätte, zu einer verderblichen Spitze machten, die so recht in's Herz seines Familienlebens gestoßen wurde. Er verzweifelte nicht an der Heilung, aber einmal fürchtete er auch im besten Falle die Narbe, und zweitens mußte er sich sagen, daß er nicht so rein, nicht so ohne Schuld sei um die Heilung der moralischen Wunde wesentlich zu fördern. Er hatte nichts gethan was schlecht war, aber er hatte unterlassen was gut war, er hatte seine kranke

Frau vernachläßigt und durch immerwährende, von ihm unbeachtete Gemütsbewegungen ihren Zustand zu einer Spannung kommen lassen, der jene Szene mit dem Grafen weit über ihre ursprüngliche Tragweite hinaus gefährlich machte. Er konnte sich's nicht ableugnen, daß er sogar schuldiger als Hugo, denn dadurch, daß er — freilich ohne direkte Schuld — Veranlassung zu den Beziehungen gab, die Gertrud ausgesprochen, war die Kränkung erst recht intensiv geworden. Entschuldigt war aber die Barbarei, mit der ein Reitknecht sich's vor den Augen seines Herrn heraus zu nehmen wagte eine Frau anzutasten, dadurch immer nicht. Ohne diesen „Herrenspaß" hätte die Umkehr, zu der ihn die heutige Debatte mit Cecile trieb, das Wiederfinden seiner Würde, die er sich von dem schönen Mädchen spielend hatte entwinden lassen, Alles wieder in's Geleise bringen können ..... So kämpfte in ihm Selbstanklage und Drang sich zu rechtfertigen. Er floh vergebens aus dem Bereiche des einzelnen Falles, er versuchte umsonst durch eine Darstellung der allgemeinen Verhältnisse, die einen solchen Konflikt möglich gemacht, sein Brüten auf ein anderes Feld zu bringen. Umsonst! Die Macht des Traumes war gebrochen durch die Wirklichkeit, die Farben verwischt durch die Gestalt, durch die Form. Er konnte sich nicht entrinnen. Trost ist Unsinn oder Beleidigung, und die beste Doktrin paßt immer auf Alles nur nicht auf den konkreten

Fall. — Er litt und büßte in dieser Nacht schwer und geriet selbst in ein Fieber, dessen rasende Bilderjagd sich auf der einförmigen Pendelbewegung der schwarzwälder Wanduhr wiegte und mit Tick und Tack taktmäßig an seine Schläfe hämmerte. Als ihn endlich der Morgen erlöste war er stumpf und verfallen. Es war in der That keine Nachtwache gewesen wie jene, von der Gertrud sprach, jene, in der sie die Geburt ihres ersten Kindes erwarteten. —

In Gertruds Zustand hatte sich nichts geändert, ein erschöpfender Schweiß machte sie noch hinfälliger, sie war kaum im Stande die Arme zu bewegen. Als sie den Wunsch äußerte sich aufzusetzen und zu diesem Zwecke das Unterstopfen eines Kissens verlangte, Hennings aber im Augenblicke erst etwas aus der Hand legen mußte, schwang sich Christian auf das Bett und brachte es mit Anstrengung all seiner Kräfte dahin, daß wirklich der Dienst schon geleistet war als der Vater kam; ebenso rasch brachte er der Kranken ein Glas Wasser, kurz seine Bemühungen der Mutter die Handleistungen des Vaters so entbehrlich als möglich zu machen waren im höchsten Grade auffallend und wurden von Gertrud mit einer gewissen Ängstlichkeit überwacht. Hennings dagegen schien sie nicht zu bemerken oder fand doch nicht das darin, was die Kranke darin suchte.

Gegen Mittag kehrten die Kräfte einigermaßen wieder und Gertrud verlangte mit der derartigen

Kranken eigentümlichen Unruhe und Ungeduld aufzustehen. Nur mit Mühe konnte sie überredet werden nicht nur im Bette, sondern auch müßig zu bleiben.

„Du bist so krank, daß ich es für meine Pflicht halte einen Arzt aus der Stadt kommen zu lassen. Ein Versehn könnte Deinen Zustand nur verschlimmern.

„Einen Doktor? Der ist theuer und wir sind so arm. Glaubst Du, daß ich das Geld meiner Kinder anrühren lasse? Hättest Du Spinnräder gemacht, ja hättest Du die hübsche Elfenbeingruppe noch, die mir so lieb war, aber Alles, Alles blieb im Schlosse, Alles was mich gesund machen könnte . . . .“

Hennings' Gesicht bot einen gräßlichen Anblick. Die fixe Idee seiner Frau, die all jene Milde, die ihr sonst eigen war, vertilgt zu haben schien, jetzt auch noch in dieser rauhen Weise angewendet, beschwor alle Furien seiner Heftigkeit herauf und die Gewalt, die er der Kranken gegenüber gegen sich anwenden mußte, verzerrte alle seine Muskeln. Er war dunkelrot, und nochmals im Innersten verwundet, warf er sich an dem Bette nieder und stierte die Frau an . . . . Sie las auch in seinem Gesichte und sagte indem sie leise ihre Hand auf seine Haare legte: „Hab' ich Dir weh gethan? Und ich sagte doch nur die Wahrheit. Wie lang aber wühlst Du schon in meinem Herzen und es wollte noch immer nicht brechen. Es bricht auch jetzt noch nicht, wenn Du nie, nie mehr dort . . . .“

Sie machte mit Abscheu eine Bewegung nach der Gegend des Schlosses. „Ich werde wenigstens den Kindern etwas sein, wenn auch Dir nicht mehr.“

Hennings weinte weil er keine Worte fand.

„Ich werde mich erholen, selbst arbeiten und wenn Du fleißig bist und mir hilfst, werden wir auch eignes Geld für den Doktor haben, wenn wir ihn brauchen.“

Grade die Einfachheit, mit der sie sprach, war es, die aus jedem ihrer Worte einen Dolch machte. Sie sprach immer schlicht und mit einer gewissen kindlichen Innigkeit, jetzt aber schien es ihrem Manne als bedeute diese Weise mehr. Sein Herz blutete, aber er sah ein, daß es im Moment und so lang sie so heftig krank war, keiner Macht gelingen würde ihren Glauben zu zerstören. Er mußte sich darein finden, er mußte es tragen, wenn er nicht neue aufregende Szenen und damit neue Gefahr herbeiführen wollte. Er hoffte dagegen, sobald ihre Kräfte sich nur einigermaßen gehoben, ihr mit einer einfachen Erzählung den Beweis zu liefern, daß sie im Irrtume sei, und dadurch, durch die Freude, die ihr seine Unschuld machen würde, mächtig auf ihre Genesung einzuwirken.

Gegen Abend trat wieder Fieber mit einer Anwandlung von Delirium ein, die abgezirkelt roten Kreise auf ihren Wangen brannten, sie klagte über lästige Hitze in Handtellern und Fußsohlen und verlangte durchaus an die Luft gebracht zu werden, da sie

in der Stube, durch Hitze und Beängstigung ein immerwährendes Flirren vor den Augen, ein Spiel von Millionen glühender Mücken aushalten müsse.

Kaum hatte sie sich mit Hilfe ihres Mannes und der Magd angezogen um sich in den Garten zu setzen, als ein unerwarteter Besuch kam. Christian führte den Kapelan, der einem kleinen, runden Herrn in einem roten Rocke den Vortritt ließ, in die Stube und lief mit dem Rufe: „Da ist der Doktor!" auf seine Mutter zu.

Er hatte das Gespräch seiner Eltern, worin der Elfenbeingruppe Erwähnung geschah, angehört und erinnerte sich genau, daß Hennings früher erzählt, das Geschäft mit den Statuetten sei noch nicht abgeschlossen da er sie nur als Geschenk aus den Händen geben und die Gräfin sie so nicht nehmen wolle. Hierauf hatte der Knabe seinen Plan gegründet. Es war unzweifelhaft, daß die Mutter in den Verkauf der Schnitzerei zur Bestreitung der Kurkosten willigte, sonst hätte sie nicht daran gemahnt. Sobald er sich hierüber klar geworden machte er sich auf und ging mit der ihm eignen Unbefangenheit in's Schloß hinauf; die Leute, die ihn schon kannten, wiesen ihn zum Kapelane nach dem er fragte, und von diesem wieder ertrotzte er durch seine kategorische Forderung, daß er sogleich zu Gräfin Cecile geführt wurde. Sie erinnerte sich seiner vom Friedhofe her und würde den Sohn des Drechsler

Hennings auch ohne die Vorstellung durch den Kapelan erkannt haben.

„Nun, warum kommt Dein Vater heute nicht? Ist Deine Mutter wieder krank?“ fragte sie ihm lebhaft entgegen. „Schickt Dich Dein Vater?“

„Mein Vater kommt nicht mehr zu Dir,“ sagte der Knabe, ihr voll in's Gesicht sehend, „und meine Mutter ist sehr krank weil Dein Braütigam sie gemißhandelt und der Vater ihr weh gethan hat. — Ich aber komme zu Dir, weil ich will.“

„Bursche, Du sprichst zwar eine verzweifelte Naht zusammen und verdientest mit Herrn Kloppstock Bekanntschaft zu machen, außerdem lügst Du auch, wenn Du sagst ich habe Deine Mutter gemißhandelt, denn ich habe nur mit ihr gescherzt, also ist Dein Vater wahrscheinlich mehr schuld als ich . . . . .“

„Das glaub' ich auch!“ sagte Christian, der vorher gar keine Notiz von dem Grafen genommen hatte obgleich er dicht neben Cecile stand. „Aber ich lüge nie.“

„Meinst Du wirklich? Du bist ja ein kleiner Teufelskerl, Junge, — die Sache ist die, daß es mir leidthut, wenn Deine Mutter irgendwie durch mich gekränkt worden ist, und daß ich's gern übernehme sie wieder gesund machen zu lassen, wenn es irgend geht. Das Leid das ich ihr angethan habe, läßt sich jedenfalls repariren.“

„Ich will einen Doktor, aber nicht von Dir. Zu Dir komme ich nicht."

„Also zu mir? Sage nur endlich was Du willst."

„Ich hätte gar nichts weiter gesagt, wenn Ihr nicht immerfort fragtet."

„Wie Jammerschade, daß das Menschlein so winzig ist und wol kaum dem Kapelan über den Kopf wachsen wird, was gäbe das für einen resoluten Soldaten."

„Werdet Ihr mich nun bald anhören, statt über mich zu spotten, weil Ihr alt und lang seid, ich aber jung und klein?

„Ja, ja, rede nur!"

Christian ging an einen kleinen ausgelegten Tisch heran, auf dem die Arbeit seines Vaters stand, deutete mit dem Finger darauf und sagte: „Mein Vater will Dir das schenken, Du willst es kaufen. So bekommst Du es nicht, — aber Du kannst es doch behalten ohne dem Vater Geld dafür zu geben: schicke der Mutter einen Doktor, der sie gesund macht. Das kostet Geld und wir haben keins, denn der Vater war nicht fleißig und die Mutter will sich für das was Richard und mir gehört nicht gesund kaufen."

So konfus die Worte des Knaben auch für die Zuhörer waren, leuchtete es Cecile doch ein, daß er durch Sie einen Arzt verlange, aber so wenig wie sein Vater etwas geschenkt haben wolle.

„Dein Vater war sogar sehr fleißig, aber er wollte vor Beendigung seiner Arbeit weder einen Preis machen noch Geld nehmen. Ich will Dir, denn Du bist ja so klug, daß Du es gewiß nicht verlieren wirst, Geld als Abschlagszahlung mitgeben und außerdem gleich einen Reitenden nach der Stadt um den Doktor schicken. Über die Schnitzerei spreche ich schon noch mit Deinem Vater. Schreiben Sie doch gleich, Kapelan, an Dr. Vermilio und schicken Sie einen Reitknecht damit ab. — Du bist Deiner Mutter wol sehr gut?“

„Ja, seit der Vater den ganzen Tag im Schlosse war und uns allein ließ, und seit gestern erst recht. Kommt der Doktor aber auch gewiß?“

„Er wird Nachmittags, spätestens fünf Uhr hier sein. Bist Du zufrieden, kleiner Sicherheitskommissarius?“

„Gut. Jetzt geh' ich wieder, aber Du mußt mir die Thüre aufmachen, ich bin ja so „winzig“, wie Dein Braütigam sagt.“

„Nimm nur zuerst das Geld für Deinen Vater.“

„Nein, ich kam nur um den Doktor zu verlangen.“

„Aber so sieh Dich doch wenigstens hier ein wenig um, Junge, so habt Ihr's bei Euch doch wol nicht; und willst Du nicht ein Stück Kuchen haben?“

„Ich will nichts, gar nichts von Euch. Für den Doktor hast Du die heilige Cäcilie, wir brauchen also

nicht zu danken.“ Und der Knabe sah in der That nur die Thüre an als fürchtete er von den Bildern an den Wänden und den hundert andern ihm fremden Dingen im Auge etwas mitzunehmen, wofür er am Ende doch danken müßte.

Hugo öffnete ihm die Thüre und rief ihm noch nach: „Warte nur, kleine Range, Du wirst schon noch gezähmt werden. — Das ist ja eine verzweifelte Brut. Der Vater nimmt sich Freiheiten gegen Dich heraus und will Dir gar Geschenke machen, die Mutter wird ohnmächtig weil ich sie anrühre, als wäre sie eine verzauberte Prinzessin und die Majestät in ihr beleidigt worden, und der Bengel endlich benimmt sich mit einer Keckheit, die zu komisch ist als daß man ihn, wie er's verdient, zur Thüre hinaus werfen könnte.“ —

Wir wissen nicht, ob Graf Hugo durch diese Bemerkungen oder einen andern glücklichen Zufall der Gardinenpredigt entging, die Cecile für ihn in petto hatte, — wenigstens hatte sie weder über den Knaben noch über Hugo's Zusammenstellung gelacht. Der Konflikt mit Hennings war ihr überaus unangenehm und sie war überzeugt, daß er sich nur schwer würde ausgleichen lassen.

Christian war nach Hause gegangen, hatte es über sich gewonnen zu schweigen und die Uhr zu kontrolliren, die ihm heute merkwürdig langsam zu gehn schien. Nach vier Uhr verließ er das Zimmer und stellte sich

auf die Lauer. Kaum sah er endlich, nachdem doch wol noch mehr als zwei Stunden vergangen waren, also seiner Ansicht nach eine Lüge der Gräfin vorlag, einen Herrn in Begleitung des Kapelans vom Schlosse herunter kommen, als er ihm entgegen lief und kurz fragte: „Sind Sie der Doktor?“

„Ja, mein Junge!“ antwortete das behäbige Männchen und ließ sich nun nebst seinem neugierigen Begleiter den Weg weiter zeigen.

So kam es, daß plötzlich Herr Vermilio, medicinae Doctor, nebst Herrn Ambrosius Feigenblatt, Baccalaureus liberarum artium und Schloßkapelan zu Hehlenried die kleine Wohnung des Drechsler Hennings mit seiner Gegenwart beehrte.

Der Doktor war ein in seiner Art berühmter Mann und namentlich als Frauenarzt weit und breit in den höheren Kreisen beliebt. Er war hochbejahrt, galt für höchst diskret und hatte zu viele Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt als daß Jemand gezweifelt hätte ein Anderer als er sei im Besitze des möglichsten Lebensverlängerungselixirs. An seinem Äußeren war noch viel aus jener Zeit, wo die Arzneikunde nicht bloß eine halbe Charlatanerie war. Und es liegt in dem Gedanken, der dahin geleitet, nichts so ganz Unrichtiges. Bei jener Heilmethode durch ewiges Aderlassen und Purgiren nebst vielem unnützen Pflastern und großem Latwergengebraü mußte der Glaube, die Superstition

doch ein Übriges thun. Reell und sinnig war nur die Chirurgie, wie sie bis heute noch der einzige Zweig der medicinischen Wissenschaften geblieben ist, deren Wesen fern von aller Charlatanerie und auf den Glauben berechneter Gaukelei Bestimmtes versprechen und leisten kann. — Dr. Vermilio trug einen roten Rock mit blanken Knöpfen, kurze Hosen und weiße Strümpfe. Seine runde Perücke war gepudert, in der Busenkrause steckte eine große Brillantnadel, die er einst für eine Wunderkur an einer polnischen Fürstin bekommen, — eine Geschichte, die er sehr gern erzählte, — aus der Seitentasche seiner langen Schoßweste, die sich nur mühsam über dem portativen Globus seines Bauches schloß, sah neben einer dicken goldnen Uhrkette mit Breloques verschiednen Kalibers eine große goldne Dose, ebenfalls ein von der Dankbarkeit gewidmetes pretium affectionis, und in der Hand wiegte er einen schönen Rohrstock mit schwerem, goldnem Knopfe. Fügen wir hiezu ein rundes, rotes Gesicht mit freundlich pfiffigen Augen, einer Burgundernase, einem etwas breiten, leicht beweglichen Munde und einem Doppelkinne, Alles unter einem kleinen, an den Seiten aufgekrempten Hütchen, so haben wir eine Gestalt, die nach allen Regeln der Kunst den Kranken Vertrauen einflößen mußte. Das Männchen hatte sich selbst zu gut erhalten, als daß es nicht auch Andere konserviren konnte. Sein Auftreten war durch eine

Mischung von jener Bonhommie, die wir fast immer bei thätigen Menschen finden, die sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen, und echtmedicinischer Rücksichtslosigkeit bezeichnet. Seine Erfahrungen über die „Hinfälligkeit des Menschen“ mit oder ohne Wappen, mit oder ohne Renten, seine genaue Bekanntschaft mit dem großen Nivelleur Tod gaben ihm auf der einen Seite eine gefühlte Überlegenheit, die sich vornehmen Herrschaften gegenüber oft in kleinen Chikanen und Plackereien äußerte, während er andrerseits für Arme eine ganz beispiellose Milde und Gefälligkeit hatte — wenn er eben guter Laune war. Man sagte ihm zwar nach, daß seine Armenpraxis eine Art von Hospital- oder Experimental-Praxis sei und daß er sich für seine unentgeltlichen Studien bei ihrer weiteren Anwendung hinlänglich entschädigen ließe, aber es unterlag doch keinem Zweifel, daß er oft in Hütten wie in Palästen mit dem Nimbus eines Retters erschienen war und daß sein roter Rock, obgleich genäht und nicht tausend Jahre alt, schon viele Wunder gewirkt.

Diesmal brachte er zum Unglücke den Kapelan mit und hatte dadurch Gelegenheit seine einzige große Untugend, eine wahre Uhrwerksgeschwäzigkeit in Gegenwart des Kranken und seiner Angehörigen, auszukramen.

Hennings ging den Herren entgegen und fragte in natürlicher Überraschung, was sie hierher geführt? Er dachte daran, daß Cecile das Kommen des Arztes

veranlaßt und war überzeugt, daß eine Silbe davon genügen würde, Gertrud auf's Neue heftig anzugreifen. Aber ehe Dr. Vermilio, der eine Prise nehmend zwei Schritte von der Thüre entfernt die Stube musterte, oder der Kapelan antworten konnte, trat Christian wieder vor und erklärte, er habe den Doktor verlangt und würde hernach schon erzählen wie.

„Ja, ja," sagte der dicke Mann im roten Rocke, „wir haben viel über den kleinen Burschen gelacht. Ihr habt einen braven Jungen, Meister Hennings.... so heißt Ihr ja wol? Ich bin auf seine Ordre hier, und braucht Ihr für Kosten ꝛc. ꝛc. keine Sorge zu tragen. Alles in Ordnung! Auch ohne die hohe Gönnerschaft, derer Ihr Euch rühmen könnt."

„Erlauben Sie mir Herr Doktor, daß ich doch vorher . . . . ."

„Laßt es nur jetzt," sagte Vermilio gemütlich, „wir wissen, daß Ihr ein sonderbarer Kauz seid, haben im Schlosse von Euch gehört, werdet aber doch darum Eure Frau nicht ohne Hilfe lassen wollen? He? Sind auch wie Ihr arm gewesen, sind es jetzt nicht...." er spielte mit den goldnen Breloques seiner Uhrkette, „wissen Eure Delikatesse zu schätzen, aber ist ein eignes Ding um den Arzt, sehr eigen. Der Arzt ist eine Art Gottgesandter, ein Engel —." Er wie die Umstehenden mußten trotz der Spannung, die auf ihnen lag und trotz der Feierlichkeit mit der er sprach, beim Anblick

seiner kurzen, kugligen Gestalt über den Vergleich lächeln. — „Ja wahrhaftig eine Art Engel unter den Menschen, der Leben bringt von oben und durch das Auflegen der Hände gesund machen kann, — wenn es nämlich die Natur des Menschen erlaubt. Die Gesundheit läßt sich nicht bezahlen, Ihr dürft mich also nicht fortweisen. weil Ihr nicht zahlen könnt. Ich schenke Euch auch nichts, ich thue nur was Pflicht und Gewissen dem wissenden Manne auflegen und will darum, daß Ihr mir vollständig freie Hand laßt.“

Ob er diese Lehre überall anwenden wollte, oder ob er sie überhaubt im Stillen mit einem Rückblicke auf die hohe „Gönnerschaft“ versah, kann nicht verbürgt werden, auch machte trotz des freundlichen Gesichtes die überflüssige Emphase auf den Drechsler keinen Eindruck und dieser war in seiner Störrigkeit immer noch bereit seinen Platz zwischen dem Arzte und der Kranken zu behalten bis ein fester Kontrakt ohne jede Zweideutigkeit abgeschlossen worden. Gertrud saß mit einer überraschend gleichgiltigen Miene dabei und sah aus als kümmere sie die ganze Verhandlung nichts.

Unterdeß war der Doktor mit seiner Inspektion des Zimmers fertig geworden und wiegte zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit dem Kopfe auf und ab. Dann nahm er eine neue Prise Spaniol, die er vorn übergebeugt mit großer Vorsicht in die Nase praktizirte, schob die Dose in die Tasche, schlug die Manschette

an der rechten Hand zurück und hob den Stock mit der linken Hand zur Höhe des Kinnes empor. Jetzt erst fand sich die rechte Amtsmiene ein, und mit zusammen gezognen Brauen und vorgeschobnen Lippen sagte er: „Einen Stuhl, Meister Hennings!“

Der Drechsler gehorchte unwillkürlich und gab dadurch den Raum zur Kranken frei, den der Doktor sofort einnahm. Er zog sich den Stuhl bequem heran, bedeutete den Kapelan sich neben ihn zu stellen und sagte mit unendlicher Gewichtigkeit: „Thun wir unsre Pflicht!“ Dann zu der Kranken gewendet: „Liebe Frau, Ihr seid nicht wohl, wo fehlt's?“ — „Überflüssige Frage,“ sagte er zum Kapelan halblaut, „müßte ein Stümper sein, und das ist Dr. Vermilio nicht, wenn ich die Diagnosis nicht beim ersten Anblicke dieses casus fertig hätte, aber muß der Kranken Mut machen und zu Ihrer Belehrung, — denn es ist ein casus criticus, — alle Symptomata gründlichst eruiren.“

„Überall, ich bin matt und schwach!“ sagte Gertrud.

„Das ist's. Kein örtliches Leiden?“

„Nein, überhaubt keinen Schmerz, aber wie eine Lähmung aller Glieder.“

„Und schon seit langer Zeit?“

„Seit mehreren Monaten, seit mein jüngstes Kind wenige Tage nach der Geburt starb.“

„Ah! Sehr jung geheiratet, eins, zwei,“ er deutete zählend mit dem Stocke nach den Anwesenden, —

„drei Kinder, selbst gestillt, — gar nicht wunderbar! Eine Amme hätte sehr gut gethan, sehr gut. Zartes Geschöpf, viel Arbeit, ja, das ist's eben. Weiter also, liebe Frau, bejaht oder verneint nur, was ich frage. Ich will Euch die Mühe des Sprechens ersparen. — Gegen Abend fiebröse Exacerbation . . . . will sagen Hitze, Unruhe, Aufregung, kurz ein allgemeines krankhaftes Gefühl? Etwa, wie jetzt, fadenförmiger Puls....“ er fühlte ihr den Puls und sagte dem Kapelan: „Da, da, mit dem Finger zu zerdrücken, fühlen Sie, das ist bezeichnend!“ Dann fuhr er in seinem Examen fort. „Zunge . . . . . rein, ohne Belag, — etwas trocken, nicht wahr? . . . . . Kleine Störungen im chylopoëtischen Systeme, will sagen in der Verdauung? Unbehaglichkeit während der Digestion? Hm, hm! Remissionen in der Nacht, Schlaf ohne eigentliche Erquickung, Colliquationen durch die Haut, will sagen starke Schweiße, die Euch angreifen, so daß Ihr des Morgens erst einige Erholungsstunden braucht ehe Ihr die Schwäche überwindet? Gelähmte Energie des motorischen Nervensystems gabt Ihr schon an. Ist Euer Geist rege, habt Ihr Delirien? Ja so, lieber Meister, das müßt Ihr mir beantworten, sind wir bereits in dem Stadium des Delirirens, d. h. hat Eure Frau Vorstellungen, die keinen Zusamenhang mit der Wirklichkeit haben, glaubt sie Dinge zu sehn, die kein Anderer bemerkt?“

„Bis auf eine Art von Mückenspiel vor den Augen . . . .“

„Ah, ah, immer besser. Das wollt’ ich nur hören. Deliria muscitantia. Damit sind wir fertig, die Kranke hat Alles bejaht, Domine, wir fügen durch eignes Anschauen und Untersuchen, frequenten, kleinen, zitternden Puls hinzu, ebenso: abgeschnittne Röte, trockne Zunge und trockne Hitze in den Händen. Nun ist es leicht lege artis den Namen für die Krankheit zu finden.“ Er setzte sich zurück, rieb wiederholt seine Nase mit dem Stockknopfe und fixirte den Kapelan, dann sagte er, jede Silbe scharf accentuirend: „Die Kranke leidet seit ihrer letzten Niederkunft an einer febricula depascens, seu febris nervosa lenta. Köstlicher Name das, febricula depascens, so bezeichnend, o, es ist eine große, schöne Sache um die Wissenschaft! Diese febricula, die ihrem Wesen nach schleichend ist, hat durch gemütliche Affektion einen Stoß erhalten, der sie mit Gewalt in das aüßerste Stadium drängt, die Prognosis ist also, wie immer — — pessima, Domine, pessima! Was ist zu thun? Ehrlich gestanden, lieber Kapelan, bin ich kein Freund der bisher üblichen Methode den ganzen antiphlogistischen Apparat in solchem Falle in Anwendung zu bringen. Es ist sichtlich kein Aderlaß indicirt; Digitalis, solutio Tartari stibiati, sulphur aurat. nützen nur scheinbar, und resolvirende Kraüter, Chelidonium, Taraxacum etc. sind purer Streusand. Die

Krankheit liegt in einem Schwinden der Kräfte; was gethan wird, muß also dahin zielen die Kräfte zu mehren. Wir verschreiben plumbum aceticum gegen die Colliquationen, Caragaheen oder Lichen islandicum zum Tranke und verordnen außerdem mit Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse der Kranken zwar weder Schildkröten noch Wildpret, obgleich wir ihr das Letztere zu verschaffen wissen werden, aber doch Ziegen- und Eselsmilch, kräftige Fleischsuppen, Schneckenbrühen und vor Allem — hören Sie das, lieber Meister Hennings, — Entfernthalten jeder Gemütsbewegung. Andere Vorschriften, die zu geben nötig wären, sind bei dem jetzigen Zustande der Kranken als von selbst verboten, überflüssig. — Wir schicken Euch das Nötige morgen früh, bis dahin haltet Zugluft und dergleichen von der Kranken fern und gebt ihr nur Milch!"

Die Gegenwart des Kapelans hatte ihn zu einem förmlichen Vortrage über die febricula depascens hingerissen, auch der Laie konnte sie jetzt vorkommenden Falls nicht verkennen. Als er sich am Schlusse der Rede erhob und somit das Katheder verließ, kehrte auch seine reinmenschliche Theilnahme zurück, und obgleich die Blicke der Kranken stumpf geblieben waren und er nur für den Kapelan und in der Übersetzungs- und Interpretations-Parenthese für Hennings gesprochen und erklärt hatte, vergaß er doch nicht der Kranken jetzt die Versicherung zu geben, daß sie durch nahrhafte Kost

und Vertreibung des Fiebers, so wie der erschöpfenden Schweiße bei großer Ruhe nach und nach wieder Herrin ihres Körpers werden würde.

Sie dankte ihm, und Christian, der fühlte, daß er in diesem Drama eine Rolle übernommen, ging ebenfalls an den Arzt heran und gab ihm die Hand.

„Nun, Du kleiner verzweifelter Bursche, bist Du mit mir zufrieden?“ sagte Dr. Vermilio.

„Die Mutter ist noch nicht gesund!“

„Das geht auch nicht so rasch. Was Monate verdorben haben, kann nicht in einer Viertelstunde gut gemacht werden. Du mußt den Arzt nicht allein nach Dem beurteilen was er leistet, sondern auch nach Dem was er aufhält und verhindert, mein Junge. Eine hübsche Sache, meine Kunst, nicht wahr?“ Und er hielt dem Knaben den prächtigen Stockknopf vor die Nase, als wollte er ihm dadurch einen rechten Begriff von seiner Kunst geben.

„Werden Sie mir nun, nachdem ich mich in Alles gefügt und Ihren Bemühungen nichts in den Weg gelegt, endlich sagen, wie wir zu Ihrem Besuche kommen und in welcher Weise Sie die Entschädigung dafür wünschen? Ich bin in der Welt nicht so fremd, daß ich nicht wüßte, die Arzneikunde sei so gut wie jedes andre „Gewerbe“ eine Kapitalsanlage, die andre Interessen bringen muß als den Dank geretteter Menschen.

Ohne dies wären Sie auch nicht, wie Sie vorhin bemerkten, arm gewesen."

„Wir haben nur mit dem kleinen Burschen, Eurem Sohne zu schaffen," sagte der Doktor mit vielem Humor, „und sind darum Euch darüber keine Rechenschaft schuldig. Ihr werdet gestehn müssen, daß es dem Knaben wohl ansteht so früh schon für seine kranke Mutter zu sorgen. Ihr habt ein sehr braves Kind."

Übrigens winkte der Arzt dem Drechsler ihn hinauszubegleiten. Draußen stellte er sich wieder mit der Amtsmiene vor ihn hin und sagte: „Ich sah französische Bücher bei Euch, könnt Ihr auch lateinisch?"

„Nein!"

„Dann will ich Euch etwas sagen, damit Ihr auch auf das Wahrscheinliche, Schlimmste vorbereitet seid. Depascere heißt abweiden, febricula depascens nennen wir ein Fieberchen, das seinem Auftreten als Fieber nach aüßerst unbedeutend scheint, aber nach und nach die besten Kräfte ab-wei-det. — Der Organismus strengt sich immer mehr an thätig zu bleiben, daher in den Remissionen die Schweiße, aber Alles was er hervorbringt, weidet das Fieberchen Tag für Tag ab. Gelingt es die Produktion der neuen Kraft nachhaltig über die Gewalt des Fiebers zu spannen, so haben wir gesiegt, aber das geschieht selten, das Fieber wächst in der Regel gleichmäßig mit der Kraft und zuletzt tritt allgemeines Erschlaffen aller Organe und der Tod

durch prostratio virium, Aufhören aller Lebensfähigkeit, ein. Das laßt Euch gesagt sein. Die Krankheit ist zu lang vernachläßigt, die Inklination durch den Körperbau bedingt, der Ausbruch durch rasche Folge der Entbindungen und Stillen der Kinder in geschwächtem Kräftezustande so wie durch geistige Aufregung gefördert worden ..... Ihr müßt Euch darein finden, wir thun was wir können, aber viel Hoffnung hab' ich nicht.“ —

Damit gingen sie und ließen den Drechsler, der sich an die Mauer des Hauses lehnen mußte, halb vernichtet stehn.

Ihm schien nun der rote Doktor ein Henker und der schwarze Kapelan, der die ganze Zeit nicht eine Silbe gesprochen und offenbar nur beobachtet hatte um zu Hause Bericht zu erstatten, ein Leichenrabe. —

Siebentes Kapitel.

Eine Zersetzung.

Die Welt will betrogen sein! — Ließe sie sich nur wenigstens immer schön betrügen, dann behielte ihre Manie noch Sinn und die Dichter hätten gewiß alle Tage Küsse und Champagner vollauf. Das Leben wäre ein Walpurgisnachtstraum oder ein hübsches Metamorphosenstück ohne Pech und Schwefel, nur Kolophoniumblitze und Regenbogen bekämen Passirscheine, es schneite Blüten, die Menschen wären frei, die Nachtigall sänge wenn man wollte .... Ach, warum haben sich doch auch die Poeten von den Kutten in's Handwerk pfuschen lassen, warum hat der häßliche Betrug über den schönen den Sieg davon getragen, warum ließ man die Welt zu einem Jammerthale, den blauen schönen Himmel mit seinen funkelnden Kerzen zu einem Restaurationslokale für Irrsinnige und Geschundne lügen, statt das Schöne zu verklären, das Gute zu lieben und Alles zu genießen? Warum? — Haben Das die Dichter verbrochen? —

Nicht so ganz, aber sie ließen sich überflügeln, sie stehn noch heute in zweiter Reihe und lassen im Herzen des Volkes den finstern Gedichten vor ihren hellen den Vortritt. Der „schöne" Betrug, der so wunderschön, so süß verlockend ist, daß er trotz aller Anatheme, welche die Priester des häßlichen nach ihm schleuderten, eine Macht blieb, wird aber doch einst mit dem Flammenschwerte, das nicht mehr noch minder als ein Sonnenstral ist, um den sich eine irdische Rose schmiegt, den Geist der Finsterniß niederschmettern .... Es ist jene alte Geschichte: In ferner Zeit gab es nur Engel des Schönen, man dichtete das Lob des Gottes der Liebe, — dann aber wurde ein Engel hochmütig und trennte sich mit seinem Anhange von den Andern. Er erfand den finstern Gott, der die freundliche Welt mit den Millionen Blüten und den Himmel mit den Millionen Sonnen nie schaffen konnte, — ihn ließ er die Hölle schaffen und lobte und pries fortan den Gott des Hasses, den Sklavenvogt, in dessen Peitsche die Sterne Knoten sein sollen. Er fand Anhang auch auf der Erde und zog Schüler auf mit Gift und äzender Saüre; diese blendeten die Sterne und verdarben die Blüten, es ward Nacht und Winter, und in der Dunkelheit und im Schneesturme siegten die Engel der Finsterniß über die Engel des Lichtes, der Haß über die Liebe, — es ward Nacht und Winter, die Kutten dichteten und stellten den Dichtern Netze. So kam es, ja so kam

es, daß die Welt nun häßlich betrogen wird und die Dichter von den Kutten angefeindet werden, wie die Engel von den Anhängern des gestürzten Engels. Sie waren einst Brüder, nur dichteten die Einen schön, die Andern häßlich: Das ist jetzt vergessen, weil die Einen ehrlich blieben und ihre Märchen als Märchen erzählen, die Andern aber mit ihrer Spielerei Herrschaft anstrebten und Betrug im neuen Sinne, im Sinne des code pénal übten. Der Dichter betrügt nicht wie es der Fälscher thut, diesen Betrug machte erst der blinde Glaube möglich und Wer den erfand, ist bekannt genug. — Wie schade, daß das Beste was der Mensch hat, die beste Kraft, die sich in ihm regt, durch den Hochmut eines Einzelnen und die Schwäche der Andern zur Geißel der Menschheit wurde; wie schade, daß die Poesie auch ihre Pole haben mußte!

Alles ist Poesie, Alles ist Märchen. Jeder neue Gedanke ist ein Gedicht, jedes Gemälde noch am Vorabende der Ausführung ein Märchen und jede Symphonie ehe sie über die Saiten rauscht ein Traum. Der Beweis, die Anwendung erst entreißt das Farben- und Tonbild dem Traumreiche, der Gedanke wirkt dann sichtbar und faßlich, das Gemälde zeigt Gestalten und die Symphonie baut ihre Tonsaülen auf. Dann waren sie Märchen. Die Gedichte der Kutten bleiben es immer — und darin mag ihr Reiz liegen.

Die Poesie ist eine imposante Macht. Die Sucht nach Unglaublichem zu spüren, die Liebe für Märchenhaftes, die Befriedigung, die wir sinnigem Unsinne verdanken, hat ihren guten Grund in dem Bewußtsein unsrer Unwissenheit. Alles was jenseits unsres Wissens liegt, ist begehrenswert, und in jenes Reich hinüber fliegt die Poesie, jene Welt ist eine Welt voll Märchen. Je weniger die Menschen wissen, desto zugänglicher sind sie für Traumgebilde und abenteuerliche Geschichten; der Sinn dafür geht mit der halben Kultur, die stets den Stabilismus bedingt, verloren, aber er kehrt auf ihrer Höhe zurück. Der rohste und der gebildeteste Geschmack begegnen einander. -- Man pflegt diesen Trieb nicht Wißbegierde zu nennen, aber er ist ihr Zwillingsbruder. — Alles hat seine Erklärung. Wo wenig Unterricht, wenig Kenntnisse sind, findet das Wissen keinen Boden, desto leichter aber finden ihn Wunder, die durch sich selbst über alle Lücken im Verständnisse, über alle mangelnden Vordersätze weghelfen, weil sie ihre Abwesenheit ignoriren. Darum glaubt das Volk so leicht und versteht so schwer. Nur das Abgeschlossne, in sich Fertige gilt ihm für begreifbar, nur das Unmögliche ist ihm von vornherein möglich weil es keine weitere Frage, keinen Zweifel nach vorwerts oder zurück zuläßt. Das Wunder beantwortet Alles ein für allemal. — Unterricht, der auf Schlußketten begründet ist, weist von Glied zu

Glied weiter, folgert Eins aus dem Anderen und hat stets noch eine Frage in Bereitschaft. Der Beschränkte wird zuletzt des Fragens müde, er begnügt sich mit dem Erreichten, und mit dem Weiterschließen hört notwendig auch das Weitertraümen auf: Der Selbstgenügsame, der Philister hat darum auch nie Sinn für Gedichte und Märchen, — alle Wunder nehmen bei ihm ein Ende. — Aber über ihn hinaus beginnt ihre Herrschaft wieder; die höchste Empfänglichkeit für das Wissen und Erkennen drängt wieder in Kreise, in denen Traüme und Märchen zu Hause sind. Wir müssen vorwerts in's Unbekannte, — und dort wohnen ja die Märchen. Ihre Welt ist endlos, das Wissen entvölkert sie nicht, so viel es ihrer auch tötet, denn das letzte, — wenn es ein solches einmal gibt, — weckt alle Verstorbenen wieder auf und die tausend und eine Nacht der Märchen des Menschengeistes wird dann nur zurück gelesen. — Man glaubt das Neue nur wenn es wunderbar und abenteuerlich klingt, man glaubt weil man wissen will, so wie man glaubt wenn man nicht wissen kann. — „Unmöglich, unglaublich und gerade darum wahr," sagt der Kirchenvater. Dazu treibt jener Zwillingsbruder der Wißbegierde, für den wir keinen Namen haben. Für den Haufen verliert die Maschine, deren Gesetze er kennt, den Reiz, er liebt das Unverstandne wie der Verständige das Verstandne schätzt .... Was Wunder, daß die

Kuttenmaschinen den Haufen gefesselt halten? Was Wunder, daß die Dichter uns fesseln?

Und sie haben mehr Macht über uns als wir selbst gestehn mögen oder wissen. Sie sind auch daran schuld, daß dem Herbste so viel Unrecht geschieht, während — bei uns in Deutschland wenigstens — der Mai über alles Verdienst gepriesen wird. Wir haben ja allenthalben hier den „wunderschönen Monat Mai“ in der Regel erst im Juni. Im Juni springen die Rosen auf, im Juni schlagen die Nachtigallen. Aber die Dichter besingen den Mai, sie kehren die Naturgeschichte um, stellen Alles auf den Kopf, und wenn wir auch protestiren wollen, wir behalten nun doch einmal die klingende, schöne Lüge im Kopfe, summen die Verse nach und — glauben ihnen zuletzt, weil sie uns gar so bekannt klingen. Warum gibt's auch auf Juni keinen vernünftigen Reim? Denn Zduny, das Nest im preußischen Raubfetzen von Polen würde am Ende doch in einem Frühlingsliede eine sehr klägliche Rolle spielen. Der Mai ist selbst nach Platen ein reimbares Ding, und diesem Umstande mögen seine gleichmäßig grünen Matten das Prädikat der bunten, duftigen u. s. w. verdanken. Wir freuen uns aus Poeten-Gewohnheit auf den Mai statt auf den Juni und wissen nur aus poetischer Ungewohnheit so wenig vom Herbste zu erzählen. Den Dichtern schien er eine Art von bourgeois, weil er nur davon weiß was Das oder Jenes

„abwirft“ und in der That eine gewisse Selbstgenügsamkeit zur Schau trägt, die ihn des Philistertumes dringend verdächtig macht.

Aber es gibt auch ein schönes, ein poetisches Philistertum: — der Deutsche nennt es Gemütlichkeit. Die Gemütlichkeit ist mit vielem Anderen überhaubt eine deutsche Erfindung und mit Maß angewendet, nicht die schlechteste. Wir können jede Wette darauf eingehen, daß sie im Herbste gemacht worden. Der Herbst hat den Schalk im Nacken wie ein jovialer Alter. Er ist vorzugsweise die Zeit für junge Ehepaare, die Zeit in der man sich so recht mit schaurig innigem Behagen, mit ungetrübter Traulichkeit an einander rückt. Draußen leichenfahle Sonne, — im Kamine knasterndes Feuer; draußen Sturm, innen ruhige Befriedigung: es kann gar nichts Hübscheres geben. Glaubt Ihr denn, daß der Herbst aus einem andern Grunde seine Blätter von A — Z an den Fenstern vorbei wirbeln läßt als um solche Pärchen zu suchen, zu belauschen und im Fluge einen Witz zu machen? Hört Ihr denn nicht wie die Blätter, wenn sie auf der Erde unten wieder zusammen treffen, mit einander kichern? Sie erzählen ihre Geschichten dem Herbste, der sie ausgesendet, er freut sich wenn er erfährt, daß er recht Vielen Freude macht wenn er ihnen den Raum verengert, er freut sich manchmal so, daß er immer mehr Herbst wird und die Schranken immer enger zieht — — daher

kommen wol auch die frühen Winter!! Die Baüme sehnen sich nach dem Herbste, sie treiben nur Blätter um Boten zu haben, die neue Geschichten holen .... die Boten kommen freilich nicht wieder, aber was der Herbst weiß wissen die Baüme auch. Oft erfahren sie dann leider, daß seit einem Jahre so viel zwischen Jene gekommen ist, die sich im engsten Raume am wohlsten gefühlt, daß sie nun den Herbst nicht mehr liebhaben können. Sie mischten himmlische Sitten in das Erdenleben, ahmten Fremdes nach, thaten hier was „oben“ zum guten Tone gehört, — daraus ist nie Gutes entstanden. Es ist schlimm wenn auf Erden eine Ehe geführt wird wie sie — immer nach den Dichtern — zwischen dem Sonnengotte und der Erde besteht. Der Poetenwitz hat hier einen häßlichen Bock geschossen wenn er eine Musterehe aufstellen wollte. Der Sonnengott wird jedes mal aus Angst kühl wenn sich ihm seine Gemalin nähert, und sie wird aus Kummer darüber ein weißhaariges Mütterchen. Er liebt sie nur par distance, er wird nur zärtlich und überhaüft sie mit Schmuck, wenn sie sich in bescheidner Entfernung hält und nichts weniger als zudringlich ist. Das geschieht am Himmel oder im großen Weltraume, was ja wol dasselbe ist. Auf Erden geht es anders zu so lang die natürliche Anziehungskraft als Bindemittel in der Ehe wirkt. Darum macht auch hier der Herbst warm, während er am Himmel ein kaltes Sturzbad gibt. Im Frühling, im Mai-Juni,

kann man mit Blüten und Vögeln verkehren, die Welt ist dann nie weit genug, der Frühling bringt und weckt nichts als Sehnsucht; aber der Herbst ist gemütlich, und man kann Alles allein sein, nur nicht gemütlich . . . . .

Die Lösung eines langgewohnten Zusammenseins ist darum im Herbst schmerzlicher noch als sonst. —

Man sprach im Herbst des Jahres 182. in Hehlenried nur von drei Dingen. Zunächst von der nahen Hochzeit der Gräfin, dann von einer großen Jagd auf die Zigeuner, die sich in den benachbarten Forsten förmlich niedergelassen hatten und von da aus Diebstahl und anderen Unfug trieben, und endlich machte auch die Krankheit der Frau des „fremden" Drechslers den Leuten viel zu schaffen.

Man hatte Gertrud schon dreimal tot gesagt, aber der Doktor in dem roten Habit kam noch immer, also lebte sie wol noch.

Eigentlich war nur der Doktor daran schuld, daß Gertruds Zustand mit den andern großen Ereignissen auf gleicher Linie stand. Niemand, auch die Weisesten im Dorfe nicht, konnte herausbringen warum vom Schlosse aus eine so auffallend rege Theilnahme für die „ausländische" Familie gezeigt wurde. Weder die Diener noch der Kapelan, der einigen alten Mütterchen, die ihm ihr Sauererspartes auf Meßstipendien brachten, vertrauliche Mittheilungen zu machen pflegte,

konnten das Rätsel genügend lösen. Es entstand also regelmäßig allgemeines Kopfschütteln wenn eine Schloß-equipage Dr. Vermilio aus der Stadt holte.

Hennings hatte sich zu sehr abgeschlossen als daß er Freunde haben konnte; man sagte ihm zwar nichts direkt Böses nach, leugnete ihm aber auch jede gute Eigenschaft ab. Daß seine Arbeiten weit und breit die besten waren, erkannte man ohne Umstände an, — aber Fleiß und Geschicklichkeit sind nicht so ganz Das was man auf dem Dorfe Eigenschaften nennt. Der Bauer schätzt den Menschen höher als das Fach, das Handwerk, die Kategorie, — freilich hält er auch im Allgemeinen nur den Bauer für den rechten Menschen. Er liebt eine gewisse Offenheit, einen cordialen Verkehr bei zufälligem Zusammentreffen, so fremd ihm andrerseits auch wirkliche Intimetät ist und bleibt. Es ist ihm ein Verbrechen in einem Dorfe zu wohnen und nicht Namen und Abkunft jedes Einzelnen der Mitbewohner des Ortes zu kennen, — und man wußte in Hehlenried recht gut, daß der Drechsler nicht einmal die Namen Derer behielt, die von ihm kauften. Das verzieh man ihm so wenig wie seine Einsilbigkeit. Gertrud dagegen, die von diesem Vorwurfe wenigstens nicht in gleichem Umfange getroffen wurde, fand bei den Weibern keine Sympathien, weil sie ihr Haar noch immer auf städtische Weise geflochten trug und sich nicht dazu verstehen wollte ihre Gestalt in das hier

allgemein beliebte Mäntelchen zu hüllen. Das war auch unverzeihlich und man fand puren Bettelhochmut darin.

Unter solchen Umständen gönnte dem schwergeprüften Paare natürlich Niemand die Hilfe, die es nicht einmal recht zu schätzen schien, und die Neugier war eine neidische, mißgünstige geworden.

In der Stadt hat eine solche Abneigung keine weiteren Folgen weil es auch im kleinsten Orte selten gelingen wird den „Verruf“ zu einem allgemeinen zu machen, während das „Dorf“ trotz aller Parteiungen dem Nichteingebornen gegenüber stets eine kompakte Masse bildet sobald es erst zum Kampfe kommt.

Die Auszeichnung, die dem Drechsler wurde, verletzte die Bauern mehr als sein früheres Treiben. Sie bildeten stillschweigend eine Coalition gegen ihn und hofften ihn durch die Not zu zähmen. Hatte er früher den Bestellungen auf Meilen in die Runde kaum genügen können, so wurden jetzt sogar bestellte Arbeiten mit leichtfertigem Tadel zurückgewiesen. — Der Bauer hat etwas mit den Alten gemein: er besitzt eine Art von antikem Stoizismus, der freilich nicht ein Ergebniß hoher Bildung ist, sich aber kaum anders äußert als wäre er es. Mit diesem stoischen Wegkommen über Affekte verbindet er wie die Alten die Forderung: dem Gefühle einmal freien Lauf zu lassen ehe es zur Ruhe geht. Laute Freude und lauter

Schmerz, einen Jubelschrei und eine Klage, dann mag „Schweigen der Rest sein." Aeschylus läßt Prometheus jammern wie heute nur ein Bauer jammern würde, und der Ajax des Sophokles bricht in wilde Laute aus ehe er „den Schatten im Hades das Übrige erzählen will." — Anerkennung fremder Individualität ist dem Bauer ein unbekanntes Ding; er will, daß Jeder fühlt wie er, und nur für Seinesgleichen hat er ein leicht zugängliches Herz. Wäre Hennings zusammen gebrochen, hätte er nur ein einzigmal geklagt, gebeten, hätte ihn die Not zur geringsten Annäherung bewogen, so hätte unzweifelhaft die natürliche Gutmütigkeit seiner Umgebung den Sieg davon getragen und sogleich wäre ihm von allen Seiten Vorschub geleistet worden. Seinen Mut, seine Ausdauer hätte man gepriesen, man hätte ihn bedauert, denn er wäre ein Mensch wie sie gewesen. Aber Hennings änderte sein Betragen nicht, er litt und kämpfte bis in dem Augenblicke, in dem der Schatz Gertruds, von dem seine Feinde nichts wußten, oder das Arbeitslohn für die Schnitzerei im Schlosse hätte in Anspruch genommen werden müssen, der Retter in der Gestalt Mendel Sacks erschien.

Der Jude trug nicht nach, — das thun Leute seines Schlages nie, — er drückte auch nicht und suchte den Drechsler nicht zu demütigen, — gesetzt auch es sei dies nur geschehn um sich die Kundschaft

nicht zu verderben, — kurz er kaufte allen Vorrat, den Hennings unterdeß beschafft, zu dem civilen Preise, den die Bauern sonst zahlten. Diese hatten durch dies Manövre nur den Nachtheil jetzt ihre Bedürfnisse aus zweiter Hand theurer erwerben zu müssen. — Hennings legte auf die Motive der Handlungsweise des Juden keinen großen Wert, aber er gestand sich, daß dieser, da er die Verhältnisse kannte, im Stande gewesen wäre die Lage der Dinge zu mißbrauchen. Daß er es nicht that war jedenfalls achtungswert, und der Drechsler bethätigte seinen Dank dadurch, daß er den Handelsmann eine Viertelstunde mit Gertrud allein ließ. Er hatte an der Unruhe Beider und an den Winkelblicken, die sie wechselten, bemerkt, daß es wol wieder ein geheimes Lotteriegeschäft abzumachen gebe. Auch hier sagte er sich wieder, daß der Mann trotz der wucherischen Prozente, die er jedenfalls in Abzug brachte, überaus ehrlich handelte. Eine Kontrolle wurde nicht geübt, Gewinn und Verlust war jeder Zeit in seiner Hand, und so war seine Handlungsweise bei einem Menschen, dessen ganzes Streben auf den möglichsten Mehrerwerb ging, in der That im höchsten Grade der Anerkennung würdig. Hausirjuden sind gewöhnlich pfiffiger und klüger als die Landleute, mit denen sie verkehren, und sie machen sich kein Gewissen daraus ihre Überlegenheit zu verwerten; sie düpiren in der Regel mehr als sie betrügen, schlecht und herzlos aber

sind sie fast nie, sie zeigen aufrichtige Theilnahme und helfen oft dort wo die „Christen" ihre Ohren verstopfen. Man muß ihre Thätigkeit auf dem Lande, vorausgesetzt, daß sie nicht Schankpächter sind, beobachtet haben um einzusehn wie erbärmlich die Verdächtigungen sind, mit denen sie in neuerer Zeit wieder von den bairischen Ultramontanen bedacht worden.

Hennings söhnte sich innerlich auch mit ihm aus, wie er überhaubt jetzt immer Entschuldigungen für Andere aber kaum eine für sich fand. Die Reaktion ging in ihm so weit, daß er sich förmlich verurteilte und das Betreten seines Weges einem Mangel an Menschenkenntniß, das Verharren auf der beschrittnen Bahn aber dem Abbrechen alles Verkehres mit der Welt und der hierdurch gegebnen Unmöglichkeit der Ausfüllung jener Lücken zuschrieb. Er irrte jetzt wie früher, aber sein Irrtum war ein natürlicher: es mußte bei der Vehemenz, mit der er sich in jede Richtung warf, so kommen. — Mit neunzehn Jahren hält sich Jeder für unfehlbar, mit fünf und zwanzig zweifelt er an sich und den Anderen, mit dreißig fängt er an zu laviren und mit vierzig ist er entweder der Sklave seiner Frau oder der Tyrann Aller, die sich von ihm quälen lassen müssen. Ausnahmen sind ungewöhnliche Menschen. Hennings stand nicht zu hoch, wenn er auch über die Alltäglichkeit hinaus war. Sein Temperament ließ ihn nur all diese Phasen in der

höchsten Steigerung durchlaufen, er war eine extreme Natur und eben jetzt mitten im Zweifel. Ja und Nein spielten mit seinem Urteile Blindekuh, er hatte seine sichre Einseitigkeit aufgegeben und wußte von Dem was als neu in ihn drang noch zu wenig um sichten und ordnen zu können.

Mit Gertruds Gesundheit ging es dabei immer mehr abwerts. Jener heftige Anfall war zwar vorüber gegangen ohne ihre Auflösung herbeizuführen, sie war in den verflossnen Monaten sogar wieder fähig gewesen herum zu gehn und kleine Geschäfte im Hause zu verrichten, aber ihre Kräfte nahmen dennoch sichtbar ab, auf jede Anstrengung — und jeder Schritt war eine solche — folgte eine Abspannung, die immer mehr den Charakter der Stumpfheit annahm und keinen Zweifel ließ, daß sie einmal in völliges Verlöschen übergehn würde. Ihre Lippen wurden livid und bildeten mit der hektischen Röte ihrer Wangen einen Kontrast, der neben der blendend weißen, von blauen Adern durchzognen Stirn mit den an den Schläfen scharf vortretenden Knochen und den glasig glänzenden Augen noch schauriger wurde. — Man findet mitunter eine Menge kleiner Beryllkrystalle dicht an einander gedrängt, gleichsam als Schale über anderes Gestein gezogen, die durch ihre Dünne und die ihnen eigne doppelte Stralenbrechung einen ganz sonderbaren matten und zugleich zuckenden Glasglanz haben: die Augen

der Kranken im letzten Stadium des Zehrfiebers haben genau denselben Glanz, auch der grünliche Schein fehlt nicht. Man hat Symptome genug, sonst wäre dies ein neues, ergänzendes: Beryllglanz der Augen. —

Wenn Gertrud draußen im Freien saß, den Kopf müde vorgesenkt, von der bleichen Sonne umleuchtet, Richard harmlos spielend auf der Erde zu ihren Füßen, Christian mit einem Lindenzweige daneben um jede Fliege oder Mücke, die ihre Ruhe stören konnte, zu verscheuchen, blieben die Vorübergehenden oft stehen und vergaßen Neid und Groll. Sie war ja eine Sterbende, das sah man; sie war ja schon halb verklärt.

Es hatte sich zwischen ihr und Christian ein eigentümliches Verhältniß ausgebildet. Früher hatte er nie besondere Anhänglichkeit an die Mutter gezeigt, er war der Liebling des Vaters gewesen und war es noch, — seit dem Unglückstage aber hing er am Auge der Mutter wie er vorher am Munde des Vaters gehangen. Seit sie zu Hennings großer Verwunderung den Schritt des Knaben im Schlosse gebilligt, fand dieser sein ganzes Glück darin an der Seite der Kranken zu wachen. Er vollzog Aufträge, die ihn von Stube und Haus entfernten, mit der größten Hast und nahm dann sogleich wieder seinen Posten ein. Streichelte Gertrud sein Haar, zog sie seinen Kopf an sich, so hellte sich sein verzogenes Gesicht auf und zugleich rieselten fast immer dicke Thränen über seine

Wangen. Oft brach er auch in heißes Schluchzen aus und spannte seine Arme fest um die Mutter ohne daß ihm jemals ein Wort über den Grund seiner Bewegung entlockt werden konnte.

„Weißt Du, Fritz, daß Christian mit mir sterben wird?“ sagte die Frau einst.

„Du wirst so wenig sterben als er. Denke nicht an den Tod, sonst stirbst Du weil Du glaubst sterben zu müssen. Du erholst Dich ja zusehends, Deine Farben sind ungleich frischer als vor Wochen, Du wirst mir die Freude machen gesund und kräftig zu werden. Und sobald Du es bist ziehn wir wieder in die Stadt und beginnen ein neues Leben, das Dich blühend und froh erhalten wird. Freust Du Dich darauf? O wir trennen uns noch lang nicht.“

„.... Ich möchte wol .... leben! Auch auf dem Dorfe .... Aber sieh doch nur, es geht ja nicht. Mein Athem ist matt und heiß, meine Arme schlaff, die Füße tragen mich kaum, ich bin so müde .... o ich werde gut schlafen, gut und fest .... und Christian mit mir. Du wirst sehn, er kommt bald nach, seine Augen sagen es mir.“

„Sieh Gertrud, so machst Du Dich immer mehr krank, quälst Dich und thust mir weh. Denkst Du an mich denn gar nicht mehr?“

„O ja!“ sagte sie, fuhr aber wie im Traume fort: „Der arme Richard, so jung, so zart schon frem=

den Händen überlassen . . . . . ich möchte ihn auch mit mir nehmen um ihm das Leid zu ersparen keine Mutter zu haben . . . . ."

Bitten, Vorwürfe, Thränen selbst wirkten nicht; es war ein grenzenlos angreifendes Leben, das Hennings führte. Harte Arbeit von früh bis spät in die Nacht, die Sorge um das Hauswesen und ewiger, nagender Kummer, der nur durch einzelne härtere und empfindlichere Schläge, wie das angeführte Gespräch, Abwechslung erhielt. Man gewöhnt sich nicht daran ein theures Wesen zu verlieren, auch wenn die Vorbereitung Wochen, das Sterben Tage dauert; man hofft und hofft und wenn endlich der Streich geführt ist trifft er doch unerwartet.

Dr. Vermilio gab bei seiner letzten Anwesenheit nur noch Stunden Frist. Hennings glaubte ihm nicht obgleich er die blauen Nägel und die geschwollnen Füße Gertruds sah, obgleich die Agonie schon eintrat. Jetzt, grade jetzt drängte sich all seine Hoffnung auf die Spitze, — und als die Kranke sich plötzlich rüstiger als seit Tagen umwendete, sich aufrichtete, ihr Blick freier, ihr Athem ruhiger ward, wollte er aufjubeln und die glückliche Krisis begrüßen. Aber die Kranke fühlte, daß das Ende der Krisis nicht das Leben sondern der Tod sein würde, sie fühlte es und reichte wehmüthig seine Freude abwehrend ihrem Manne,

den sie seit langer Zeit zum erstenmal wieder „ihren lieben Fritz“ nannte, die abgezehrte, feuchte Hand.

„Es geht zu Ende .... nur Minuten hab' ich noch. Leb' wohl, mein lieber Fritz, ich scheide versöhnt .... Nein, unterbrich mich nicht, vertheidige Dich nicht, laß' mir, selbst wenn ich zum Theil geirrt hätte — ganz that ich's gewiß nicht, Fritz, — laß' mir das Bewußtsein, daß ich etwas zu verzeihen hatte .... denn sonst, sonst würde mir das Sterben gar zu schwer. Ach wenn ich mich selbst durch Eigensinn von meinen Kindern ..... und Dir getrennt hätte!“ Sie machte eine Pause, dann faßte sie hastig als triebe sie eine innere Mahnung zur Eile an nach den Kindern. „Du hast jetzt nur den Vater, mein Kind,“ sagte sie Christian, „hab' ihn so lieb wie Du mich jetzt liebgehabt. Versprich mir das .... “

Der Knabe weinte so heftig, daß sein geschüttelter Körper nicht einmal durch eine bestimmte Bewegung antworten konnte, und Worte waren unmöglich. Er sah die Mutter so bittend an, umschlang sie und vergrub seinen Kopf in ihre Hände, so daß sie nicht weiter in ihn dringen konnte. — Nun nahm sie Abschied von Richard, der nicht mehr weinte, denn er hatte den ganzen Tag geschluchzt und fieberte aus Erschöpfung. Sie drückte die Kleinen mit aller Kraft an sich und ihre Lippen bewegten sich betend ....

„Draußen so schön, liebe Mutter nicht sterben!“ stammelte Richard.

„Leb' wohl, lieber, lieber Fritz, nur die Kinder, die Kinder . . . . .“ rief Gertrud plötzlich, aus der Umarmung aufgeschreckt, und reichte dem Manne ihre Lippen hin. Aber ehe er sie noch erreicht sank sie zurück. Sein letzter Kuß fand keinen Athem mehr. Die Aufregung des Abschiedes und das gewaltsame Aufraffen aus dem Delirium hatten das sanfte Hinüberschlummern gestört und ein Nervenschlag ihr Leben geendet.

Hennings brach vernichtet in die Kniee und heftete den Mund auf die herabhängende Hand seiner toten Frau, während die Kinder vergeblich die Mutter wachrufen und die Leiche mit hundert Küssen wärmen wollten. Der Mann versank in jene schaurige Bewußtlosigkeit, die der Überwältigung durch den Schmerz folgt; aber sie muß ja enden und das macht sie eben so schaurig.

Richard fand einen Schrei wieder als er die weichen, warmen Lippen seiner Mutter nach und nach starr und kalt fühlte, ihn faßte Grausen, er klammerte sich an Christian, der durch dasselbe Gefühl ebenfalls erst die volle Überzeugung gewann, daß nun wirklich Alles vorbei sei. Er kniete oben auf dem Bette neben der Leiche, strich sich die Haare weit zurück und sah so mit einer Starrheit, die alle Fibern spannte in das erkaltende Antlitz . . . . er suchte das entflohene Leben!

Dann ergriffen ihn Krämpfe, er wand sich mit verzerrten Gliedern und warf dabei Richard wieder um, so daß dieser mit einem neuen gellenden Schrei von der Berührung des starren Körpers zurückfuhr und, zugleich geängstigt durch die Konvulsionen des Bruders, mit beiden Händen den Kopf des Vaters in die Höhe zu heben suchte. Das Kind fürchtete der Vater schlafe auch und es sei allein. —

Bis dahin waren Stunden vergangen. Hennings richtete sich mit blöden Augen auf, aber er war unfähig irgendwie Hand anzulegen. Die Magd rief die Frau des Hauswirtes und seine Tochter herbei, diese wendeten ihre Hausmittel an um Christians Krämpfe zu stillen und brachten ihn und Richard in ihr eigenes Zimmer hinüber. Dann gaben sie der Leiche eine gestreckte Stellung, banden Gertruds Hände gefalten mit einem Rosenkranze zusammen und steckten ein kleines Kruzifix zwischen die Finger. Sie besprengten die Tote mit Weihwasser und zündeten ein geweihtes Wachslicht, das für solche Zwecke in den Hütten vorrätig gehalten wird, in der Stube an .....

Hennings sah regungslos zu und ließ Alles geschehn. Er sagte nur: „Gut, gut!“ als ihm die geschäftige Frau einschärfte — heute ja die Verstorbene nicht mehr beim Taufnamen zu rufen weil — sie sonst noch einmal sterben müsse. Ebenso schüttelte er nur

verneinend den Kopf als sie ihm anbot mit irgend einer Gevatterin Totenwache zu halten.

So kam wieder eine schlaflose Nacht, leerer und schrecklicher noch als alle zuvor. Es gab nun keine Hoffnung mehr, Alles war öde, Alles verloren.

„Es mußte nicht so kommen!“ sprach eine Stimme, wie eine fremde, aus ihm heraus. „Es mußte nicht so kommen!“ sagte er mechanisch nach und erschrak dann vor dem eignen Gedanken ....

„Wüßt' ich's nur! Hätt' ich nur das Vergessne wieder!“ rief er unsäglich schmerzhaft und schlug sich verzweifelnd an die Stirn. „Dann ständ' ich doch nicht so ganz, so ganz allein da! — O es ist gräßlich zu wissen, daß man etwas gewußt, und nicht zu wissen was es war. Keinen Faden, keinen Fingerzeig zur Heimat zu haben und sich an nichts, an kein lebendes, liebendes und verstehendes Wesen klammern zu können ...!“ Seine Zähne schlugen aneinander, er zerwühlte sein Haar und rang die Hände. „Wüßt' ich nur Eins!“ rief er immer wieder. Er murmelte es zuletzt nur heiser mit halberstickter Stimme.

Die Ärzte erregen äußeren Schmerz um inneren zu betaüben, sie erzeugen künstlich örtliche Krankheiten um den Kampf von einem andern Orte abzuleiten. Die Natur thut Ähnliches, sie macht uns unfähig den neuesten Schmerz in allen seinen Folgen zu messen und schiebt uns ein anderes Leid unter. Alte Narben brechen auf.

Hennings sah sich neben der Leiche seiner Gertrud von dem düsteren Traume gedrückt, den sie so oft hatte verscheuchen müssen weil sein Kommen ihren „lieben Fritz" immer scheu und finster machte. Jetzt war sie tot, ihre Küsse versiegt und der versunkene Gedanke, wie immer in eine undurchdringliche Wolke gehüllt, stieg ungehindert auf, lockte, höhnte, spottete und trieb den Unglückseligen fast in den Wahnsinn. Das Vergessen, in dem er seine Verbindung mit den Menschen suchte, durfte ruhen so lang er ein Weib, einen Herd, eine abgeschlossne Familie besaß, jetzt stand er allein, seine Kinder konnten ihm nichts bieten, wenigstens keine Befriedigung . . . . in solchem Momente mußte jene Qual wiederkommen.

Er ging umher wie ein Traümender; die Fremden, die seinen Zustand nicht begriffen jetzt aber wieder Theilnahme für ihn hatten, besorgten alles Nötige, der Leichenzug war nach dem einstimmigen Urteile aller Gevatterinnen der „schönste" der seit langer Zeit im Dorfe gesehn worden und gewann an Pomp noch dadurch, daß auf Befehl von Gräfin Cecile am Parkthore sich ihm die gesammte Schloßdienerschaft anschloß. Der Pfarrer aus dem Kirchdorfe hielt eine lange Rede, die Frauen weinten, die Männer sahen sehr dumm aus, weil sie die Thränen unterdrückten, — Hennings aber glich einem Gefolterten. Er sah die Leute, die ihn trösten wollten mit seinem leeren Blicke an, die

Muskeln seines Gesichtes waren so schlaff und bewegungslos, daß seine Starrheit Alle für seinen Verstand fürchten machte. Und trotz dieser allgemeinen Müdigkeit fühlte er sich durch den Kapelan beleidigt. Es kränkte ihn, daß man aus dem Schlosse die Diener geschickt hatte und daß sich nicht wenigstens der Kapelan gezeigt. „Ob auch dem meine Frau zu schlecht war?“ murmelte er.

Er that dem guten Pater Ambrosius unrecht, und wenn er für das was außer der Rede des Pfarrers nach der Beerdigung auf dem Friedhofe besprochen worden war Gehör gehabt hätte, so würde er erfahren haben, daß — Pater Ambrosius „zu den Zigeunern gegangen sei“ und daß seinethalb im Schlosse große Besorgniß herrsche.

Der Witz der Bedienten gab diesen Worten freilich eine andere Deutung, aber es verhielt sich damit folgendermaßen:

Der Kapelan hatte sich in seinen fast ununterbrochenen Mußestunden unter Anderem auch mit der Geschichte der Zigeuner beschäftigt und namentlich über ihre Sprache eine Anzahl mehr oder minder sinnreicher Conjekturen zusammen gestellt. Die Gelegenheit endlich einmal durch persönliche Untersuchungen und Vergleiche Genaueres festsetzen zu können war zu verlockend als daß er nicht trotz Warnungen und Spöttereien im Interesse der Wissenschaft den Versuch gewagt hätte. Wir bemerkten schon früher, daß er nicht furchtsam

sondern nur vorsichtig war. Diese Tugend verließ ihn auch jetzt nicht, er entwarf vorher einen vollständigen Feldzugsplan, erwog alle Für und Wider und kam endlich zu der Überzeugung, daß er unter den von ihm gesetzten Bedingungen ohne alle Gefahr seine rühmliche That vollführen könne. Sonst hätte ihm freilich die Versicherung des Grafen Hugo jede ihm widerfahrene Unbill blutig zu rächen wenig Trost gewährt. Aber er hielt die Erzählung von menschenfressenden Zigeunern für ein Märchen und wußte außerdem, daß selbst jene Historiographen, die davon als von einer Thatsache sprechen und zum Beweise verschiedne — durch die Tortur erpreßte — Geständnisse citiren, allesammt bezeugen, daß die Bande, welche im Jahre 1782 zu Kemeza und Fraumark in Ungarn eingefangen worden, nur achtzehn bis zwanzigjähriges Fleisch liebte. Er war und fühlte sich über dies Normalalter hinaus, konnte also auch der zweiten Gefahr, die seiner Moralität etwa durch die Bajaderentänze der Mädchen drohte, womit sich die Meisten, die über die Zigeuner geschrieben, so viel haben, keck die Stirn bieten. Es ließ sich vielleicht sogar von einem unbefangenen Beobachter eine Verwandtschaft zwischen den Hierodulen der Alten, den Isispriesterinnen, den indischen Bajaderen und den angeblichen Zigeunertänzerinnen nachweisen, nämlich eine Verwandtschaft der Art, daß das Zelt des Zigeuners etwa auch einen mysteriösen Kul-

tus, ein Götzenbild berge, das umtanzt wird wie einst die Bundeslade oder eine heilige cista, — denn die andere Verwandtschaft liegt auf der Hand. Und die Grundsätze des Kapelans waren fest, sie liefen bestimmt nicht Gefahr Schiffbruch zu leiden trotz der weichsten, wollüstigsten Gaukeleien dieser menschlichen Schmetterlinge, trotz des berauschendsten Rythmus der Musik und der reizendsten Schwingungen des Körpers. Indeß war sein Blick wehmütig genug als er sich diese Versicherung gab ......

Blieb also nur noch ein drittes Element des Zigeunertumes zu fürchten: Raubsucht, Dieberei und Gefallen an Flittern. Einerseits mußte er Alles was ihre Begierden reizen konnte von sich abthun, andrerseits aber kleine Silbermünze und womöglich auch einige abgelegte Putzstücke aus der gräflichen Garderobe zu sich stecken um durch Geschenke das Vertrauen der Leute, die er ausfragen wollte, erkaufen zu können.

Er ging demgemäß an eine sorgfältige Musterung seines Kleidervorrates, der freilich in einem kleinen Wandschranke Platz hatte und im Nu zu übersehn war. — Er besaß ein Paar Stiefel, die zu kaufen ihn ein Chasseur à cheval auf dem Durchmarsche gezwungen. Eine geringe Änderung daran hatte ihnen ein quasi kanonisches Ansehn gegeben und der Kapelan trug sie gewöhnlich bei schlechtem Wetter, wenn er seiner Hämarrhoidalbeschwerden wegen genötigt war auch auf

nassen Stegen seine tägliche Promenade zu absolviren. Daß er diesmal Schnallenschuhe nicht anziehn dürfe, leuchtete ihm ein, — aber die Stiefel hatten wiederum eine gewisse Ähnlichkeit mit den ungarischen Tschismen, die den Diebesklauen in allen Fällen begehrlich scheinen durften. Indeß half es nichts, er blieb bei den Stiefeln und mußte sich damit trösten, daß die schwarze Farbe den Gedanken an die geliebten Tschismen nicht aufkommen lassen würde. So war er endlich auch überzeugt, das die Farbe selbst seinen Staatsrock: schwarzes niederländisches Tuch, Taille und Schoß aus einem Stücke, Spitzknöpfe mit Kameelgarn übersponnen, und Alles in Allem erst zehn Jahre alt, geschützt hätte, wenn er den Rock Nro. 3, den er wahrscheinlich an seiner Prämiz bekommen, nicht der Zweckmäßigkeit wegen bei einer Partie durch Dick und Dünn vorgezogen. Mit der Kopfbedeckung hatte es zuletzt auch noch einen Haken. Ein Sammtkäppchen mit Pelz verbrämt schien zu verführerisch und ein Kastor .... Sagt doch Martin Kelpius ganz ausdrücklich, daß es den Zigeunern gar nicht darauf ankomme mit einem zerrissnen Hemde, einem roten Dolman mit Goldschnüren und einem Kastorhute zugleich bekleidet einher zu stolziren. Es fand sich zum Glücke eine alte halbmilitärische Mütze des verstorbenen Grafen, Pater Ambrosius dachte sich als Glied der „streitenden Kirche“ und pflanzte die farbige Mütze, an der er schlimmstenfalls nichts verlor,

kühn auf den Wirbel. Hiezu keine reine Wäsche, — das hätte gelockt, — ein Kompaß, ein Stock ohne allen Beschlag, von einer jungen Steineiche geschnitten, einige kleine Münzen, gemachte Blumen, mit Flittern und Lahn geputzte Stückchen Atlas, ein angeschlagener Meerschaumkopf, den Graf Hugo beigesteuert hatte, und endlich eine lederne Brieftasche voller Notizen über die Zigeuner: so war die Expedition ausgerüstet. Als es zum Aufbruche kam pochte dem Entdeckungsreisenden wol das Herz, aber er erinnerte sich an die Größe seines Planes, an den Umstand, daß er im neunzehnten Jahrhunderte nach Proklamation der Menschenrechte lebe und daß er ferner ein geweihtes, nach dem Völkerrechte unantastbares Haubt sei Wir wollen hoffen, daß die Zigeuner mehr Achtung vor dem neunzehnten Jahrhunderte hatten, als die privilegirten Buschklepper, die noch heute nicht bloß Menschen sondern sogar entdeckungsreisende Gedanken aufgreifen und torquiren. Wir wollen hoffen, daß es dem Forscher von Hehlenried besser ergehe als Manchem unsrer Bekannten, der im Herzen der Civilisation Civilisirte suchte und auf Zigeuner stieß, und geben ihm in diesem Vertrauen mit Cecile und Hugo das Geleit bis an die Parkpforte, die in die Forsten mündet . . . . .

Thatsache ist, daß er am sechsten Abende noch nicht zurück war. Hatte er seine Tollkühnheit mit dem Leben gebüßt? Hatte er sich verirrt? Beides war un-

wahrscheinlich. Bestätigte sich dagegen Hugo's Behaubtung, daß der Schwarm aus Zigeunern und Marodeurs zusammengesetzt sei, so war es mehr als möglich, daß man den Sprachforscher als Geisel zurückbehalten. Die Horde konnte leicht durch ihre von Dorf zu Dorf bettelnden und wahrsagenden Weiber Wind von der Jagd bekommen haben, welcher der Pater im Interesse seiner Untersuchungen den Vorsprung abgewinnen wollte. Nun hielten die Leute den Pater zurück um den längeren Aufenthalt in einer Gegend, die ihnen offenbar sehr zusagte, da sie monatelang ihre Feuerstelle nur in kleinen Strecken verändert hatten, durch Drohungen zu ertrotzen oder durch Kapitulation als Auslieferungsbedingung zu erzwingen. Das ganze Dorf wurde allarmirt, Boten und Spione nach allen Richtungen ausgesendet . . . . es war im Jahre 182 . doch keine Kleinigkeit mehr, wenn ein Mensch, der mit den friedfertigsten Gesinnungen und den besten Hoffnungen ausgezogen, zumal aber ein Schloßkapelan, plötzlich spurlos verschwand . . . . .

Und war's denn die Sache wert, für die er sich geopfert? Das ist eine Frage, die Jeder selbst beantworten muß der etwas unternimmt, im Allgemeinen scheint aber jedes neue Erkennen schon um des gelösten Rätsels willen den Versuch zu verdienen, — ginge es auch um den Kopf. Die Sprache der Zigeuner aber ist ein Rätsel, das auch durch die Ableitung von den

Hindus nicht aufgehellt worden. Der Vergleich ergibt nur eine ganz auffallende Aehnlichkeit des Indischen mit dem Slavischen durch Vermittelung der Zigeunersprache, so daß also der definitive Schluß von der Sprache auf den Ursprung, da das Idiom der Zigeuner beiden Sprachen verwandt ist, auf's Neue ein prekärer wird. Wäre man in dieser Forschung, die zu Ende des vergangnen Jahrhunderts von Mehreren zugleich aufgegriffen wurde, ernster vorgeschritten, so hätte man mit Hilfe der Zigeunersprache vielleicht eine ganz wunderliche Entdeckung gemacht, die von gewisser Seite sicher sogleich „theologisch“ ausgebeutet worden wäre. Bei dem bloßen Gegenüberhalten der drei angeführten Sprachen erkennt man eine wechselweise Verwandtschaft, aber zugleich auch, — und das ist längst gründlichst nachgewiesen, die Beziehung, in der das Indische zum Deutschen steht.... Sollte es vielleicht wirklich für die alte Welt eine Ursprache geben und hätte die Sprache der Zigeuner, die in der That durch ihre Isolirung in vielen Ländern ihre eigne geblieben ist, etwas damit gemein?

Die der Inder hat Bildungsstufen durchlaufen, die der Slaven und Deutschen ebenfalls, die der Zigeuner aber scheint constant geblieben zu sein. Es wäre wirklich interessant mehr darüber zu wissen. Man kommt nicht so wohlfeil weg, daß man etwa sagt sie hätten auf ihren Wanderungen dort und da Flicken

mitgenommen, so daß die Ähnlichkeiten sich hierdurch erklären lassen: Alte Lieder, die in Spanien von ihnen gesungen werden, wo ihnen sonst wenig von ihrer Sprache geblieben, stimmen genau mit dem Vocabularium ihrer Stammgenossen in England, Schweden und Siebenbürgen überein, sie haben eine Sprache. Sie erwartet einen Mowers, einen Mann, der nicht einmal so schwierige Arbeit hätte wie der berühmte Professor in Breslau, der auf die geistreichste Weise von der Welt ein Bild der Sprache jener Punier entwarf, von denen wir so viel und so blutwenig wissen.

Leider scheint Herr Ambrosius Feigenblatt die Zeit seiner Gefangenschaft nicht auf's beste benützt zu haben, oder hätte ihn wieder nur die Furcht vor seinem Namen an der Veröffentlichung gehindert und wären wir darum um seine Notizen gekommen? Gefangen war er aber wirklich. Mendel Sack brachte Hennings die Nachricht und bat ihn sie den Schloßbewohnern mitzutheilen, da er selbst sich nicht oben zeigen durfte.

Zu Hennings kam er dagegen seit Gertruds Tode täglich ohne je harte Worte zu hören. Es schien als wäre der Drechsler auf seinen früheren Vorschlag eingegangen. Wenigstens verkaufte er den größten Theil seiner Habe an den Juden und behielt von all seinem Mobiliar nichts als das Bücherbrett, so daß er bis zu seiner Abreise nur Nutznießer fremden Gerätes war. Er hatte nicht gewußt wo Gertrud ihren Schatz auf-

bewahrte und sie hatte vergessen es ihm mitzutheilen. Christian fand ihn, er war vor Dieben gut bewahrt. Gertrud hatte ein altes Buch, von dem sie wußte, daß es ihr Mann nie in die Hand nehme, eine Erbauungsschrift, die ihr gehörte, mühsam in ein Kästchen umgewandelt, das von außen völlig ein Buch geblieben, so daß es in Reihe und Glied neben den anderen nicht auffallen konnte: in diesem Behältnisse steckten wohlverpackt zu gleichen Theilen abgezählt die Geldstücke Einige Dukaten die sie als Pathengeschenke erhalten lagen ebenfalls dabei, kurz Alles in Allem betrug nahebei die Summe von vierhundert Gulden. Christian sah, daß der Vater danach suchte, er erinnerte sich die Mutter jenes große Buch durch das Ausschneiden der Blätter bis auf den Rand aushöhlen gesehn zu haben, benutzte einen Augenblick des Alleinseins um sich zu überzeugen daß er nicht irre und fand auf diese Weise das Geld. Als er Vater kam hatte er die beiden Päckchen, auf denen die Namen Christian und Richard von Gertruds Hand standen, auf den Tisch gelegt, die Dukaten aber gab er Hennings:

„Ich habe das Geld, das die Mutter für uns gewonnen hat, gefunden,“ sagte er, „sei so gut und hebe es uns auf, mir ist es zu schwer. In dem kleinen Beutel ist auch noch gelbes Geld, das gehört uns aber wol nicht, denn auf dem andern steht unser Name; siehst Du hier: Chri-sti-an, und da: Ri-chard!“

Hennings sah den Knaben mit großen Augen an. Es fiel ihm jetzt erst ein, daß er vielfach Auffallendes an ihm bemerkt hatte und daß sein Kind sich ihm nach dem Tode der Mutter fast gar nicht mehr genähert. Er erinnerte sich, daß man ihm erzählt Christian habe wunderliche Dinge gesprochen als er sich geweigert die Leiche der Mutter zum Grabe zu begleiten, weil dies gar nicht seine Mutter wäre; ebenso fremdartig war auch nach dem ersten wilden Schmerze die außerordentliche Fassung des Knaben, der später keine Thräne mehr vergossen sondern nur trüb und still für sich hingelebt hatte ..... Er war auch für seinen Vater ein Rätsel.

„Hast Du denn etwas, mein Kind, bist Du krank?“ fragte Hennings besorgt und nahm Christian auf seine Kniee. „Sieh mir doch in's Gesicht, fürchtest Du Dich weinen zu müssen?“

„Das Herz thut mir so weh!“ wimmerte das Kind das ohne eine Bewegung, die es fester an den Vater schmiegen konnte, in seinen Armen lag.

Mehr war ihm nicht abzufragen, Hennings verschwendete seine Liebkosungen, Christian duldete sie, aber er erwiederte sie nicht. Der Vater hielt dies Betragen für Abspannung und Trauer. „Sie wird ihn holen, wie sie gesagt!“ dachte er. „Hehlenried wird noch das Grab für Alles was ich lieb habe, wenn ich nicht eile fortzukommen.“ —

Es war am Tage vor der Abreise, eine Woche nach dem Begräbnisse Gertruds, als Mendel Sack die Kunde von dem unfreiwilligen Aufenthalte des Kapelans im Walde brachte. Hennings unterzog sich der Botschaft ungern, aber er war mild genug geworden um danken zu können. Er haßte Hugo, dem er die Beschleunigung des Todes seiner Frau zuschrieb, aber er wollte von Cecile, die ihm nie Böses gethan, Abschied nehmen. Er war weich geworden und schritt diesmal mit andern Gedanken durch den Park als in jener Zeit da er ihn zuerst betrat. Er war unschlüssig was er thun und sagen sollte wenn man ihm, wie es nicht anders zu erwarten stand, die Bezahlung seiner Arbeiten antrug, er fürchtete ferner, daß das Gefühl des Schmerzes ihn übermannen könne und er wollte diesen Menschen, die ihn stolz und fest gesehen, nicht ein Schauspiel geben, das sie doch nicht verstanden hätten. Im Nachdenken hierüber wich er von dem gewöhnlichen Wege ab und erstieg eine Höhe, von der er den größten Theil des Parkes übersehn konnte. Er erblickte in der Ferne Cecile und Hugo, die nach dem Waldrande zugingen. Hugo mußte etwas vergessen haben, denn er kehrte plötzlich um und eilte zurück. Hennings wollte diese Entfernung benutzen um die Begegnung eines Menschen, der allen Groll und allen Schmerz in ihm wachreizte, zu vermeiden und eilte vor um die Gräfin allein zu treffen. Das ging indeß von dem Punkte,

an dem er sich befand nicht so rasch als er geglaubt. Der Abfluß des Teiches wand sich zwischen ihr und ihm, und er mußte einen großen Umweg machen um sein Ziel zu erreichen. Noch eine Strecke entfernt und vor sich eine dichte Hecke, hört er plötzlich einen gellenden Notschrei, der ihm von der Gräfin auszugehn scheint. Er eilt vorwerts und sieht neben dem Mädchen zwei wilde, abgerissne Männergestalten, die offenbar wie er die Entfernung des Grafen benutzt hatten um zum Vorscheine zu kommen. Sie schienen Cecile plündern oder gar fortschleppen zu wollen, denn sie wehrte sich wie eine Verzweifelte gegen die Übermacht. Hennings beantwortete ihren Schrei und näherte sich in vollem Laufe, so daß die Männer von ihrem Vorhaben abließen, die Flucht ergriffen und im Walde verschwanden.

Cecile war einer Ohnmacht nahe, sie sank erschöpft auf den Rasen und konnte kein Wort hervorbringen. Neben ihr lag ein schmutziges Papier, das die Raüber gebracht hatten, es war ein Zettel von der Hand des Kapelans, die Männer gehörten also zu der Zigeunerbande. — Hennings hatte Eile, Cecile verstand was er sagte obgleich sie immer noch nicht antworten konnte, und als er gehn wollte und ihr andeutete, daß Hugo wieder sichtbar wäre, sie also nichts mehr zu fürchten hätte selbst wenn die Männer noch in der Nähe lauschten, machte sie ihm Zeichen, daß er ihr

aufhelfen solle. Sie holte tief Athem, man hatte sie furchtbar geängstigt.

„Nehmen Sie das zum Andenken an mich!“ sagte sie endlich und zog an einer feinen venetianischen Goldkette, die ihr die Männer halb aus dem Busen gerissen, eine kleine goldne Uhr hervor. „Nehmen Sie und erinnern Sie sich, daß ich Ihnen für immer dankbar und verpflichtet bin. Verstehen Sie mich diesmal recht: ich biete Ihnen keinen Lohn sondern ein Andenken. Ich besitze diese Uhr schon seit meiner frühsten Kindheit.“

Hennings glaubte sich nicht weigern zu dürfen und nahm die Gabe an: Aber kaum sah er die Uhr in seiner Hand als er wie von einem elektrischen Schlage getroffen aufzuckte, die Uhr mit fieberhafter Hast nach allen Seiten betrachtete, sie öffnete, nach Zeichen zu spähen schien, sie endlich mit einem Ausrufe des Entzückens küßte, die Augen schloß und einige Minuten wie in einen schönen Traum versunken da stand . . . . .

Plötzlich wurde sein Gesicht, das die Freude gerötet hatte, wieder fahl, eine wilde Bewegung bemächtigte sich seiner, er faßte die Gräfin bei beiden Händen und seine Blicke wühlten nun mit derselben Hast in ihren Zügen, mit der sie vorhin die Uhr betrachtet; aber nicht ein Laut der Freude sondern ein heisrer Schrei der Wut bezeichnete hier das Erkennen. Cecile

war wie gebannt. Sein starrer Blick fesselte ihre Bewegungen und drängte jedes Wort zurück.

„Seit Deiner frühsten Kindheit gehört sie Dir? Ja, ja, Du hattest schwarze Schleifen an Deinem Kindermützchen, und es war ein armer Knabe, dem Du diese Uhr, sein einziges Andenken an seine Mutter, raubtest! Ich weiß nun Alles wieder. Du warst jenes Kind, und um Deinetwillen litt Gertrud, für Dich starb sie. Gräßlich! O, nun werd' ich auch erfahren wie Alles zusammenhängt. Freunde sucht' ich und finde die Feinde zuerst ..... Wehe Euch! — Da, nimm, behalte die Uhr, sie zeige Dir jede Stunde neues Verderben, neuen Fluch .... mir ist sie entweiht. Ich kenne Euch nun! Da!" Er stieß diese Worte mit schrecklicher Heftigkeit hervor und als er schloß schleuderte er der Gräfin die Uhr vor die Füße. Die alte, versunkene Vergangenheit schien in ihm erwacht zu sein, er war zugleich ein Traümender und Rasender.

Noch einmal sah er tief in das Gesicht des zitternden Mädchens als wollte er sich seine Züge unvergeßlich einprägen, noch einmal drückte er Cecile's Hände so fest zusammen, daß sie aus Schmerz aufschrie, dann eilte er davon und war bald hinter den Baümen verschwunden.

Als Hugo kam fand er seine Braut in Thränen, die ihr die Aufregung ausgepreßt. Sie erzählte ihr

Abenteuer und schloß damit, daß sie sagte: „Der Drechsler hat mich gerettet, aber der Tod seiner Frau hat ihn wahnsinnig gemacht, er sprach wilde verworrene Dinge und sah mich so schrecklich an, daß ich diesen Blick nicht mehr vergessen werde.“

Der Spazirgang ward aufgegeben. Hugo raffte die Uhr wieder auf und beide kehrten in's Schloß zurück.

Die Uhr hatte eine goldne Kapsel, auf deren einer Seite in Email ein umgestürzter Blumenkorb, auf der andern ein zierlich verschlungener Namenszug zu sehn war. Das Zifferblatt umgab ein Kranz von kleinen Perlen. Auf der inneren Seite der einen Kapselklappe war eingravirt: „14. Juin 178 . .“ — Man konnte sie nicht verwechseln wenn man sie einmal genau betrachtet hatte. —

II.

Dazwischen.

Erstes Kapitel.

Die Anleihe.

Jede Stadt hat so sehr ihre eigne Physiognomie, daß man trotz Allem was die Zeit an ihr gethan hat aus Anlage, Ordnung und Baudenkmalen ohne Schwierigkeit einen Umriß ihrer Entwickelungsgeschichte abstrahiren kann. Große Städte, die aus sich selbst geworden sind, unterscheiden sich immer schroff von denen, die der Laune oder Liebhaberei eines Mächtigen ihre Größe verdanken; Städte, die der Handel groß gemacht, erkennt man an ihrer Lage an Strömen und Wegscheiden; markiges Bürgentum in ihnen aüßert sich nach Innen durch großartige öffentliche Gebaüde und solide, zum Theil auch kapriciöse Privathaüser, nach Außen durch Thurm und Wall. Wo sich Bürger ihre Heimat gegen auswärtige Feinde durch Mauern und Graben schützten gab es keine Citadelle, die Citadellen bauten erst die Fürsten gegen die Städte selbst. Es ist allenthalben noch ein Rest alter Mauer, alter Weise geblieben, die sich erkennen läßt, welch Schwalbennest

spätere Tage auch darüber geklebt haben, man wird sich bei aufmerksamer Untersuchung nie taüschen. Und wieder ist ein Rest alter Gesinnung auch in den Bewohnern geblieben, wie oft die Generationen auch gewechselt. — Berlin, das den Hohenzollern seine Existenz verdankt, hat sich nie recht aus den Bedingungen, unter denen ihm das Werden stillschweigend garantirt worden, loswickeln können. Es kam mit graden Straßen aber krummem Rücken auf die Welt, es lebte von Wohlthaten und Geschenken und lebt noch heute nicht anders. Berlin hat kein eignes Talent, es wurde nicht weil es werden konnte und mußte, sondern es ist ein Werk der Gnade, es stand auf Commando eines Morgens in Reihe und Glied da und bekam weil es so gut dressirt war und die Honneurs so brav zu machen verstand dort und da noch ein Treßchen mehr auf den Rock: es ist durch und durch militärischer Lakai, selbst die Haüser tragen altbärtige Geheimratslivree mit Offiziersepauletten. — Breslau entstand anders. Es hat krumme Straßen, viele Giebelhaüser voller Schnörkel, es ist praktisch, im alten, nicht im neuen Sinne, angelegt, aber es ist im Herzen eine echte alte Stadt mit steifen, graden Gliedern, die sich nicht gern biegen und drehn lassen. Von Breslau, aus dem Schoße seiner Bürgerschaft, kam manch ein männlich Wort in harter Zeit. Es hat krumme Straßen aber graden Sinn. Breslau hat sich bei keinem Menschen für seine

Größe zu bedanken, es hat sich selbst durch seine Thätigkeit und seinen Handel groß gemacht, daher sein Selbstgefühl, sein Mut und seine Festigkeit. Daß es eben weil es eine alte Stadt mit vielen Traditionen ist auch unendlich viel konservative Elemente birgt, versteht sich von selbst, aber zum Speichellecker hat es sich nie gemacht, auch seine konservativen Bürger haben Stolz, ja einen so großen Stolz, daß Der, dem das Wesen alter Städte unbekannt ist, nicht umhin kann manche offne Gesinnungsaüßerung, die an hartnäckige Opposition grenzt, schwer mit den engen, nicht besonders reinlichen Straßen der inneren Stadt und mit den hohen Spitzdächern in Einklang zu bringen. Und nun erst die geklebten, gut polnisch schmutzigen Hinterhaüser . . . . Breslau liegt nicht jenseits der Schweidnitzer und Taschenstraße, es koncentrirt sich um den Ring, draußen ist es modern und alltäglich, innen ist es interessant und originell, innen hat es Charakter und Geschichte, geheimen Raum für Laster und Tugend. Um alle Phasen der Menschheit kennen zu lernen muß man sich nicht mit den Salons begnügen wo ein gleicher Lack über Alles gestrichen ist, um eine Stadt zu studiren muß man auch in Winkelgassen und Spelunken treten.

Und es gibt in Breslau Spelunken verschiedener Art und zu verschiedenen Zwecken, auch zu solchen, welche die Polizei mit offnen Augen nicht sehn mag

und auch damals nicht sehn mochte als sie noch nicht wie jetzt so viel damit beschäftigt war Versammlungen zu stören und den Gottesdienst der Deutschkatholiken zu unterbrechen.

Ob ein schmales Gewölbe, das wir sogleich schildern werden, im unteren Theile der Altbüßerstraße, die beilaüfig gesagt zu den engsten und unreinlichsten Gegenden der Stadt gehört, den Spelunken beizuzählen ist wissen wir nicht, der Leser mag urteilen.

Es hat nicht mehr als zehn Fuß Tiefe und höchstens dreißig Fuß Längenausdehnung. Der Raum ist noch verengert durch längs den Wänden aufgestellte Bücherrepositorien, auf deren Borden wild durch einander eine Menge halbzerrissner Bücher in allen Formaten und vergriffnen Pappbänden liegen, stehn oder hängen. Es würde schwer sein irgend ein ganzes Werk zusammen zu bringen, die Bibliothek scheint dadurch entstanden zu sein, daß auf Auktionen inkomplette Schriften zusammengekauft worden, sie ist wertlos und man könnte mit Recht fragen wozu die dicken Fensterladen sollen und zu welchen Schätzen das gewichtige Vorlegeschloß an der Thüre den Zugang versperrt. Gleichwol ist mit schwarzer Oelfarbe auf eine schmierige Blechplatte am Eingange geschrieben: „Leihbibliothek von Salomon Silberfeld.“ Sollen die Bücherfragmente wirklich ausgeliehen werden? Sind Fensterladen und Schloß wirklich nur dazu da um die

Abonnementsgelder zu verwahren, welche dies jämmerliche Institut einbringt? Oder ist jener Schreibtisch aus rohem Tannenholze, geschlossen durch eine mit Tuch überzogne Klappe die Veranlassung all dieser Vorsichtsmaßregeln? Zwar kann man nicht wissen was in dem Alkoven, dessen Zugang durch Vorhänge von großblumigem Kattun geschlossen ist, verborgen wird, allem Anscheine nach steht indeß dicht dahinter ein einfaches Bett und ein Stuhl mit einer thönernen Waschschüssel. Der Vorhang ist so überaus zart durchbrochen, daß man diese Schätze fast ebenso deutlich erkennen kann als den Leib jener indischen Prinzessin durch ihr vierzigfaches Gewand von Nesselspitzen. Rechnen wir hiezu noch einen durchaus nicht einladenden Sessel, unter dessen zerrissnen Lederpolstern eine Mischung von Kälber- und Roßhaaren hervorsieht, so wie ein schmutziges Heft, das in Frakturschrift den Titel: „Katalog der Leihbibliothek von Salomon Silberfeld" zeigt, ferner an einem Nagel eine Pelzmütze und endlich auf der „inkrustirten" Diele vor dem Schreibpulte einen sehr abgetretnen Wachsleinwandlappen, so dürfte kaum etwas vergessen sein was man mit Recht als zur Klasse der Utensilien gehörig bezeichnen könnte.

In dies Gemach trat gegen das Ende des Jahres 1847 eines Mittags eine große, schöne Frau nachdem ihr Klopfen durch ein feines, fistelstimmiges „Herein" beantworten worden war. Sie befand sich

schon beim ersten Schritte einem kleinen Manne gegenüber, dessen Gesicht eine überaus unglückliche Verbindung orientalischer Schärfe und mongolischer Plattheit zu sein schien. Man muß gestehn, daß der mongolische Augenschnitt und der eigentümliche Nasenwinkel, der so gern auch noch die Oberlippe mit hinauf zieht und die Hälfte der Zähne bloß stellt, neben einer zweischneidigen echtjüdischen Nase, die aber gewaltsam aus ihrer hängenden Richtung geschraubt ist, und einem spitz vorstehenden Kinne, nicht eben einen erbaulichen Anblick geben können. Ein ausgedienter Comptoirrock, dessen Arme in Schreibärmeln von Kittei steckten, eine abgegriffne Sammtweste, die nach allen Richtungen schielte, eine blau und grün karrirte Hose, die dem Umfange und den Überresten von Schnürquasten nach einmal einem Studenten gehört haben mochte und ein paar großaugige Stiefel vollendeten den Anzug des kleinen Mannes. So stand Herr Salomon Silberfeld, denn er war es in Person, mit der ihm eignen Freundlichkeit vor der Dame und rieb sich die Hände, wobei er merkwürdigerweise und wahrscheinlich unwillkürlich jedesmal wenn er an den Daumen kam die Pantomime des Geldzählens machte. Sein halber Bückling blieb indeß unerwiedert, die Dame, deren Toilette jene prächtig einfache Eleganz zeigte, die von den Frauen baronisirter Bürger und aus dem Geschäft zurückgezogner Kaufleute beneidet, bewundert, angebetet, aber ebenso wenig

erreicht wird als der englische Pachter auf dem Continent den Lord für den „Kenner" zu spielen vermag, diese Dame, die offenbar zu den „höheren" Ständen gehörte, hatte mit einem einzigen Blicke die ganze häßliche Umgebung gemustert, war mit Abscheu zurückgetreten und zog jetzt ein kleines reichgesticktes Portefeuille heraus, besah eine Karte und verglich im Gedächtnisse den Namen, den sie draußen an der Thüre gelesen, mit der erhaltnen Adresse.

„Herr Silberfeld ist wol ausgezogen und sein Name steht nur noch draußen?" fragte sie hochfahrend und schien erst jetzt den Mongolo-Juden, der mit einem unvergleichlichen Zwinkern der Augenlider dem Manövre gefolgt war, eines Blickes wert zu halten.

„Nein, meine werteste Madam', ich selbst bin der, den Sie suchen, ich heiße Salomon Silberfeld, bin Leihbibliothekar und . . . . nun Sie werden wol wissen warum Sie zu mir kommen. Womit kann ich dienen?" Dabei hefteten sich seine griffigen Augen nicht ohne Wohlgefallen auf die Broche der Dame, in der ein kostbarer Stein funkelte. Seine Hände näherten sich einander wie zufällig und rein mechanisch, einen Augenblick darauf fingerte der Mann zuerst sehr rasch, dann immer langsamer und zäher eine Zahl ab.

„Aber man kann mich doch nicht an Sie in einer Angelegenheit gewiesen haben, die . . . ."

„Dürft' ich nicht wissen in was für einer Angelegenheit? Es gibt der Angelegenheiten viele, jeder Mensch hat die seine. Sehn Sie, werteste Madam', wenn man Sie an Salomon Silberfeld gewiesen hat .... in einer Angelegenheit, wie Sie sagten, so muß man doch wahrscheinlich die Angelegenheit und Salomon Silberfeld gekannt haben, hatte also ebenso wahrscheinlich Grund zwischen der Sache und mir eine gewisse Verbindung möglich zu finden. Hm, hm! Wollen Sie die Güte haben Platz zu nehmen?“ Er bot der Dame wirklich seinen Sessel mit einem Bewußtsein an als wäre der zerfetzte Schemel ein Lehnstuhl mit den weichsten Kissen und den prächtigsten Sprungfedern.

„Unmöglich!“ murmelte die Dame. „Ob man mich verhöhnt? Gräßlicher Gedanke! Unmöglich!“ Sie sah so bleich aus, daß man in der That erwarten konnte sie werde nächstens doch von dem Stuhle Gebrauch machen müssen um sich aufrecht erhalten zu können.

„Aha, ein Neuling! Desto besser!“ dachte der Wucherer, denn wir dürfen uns nicht länger verhehlen, daß die Leihbibliothek nichts als ein Tugendmantel und zugleich eine sehr sinnreiche Erfindung war, durch die sich die Unglücklichen, denen eine abschlägige Antwort oder die Verweigerung eines Hinausrückens des Zahlungstermines zu Theil wurde, in der Verzweiflung die Zeit vertreiben konnten um fruchtlos etwa eine

veränderte Laune des edlen Geldverleihers abzuwarten oder endlich noch dies und das versatzfähige Stück ihrer Habe auszukundschaften indem sie seinen Namen zufällig in einem Bande von Eugen Sue, Cooper oder Spindler lasen.

Da die Dame immer noch nicht das rechte Wort zu finden schien, er also Zeit hatte sich in aller Form in den Stein der Broche zu verlieben, d. h. ihn gehörig zu tariren und ganz besondrer Aufmerksamkeit wert zu halten, glaubte er sich endlich verpflichtet dem „Neulinge,“ der allerdings dreißig Jahre zählen konnte aber immerhin in diesen „Angelegenheiten“ nicht bewandert sein mochte, zu Hilfe zu kommen.

„Werteste Madam' . . . . . . erlauben Sie zuerst . . .“ Er schob zum Schrecken der Dame einen Riegel vor die Thüre. „Es geschieht, damit wir nicht gestört werden, es kommen viele Leute zu mir, die — Angelegenheiten haben,“ sagte er mit einem wichtigen Blicke, den nur das Bewußtsein, daß er es hier mit einem außergewöhnlichen Kunden zu thun habe, ein wenig civilisirt machte. — Er wollte beim ersten Geschäfte nicht abstoßen; das thun Wucherer und falsche Spieler niemals. — Dann fuhr er ohne den Kampf und das Widerstreben der Dame, die immer wieder in halber Verzweiflung ihre Karte zu Rat zog, irgend zu beachten, in leisem, vertraulichem Tone fort:

„Werteste Madam', die Zeit ist kostbar, und da sie hier sind, hierhergewiesen von Jemand, der mich kennt, vielleicht Geschäfte mit mir gemacht hat," — er blinzelte lauernd mit den Augen ohne jedoch eine merkliche Veränderung in den Zügen der Dame wahrnehmen zu können, —" so kann ich nur wiederholt bitten mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren. Die strengste Diskretion wird zugesichert, das bringt die Sache von selbst mit sich, wenn Sie also irgend ein .... Faustpfand ...." hier wurde die Stimme wahrhaft gespenstig leise, „etwa die Broche, — der Stein ist doch echt ...?" Er verlängerte seine Hand und streckte seine spitzen Finger bis dicht in die Nähe des Schmuckstücks ....

Diese Bewegung erst ermunterte die Dame aus ihrem Brüten, sie wich den frechen Fingern entrüstet aus, die Röte der Scham zog einen Moment über ihr Gesicht: — sie galt ebenso sehr der Schwäche, die sie gezeigt, denn im nächsten Augenblick erhob sie sich stolz und sagte kalt: „Da ich zu Ihnen gewiesen bin, obgleich ich nicht begreifen kann wie man dazu kam- mich hierher zu schicken, Sie konnten viel besser zu mir kommen, — lassen Sie uns von meiner Angele genheit reden. Sie haben von Seiten des Hauses du Brèsmenil in Paris ein Avis bekommen, das mich betrifft ....."

„Ja, wir haben von du Brèsmenil, gutes Haus das, d. h. von dem Associé des Hauses, der sich einer Sache auf eigne Gefahr unterziehn will, von Herrn Frederic Tetarskoff ein Avis bekommen. Über diese Angelegenheit bin ich jedoch nicht im Stande einseitig mit Ihnen zu verhandeln. Verstehen Sie mich, werteste Madam', das ist eine Sache, die nicht mich, Salomon Silberfeld, persönlich, sondern „Gebrüder Silberfeld" angeht."

„Was hatte ich dann in dieser Höhle zu thun?"

„Gefällt es Ihnen nicht hier? Hm! Es ist mir auch manchmal hier schon so vorgekommen als wäre es nicht hübsch. Neulich erst ..... Aber ich will Ihnen sagen warum man Sie nicht in's große Geschäft gewiesen hat, sondern zu mir. Herr Tetarskoff ist mein Freund, d. h. ich hab' ihn in Paris besucht und er hat mich zu Tisch gebeten, — da hat er sich denn meinen Namen behalten und adressirt oft nicht „Firma" sondern persönlich an mich, denn ich bin der Ältere von „Gebrüder Silberfeld" und die haben viel mit du Brèsmenil & Comp. zu thun. So mag's ihm aus der Feder gekommen sein, aus purer Gewohnheit, denn wie gesagt, diese Angelegenheit gehört nicht in die — Leihbibliothek."

„Aber es steht genau hier: Leihbibliothek von ....."

„Das ist eine Schmeichelei für mich. ich erzählte von meinem Privatgeschäft über Tisch, Herr Tetarskoff

hat viel gelacht, sehr viel und hat mich einen geistreichen Mann genannt, — nun ist ihm beim Schreiben die Geschichte eingefallen, — Geschäftsleute sollen freilich keine Einfälle haben, aber Herr Tetarskoff .... kennen Sie ihn? Er ist ein sonderbarer Mann, aber solide, sehr solide, warum soll er da nicht sonderbar sein? Er hat's dazu. Sind doch manche Leute sonderbar, die's nicht dazu haben ....“

„Ich habe also doch mit Ihnen zu thun?“

„Gleich, gleich, stehe sofort zu Diensten, werde die Ehre haben Sie sofort zu „Gebrüder Silberfeld“ zu führen.“ Er fing an den Schreibtisch zu verschließen und alle Vorbereitungen zum Ausgehn zu treffen.

„Ich danke für Ihre Begleitung,“ sagte die Dame auf's Neue entrüstet mit unverhehlter Verachtung in Blick und Gebehrde, „sagen Sie mir nur Ihre Wohnung oder besser kommen Sie in die meine in den Gasthof.“

Mit diesem Menschen über die Straße zu gehn oder in eine zweite solche Höhle zu kriechen war in der That eine arge Zumutung. Aber die Dame hatte sich auch in dem Ehrgefühle des kleinen Mannes verrechnet. Seine Instructionen, — denn er war sicher genau unterrichtet, was auch aus dem Ausdrucke hervorging, den sein Gesicht bei der ersten Nennung des Namens jenes pariser Hauses annahm —, hinderten ihn zwar das Maß seiner Unhöflichkeit in seinen Augen

zu übertreiben, aber er sagte doch im höchsten Grade piquirt:

„Ah, ich bin Ihnen nicht gut genug, aber mein Geld gefällt Ihnen, he? Nun, ich werde bescheiden sein, ich dränge mich nie auf, die Leute werden auch nicht sagen, daß Sie mir ein Stelldichein gegeben haben, wenn Sie auch sehn, daß Sie aus der Leihbibliothek kommen . . . . . he, he!“

Die Dame schauderte, — sie durfte es mit diesem häßlichen, schmutzigen Wucherer nicht verderben, denn sie brauchte ihn. Der Jude fuhr fort:

„Wir machen unsre Geschäfte stets bei uns ab, Gebrüder Silberfeld haben es nicht nötig in der goldnen Gans oder im weißen Adler nach Geschäften zu suchen, und hier haben wir gar nur ein Commissionsgeschäft vor uns . . . . Nein, werteste Dame, der Chef von Gebrüder Silberfeld ist nicht Salomon Silberfeld, der Leihbibliothekar. Haben Sie die Güte sich um vier Uhr Büttnerstraße Nro. . . einzufinden, um fünf Uhr beginnt der Schabbes, es ist heute Freitag, bis dahin muß Alles in Richtigkeit sein.“

Der Jude war beleidigt. — Die Dame ließ die erste Droschke halten, nannte ihre Adresse und warf sich in die Kissen. — Sie weinte bitter. —

„Stolzes Pack“, sagte der Wucherer sich aufrichtend, „Herrin von einem Dutzend von Gütern, von denen sie nicht drei Quadratfuß mehr besitzt. Ich

meine, daß ich meine Rolle gut gespielt habe, Herr Tetarskoff wird mit mir zufrieden sein."

Salomon Silberfeld dünkte sich im Augenblicke selbst als „Leihbibliothekar" unendlich besser als die stolze Dame und wer ihn hätte nach der Büttnerstraße schlendern sehn, nicht im gewöhnlichen scheuen Geschäftsschritte, sondern mit philisterhaftem Behagen und bourgeoiser Aufgeblasenheit, an Schaufenstern stehen bleibend und sogar den Witz eines Straßenjungen über seine Nase hinnehmend, der hätte glauben müssen, daß der Wucherer entweder ein ehrlicher Mann geworden sei oder daß seine Sara ihn noch im späten Alter mit einem Isak beschenkt habe. Er freute sich über seinen mutmaßlichen Gewinn, aber er freute sich noch mehr über das Herunterkommen einer großen Familie. „Nicht die erste, aber leider noch nicht die letzte," murmelte er vor sich hin. „Die andern kommen nach. Schön von Herrn Tetarskoff, daß er mich an dem Fange theilnehmen läßt." —

Als die Droschke, in der die Dame fuhr, am Hotel hielt, traten zwei Herren aus dem Portal, beide in einem Alter von etwa fünfzig Jahren. Sie lachten und schienen alte Erinnerungen auszutauschen.

„Sapperment, das ist ja meine Frau!" rief der Eine. „Schon Alles abgemacht? Und richtig in einer Droschke! Wer Teufel kann aber auch von Berlin bis in alle Welt Pferde mitschleppen. Ah, Ihr kennt

Euch nicht .... Graf Bartenstein .... und hier meine Frau!"

„Gnädigste Gräfin, ich finde hier einen Campagnekameraden .... sehr gefreut .... lebe hier, werde mir ein Vergnügen daraus machen Ihnen sofort eine Equipage zur Verfügung zu stellen .... Bitte, keine Ablehnung .... Genirt mich wirklich nicht ...."

Man hörte es beiden Herren an, daß sie ihr Wiedersehn gefeiert und etwas stark gefrühstückt hatten.

„Ich bedauere Ihr Anerbieten nicht annehmen zu können," sagte die Dame kalt und gezwungen obgleich sie zu lächeln versuchte, „wir müssen morgen früh weiter, ich habe Geschäfte abzuthun. Mir thut es leid, daß ich Sie derangiren muß, falls die Herren eine Promenade vorhatten, aber unsre Sachen sind so wichtig, daß ich mich freue meinen Mann noch angetroffen zu haben."

Sie gab dem einen Herrn finster und fast zornig einen Wink, der ihn seufzend den Arm seines Begleiters verlassen machte.

„Bitte sehr .... Geschäfte gehn immer vor ...!"

„Sehr, sehr wichtige Geschäfte, lieber Bartenstein .... aber Abends treff' ich Sie .... wo?"

„Ich hole Sie hier auf Provinzialresource ab ....."

Die Dame ging rasch voran die Treppe hinauf. Der Schlüssel war vergessen, sie mußte warten. Als sie eintrat kam der Kellner hinterher und fragte ob die

Herrschaft im Salon oder auf dem Zimmer zu speisen wünsche .... Dann kam der Kammerdiener und ihre Zofe ..... Sie mußte warten, warten und ihre Adern hätten springen mögen, so strotzten sie. Ihr schönes Gesicht war bleich und rot fast zu gleicher Zeit so rasch wechselten die Farben, ihre Augen waren dunkel unterlaufen und ihre Lippen blutig.

„Aber was hast Du denn?“ fragte der Mann als sie endlich allein waren. „Schlägt das Projekt fehl, weigern sich die Leute? Das wäre in der That unangenehm?“

„O es ist gräßlich!“ rief die Dame und warf sich erschöpft von dem langen Kampfe, der nun wie eine zurückgetretne Krankheit nur nach innen wirken und ausbrechen konnte, auf den Divan. „Gräßlich! Du findest Kameraden, lachst und trinkst während ich mit Menschen des allergemeinsten Schlages verkehren muß, Dinge hören muß, die mich erniedrigen ....“

„Hat Dich Jemand beleidigt, so ....“

„Das ist ja eben das Scheußliche unsrer Lage, daß wir es dulden müssen, um nicht noch tiefer zu sinken. — O Du bist immer gleich damit fertig Den oder Jenen zu fordern, zu mißhandeln, aber Du ersparst mir keinen Schritt und setzst mich zuerst selbst Mißhandlungen von brutalem Lumpengesindel aus.“

„Das ist unwahr. Du hast Dir jede Einmischung in Deine Angelegenheiten verbeten, obgleich ich

Dir sagte, daß ich die Umgangsweise mit derartigen Menschen besser verstehe und mir gegenüber nicht leicht Jemand unverschämt wird. Du hast Dich stutzig machen lassen und man hat Deinen Zustand benutzt ....“

„Ich sollte wol etwa nicht stutzig werden, wenn ich statt zu einem Banquier zu einem gemeinen Wucherer und Pfandleiher geschickt werde, der mir ein Paar Louisd'ors auf meinen Schmuck leihen will?“

„Teufel ja! Dein pariser Geschäftsfreund hat da sonderbare Compagnons!“

„Wenn wir gefoppt, verhöhnt wären.“

„Bah! Dergleichen Zeug treiben Banquiers nicht. Die Sache ist gewichtig weil viel Geld dazu gehört, aber es ist immer ein solides Geschäft und da Dein Herr Tschitschakoff oder wie er heißt ein Liebhaber solcher Geschichten zu sein scheint und außerdem die nötigen Fonds hat, werden die Schwierigkeiten nicht so groß sein. Du bist nur ungeschickt gewesen. Warum ließest Du mich nicht gehn?“

„Man verlangt ja ausdrücklich, daß ich mit all diesen Thieren selbst unterhandle wenn aus dem Projekte etwas werden soll.“

„Eine gute Aufgabe, das ist wahr, und sogar die Tour vorgeschrieben. Eine köstliche Reiseroute, von Berlin nach Breslau, von da nach Nürnberg, Basel und endlich zur Ratifikation nach Paris. Ver-

zweifelte Sicherheitskommissarien, ob sie's uns an der Nase ansehn wollen ...."

„Sei doch endlich ernst. Du siehst, ich bin halb wahnsinnig und Du kannst immer noch scherzen. Wer ist denn an dem ganzen Jammer, an dieser Misère, die mich erdrückt, schuld?"

„Nun, ich doch wahrhaftig nicht! Deine Gesellschaften, Deine Reisen, Dein Schmuck, alle Jahre womöglich das ganze Haus neu ausgestattet ...."

„Und Du mit Deinen Pferden, Deiner Manie Rüstungen, altes Eisen aller Art fast mit Gold aufzuwiegen und Dich um nichts zu kümmern ...."

„Wieder unwahr. Ich bin mit Passion Landwirt, aber seit .... nun Du weißt ja, seit jener Zeit mußte Alles verpachtet werden, wir mußten außer Landes, bald auf ein Jahr nach Italien, bald nach Paris, bald nach England, zuletzt nach Berlin, ich hab' Dich vergebens gewarnt, Du sahst es erst ein als es zu spät war. Machen wir uns keine Vorwürfe über Vergangnes, suchen wir die Zukunft zu retten, es geht noch, ja es ist noch Glück in all dem Unglücke. Fast eine Million findet man nicht so leicht ....."

„Und sie war doch leicht genug verthan."

„Das heißt, wir und Andere haben viel verbraucht. Wären wir zu Hause geblieben, so wäre Alles gerettet worden."

„Und Du bist doch unverantwortlich leichtsinnig ....“

Ein Laufbursche von „Gebrüder Silberfeld“ unterbrach die eheliche Szene, die sich eben wieder erhitzen wollte. Er richtete den Auftrag aus, daß die Gräfin nicht vergessen möge alle nötigen Papiere mitzubringen.

„Man würde wol meinen Angaben nicht trauen?“ sagte sie bitter als er fort war. „Man hält uns schon für Lügner.“

„Aber Kind, das ist ja ganz in der Ordnung, die Leute müssen doch wissen um was es sich handelt. Übrigens werd' ich Dich begleiten, damit Du nicht wieder Grund zu klagen hast.“

Aber als es vier Uhr war kam der Graf nicht, es gab eine interessante Wette, die ihn sein Versprechen vergessen ließ. Die Dame mußte den schweren Weg allein antreten, nahm indeß diesmal, durch eine Erfahrung gewitzigt und einen Theil des Geheimnisses von sich werfend, den Diener mit. — Sie kam befriedigter zurück. So peinlich es ihr auch gewesen war die Zerrüttung ihrer Verhältnisse fremden und noch dazu solchen Augen bis in's kleinste Detail darzulegen, einen so harten Kampf es auch kostete bei der Besiegung verschiedener Schwierigkeiten die nötige Ruhe zu behalten: es ging dennoch, die Dame hatte nun ein einfaches

Geschäft abzuschließen nicht aber ein Mißverständniß und die Vertraulichkeit eines Wucherers zu dulden.

„Ich werde mich daran gewöhnen,“ dachte sie, hätte ich mich nicht durch die mysteriöse Form des Avises verleiten lassen einen geheimnißvollen Spazirgang zu machen, so wäre mir die Demütigung und der Verdruß erspart worden. Jedenfalls ist es nun besser, daß ich alles Andere ebenfalls ganz allein abmache um Heftigkeiten und Störungen zu vermeiden .... Gräßlich ist's immer, aber es muß sein, ich muß es tragen.“

„Am andern Morgen reiste das Paar nebst ihrer Dienerschaft über Dresden, Leipzig, Plauen und Baireuth nach Nürnberg. —

Der Theresienplatz in Nürnberg ist vielleicht der ödeste Theil der Stadt, die ohnehin nur zur Meßzeit und im Winter in den Buden um das Gänsemännchen hinter der Frauenkirche oder auf dem Obstmarkte Leben zeigt. Und dieses Leben ist ein anderes als jenes das man mit dem Namen der Stadt zu verbinden pflegt. Das Nürnberg, das die Dürer, Vischer, Sachs, Jamitzer, Stoß und Kraft geboren, ist tot, seine Patrizier wurden „Reichsfreiherrn“, wurden dann simple bairische Barone und haben jetzt nach Aufhebung des Adels als Stand wieder die Aussicht durch die Union, durch das neugekochte deutsche Reich, Reichsbarone in partibus zu werden. In der That eine gloriose Carrière

für die Haller, Tucher und Löffelholtz. Indeß ist auch die Zeit des Patriziats um, und der eigentliche Sitz des Gewerbefleißes ist Fürth. Originell aber bleibt die Stadt immer, das alte runzlige Gesicht mit den verschnörkelten Erkern und den dicken Mauern sieht überall durch und das mittelalterliche deutsche Bürgertum läßt sich nirgends an besserer Quelle studiren. Hier ist jeder Stein ein Blatt, das uns Aufschluß über die Geschichte vergangener Tage gibt. Heideloff hat sie verstanden, es gelang ihm oft aus halbem Schutt eine Einheit zu schaffen, die harmonisch zum Ganzen paßt. Denn Nürnberg ist immer noch ein Ganzes, aber eine — Leiche. — Nur das Treiben hinter der katholischen Kirche muß man gesehn haben, es ist einzig in seiner Art und findet seinen Pendant höchstens in holländischen Städten etwa an Waffelbuden und Gurkentonnen. — Man denke sich den kleinen Platz mit schmalen hölzernen Buden bedeckt, worin zwei, höchstens aber drei Personen nebeneinander auf einer Bank Platz haben; vor ihnen befindet sich ein Brett als Tisch, ebenfalls nur wenige Zoll breit. Von außen sind diese portativen Gebaüde garnirt mit Festons von — Häringen, wovon außerdem noch auf dem Verkaufstische und in Fässern Vorrat da ist. Neben diesen Vorräten raucht auf einem aufrechtstehenden Holzklotze eine Pfanne voll Holzkohlen, die mit besonders organisirten Flederwischen angefacht werden. Kommt ein Kaüfer und

deren kommen alle Augenblicke Duzende, so sucht er sich eigenhändig einen „fetten“ Fisch aus, der, falls der Kunde sich nicht etwa mit einem geraüchertem Flunder begnügen will, sofort auf eine Gabel oder ein dünnes spitzes Holz gesteckt und gebraten wird. Es ist ebenso interessant die Geschicklichkeit zu sehn, mit welcher Frauen und Männer ohne ein anderes Instrument als einen zweiten Speil das Drehen und Wenden des nach und nach bröckelnden Fisches besorgen, als es spaßhaft ist die Züge des Kaüfers zu betrachten, dessen Appetit durch den reizenden Duft, den er während der Bereitung einathmet, sich dermaßen anregen läßt, daß er oft ungeduldig wird und mit wässerndem Munde schon die Pantomime des Kauens macht ehe seine Speise noch gar ist. — Hat der Fisch nun eine braune, glänzende Kruste bekommen, so wird er in ein Stück Makulatur geschlagen, und dies Papier dient in der Bude als — Teller. Man muß diese Gruppen des Abends sehn, wo auch wohlhäbige Pfahlbürgergesichter, denen der Häring Durst machen soll für das „Jammerthal“, die „Himmelsleiter“ oder die „Neumüllerei“, umstanden von Gassenbuben, die um ein Schwanzstück betteln, von den Kohlpfannen illuminirt werden. — In einer Zeit, in der künstliche Lichtspiegeleien, wie sie Hasenklever malt, so sehr beliebt sind, müßte ein tüchtiger Maler aus diesem Häringsmarkte ein überaus effektvolles Bild machen können, ein wahr-

haft humoristisches, echt volkstümliches Bild. Als Hintergrund die düsteren, spärlich angeleuchteten Mauern der Kirche, auf denen sich mit scharfen Lichtern das hübsche Gänsemännchen zeichnet, das dem Trödel Jahr aus Jahr ein zusieht, im Vordergrunde endlich an einer Bude die Kohlenpfanne, umdrängt von charakteristischen Figuren: die geschäftige Verkaüferin, — der corpulente Bürger mit dem Rohrstocke, der sich im Vorgefühl des prächtigen Durstes, den er eben kauft, schmunzelnd das Kinn streichelt, — ein paar Buben mit begehrlichen Gesichtern, — und endlich auch der Arbeiter, der eine Maß Bier und ein Stück Brot mitbringt und in der Bude, deren Thür er geöffnet hat um zu sehn ob sie bald leer wird, mit Hilfe eines gebratenen Härings von den Mühen des Tages ausruhen will. Dazu ein paar Befriedigte und erst Ankommende, dann ist es gar nicht schwer mit diesen Mitteln ein Bild zu schaffen, das über dem gewöhnlichen Genre steht.

Von solchem schreienden und feuerwerkerndem Leben weiß der Theresienplatz nichts. Es scheint als spüle der Regen von seinem abschüssigen Pflaster allen Lärm hinunter nach dem Obst- und Fischmarkte. Die Egidienkirche, die salva venia etwas Japanisches an sich hat, ist das am wenigsten interessante Gebaüde, das ihn schmückt, man muß den Hofraum des Kraftschen Hauses sehn um einen Begriff von den Mitteln zu

bekommen, die Nürnbergs Bürger zu verwenden hatten. Die neue Zeit baut Façaden, sie übergypst die Haüser nach der Straßenseite, hat man aber das Unglück, wie in München so oft, unvollendete lückenhafte Straßen zu betreten, so daß sich auch die Kehrseite der Gebaüde und das Innere des von ihnen umschlossenen Raumes dem Auge bloß stellt, so sieht man, daß der Neubau nur zwei Richtungen huldigt: dem Schein und der Eilfertigkeit. Die alten Reichsstädtischen Bürger bauten für sich, nicht für Andere; ihr ganzes Wesen war eine solide Beschränktheit, sie bewegten sich in abgemessenen Kreisen, aber diese Kreise zu einem vollendeten Ganzen zu machen war ihre höchste Sorge. Das Kraftsche Haus mit seinen steinernen Bogenreihen, einen offenen Altanen und dem Treppenthürmchen im Hofe ist ein Palast.

Noch andere alte Familien haben ihre Haüser an diesem Platze. Das der Tucher bezeichnet im Giebelfelde ein T mit der Freiherrnkrone darüber. Gegenüber steht die Statue eines Gelehrten, der sich über diesen Schmuck, der zu der echtbürgerlichen Stadt so gar nicht passen will, lustig zu machen scheint. In derselben Reihe befinden sich noch einige andre Haüser von zum Theil modernerem Aussehn. —

An der Thür des einen lehnte eines Tages ein Mann, der aller Wahrscheinlichkeit nach vor sehr kurzer Zeit vom Hausknechte zum Portier avancirt war und

nicht recht fassen konnte, warum er zu absolutem Nichtsthun verurteilt sei, da seine Virtuosität im Schwingen des Kehrbesens nie angetastet worden war. Was sollte er nun mit dem mächtig großen Stocke? Turnübungen anstellen, sich im Gehrwerfen üben? Er hatte eine harmlosere Unterhaltung, er stach damit nach Fliegen, denn zum Verbarrikadiren der Thüre war er noch nicht gekommen. Er konnte sich nämlich trotz der ausdrücklichen und wiederholten Befehle der Hausgebieterin nicht dazu verstehen, den Bekannten, die seit Jahren im Hause aus und ein gingen, jetzt plötzlich wie Fremden zu begegnen oder ihnen gar Herrn oder Frau Stabmeyer zu verleugnen, wenn er sie zu Hause wußte. Immer gescholten sehnte er sich nun schon ernstlich danach seine Autorität endlich einmal gegen wirklich Fremde geltend machen zu können.

Sein Gesicht klärte sich darum plötzlich auf, legte sich aber auch augenblicklich in strenge Falten als er sah, daß eine Dame unzweideutig die Absicht zeigte Herrn Stabmeyer einen Besuch zu machen. Er hatte Befehl Niemand vorzulassen. Die Dame brachte zwar hinter sich einen Bedienten mit, der Portier verließ sich aber im Notfalle auf seine Faüste, denen er ganz bestimmt mehr Gewicht zutraute als irgend einer conventionellen Rücksicht auf seine Angabe: Herr Stabmeyer sei nicht zu Hause. Was hätte sein Herr denn um ein Uhr Mittags anderwerts machen sollen? Jedermann mußte

das eben so gut wissen als er selbst. Die Abweisung enthielt also eine Beleidigung und der ehrliche Altbayer begriff auf einmal, daß er als Portier wahrscheinlich der Champion seines Herrn sein müsse. Die Gegenpartei stellte den Bedienten, der Kampf war beschlossen. Seine Fantasie hatte sich durch diese Vorstellung so erhitzt, daß er ehe noch eine Frage an ihn ergangen der Dame den Knopf seines Stabes vor die Brust hielt und ihr mit der ganzen Kraft seiner Stimme zuschrie: „Herr Stabmeyer ist nicht zu sprechen!“ Im nächsten Augenblicke trat er einen Schritt seitwerts, lehnte den Stock in eine Ecke, drehte den nie abgelegten Schlagring nach außen und nahm mit einem herausfordernden Blicke auf den steifen Diener eine Athletenpositur an.

„Dann geben Sie meine Karte ab und richten aus, daß ich Herrn Stabmeyer im bayrischen Hofe erwarte oder daß er mir die Stunde angeben möge, zu der ich ihn treffe.“

Der Portier war verblüfft. Man nahm die Herausforderung nicht an. Am Ende war die Sache nicht in Richtigkeit, er sprang also, die Karte zwischen zwei Fingern haltend, der Dame nach, die merkwürdigerweise keinen Augenblick gezweifelt hatte, daß sein Herr wirklich nicht zu sprechen sei und stammelte etwas konfus, daß er doch wol glaube, Herr Stabmeyer sei zu sprechen.

„So fragen Sie nach!“ sagte die Dame, die weit gefaßter war als der Portier und vor Allem die Sache nicht so merkwürdig zu finden schien als er.

„Ja, ich darf von der Thüre nicht weg,“ sagte er kläglich.

Nun lachte die Fremde gar .... Zugleich öffnete sich in der bel étage des Hauses ein Fenster, ein Kopf, den eine etwas monströse Haube voller Barben, Bänder und Blumen bedeckte, streckte sich hervor und rief herunter: „Hansi, was machst Du denn, siehst Du nicht, daß das eine „anständige“ Dame ist?“

„Ja, ich hab' denkt ....“

„Du hast nichts zu denken! Es wird uns sehr angenehm sein ....“

Die letzten Worte schienen eine Einladung sein zu sollen, der die Dame auch Folge leistete obgleich es ihr unmöglich war, den Portier, die Haube und die Einladung unter einen Hut zu bringen. Ihr Staunen sollte hiermit noch nicht enden. — Die Treppe war verschlossen, neben dem Glockenzuge war eine nagelneue Messingplatte, auf der gravirt stand: „J. A. Stabmeyer und Frau.“ Es erschien ein Bedienter, der die Dame über einen dicht mit alten Meubles besetzten Flur führte, von da durch drei Zimmer, in denen wahllos und offenbar noch nicht definitiv placirt neue, zum Theil prachtvolle Schränke, Tische, Stühle, Spiegel und anderes Gerät zur Schau

gestellt waren und endlich in ein viertes, das bestimmt durch das Öffnen einer Thüre vom Flur aus bequemer zu erreichen gewesen wäre. In diesem Gemache befand sich außer der Dame mit der Blondenhaube, die sich in der Nähe betrachtet als eine korpulente Vierzigerin auswies, ein hübsches Mädchen mit einem Papagei tändelnd, und ein langer hagrer Mann, dessen sehr dummes Gesicht deutlich die Verlegenheit aussprach, in die ihn eine ungewohnte Lage versetzte. Das war Herr Stabmeyer und Frau nebst Familie, letztere nämlich vertreten durch die Tochter und den Papagei.

„Mit wem haben wir die Ehre ...?“ fragte die Frau höchst unverlegen, indem sie sich mit dem Anstande einer Truthenne vom Sofa erhob und ihrem Manne, der sich in seinem neuen Hausrocke von ungerissnem Sammt mit Atlasschlitzen gar nicht wohl zu fühlen schien, einen Wink gab, der eine schiefe Verbeugung und die Wiederholung der Frage seiner Frau hervorrief.

„Ich habe mit Herrn Stabmeyer in Folge einer Anweisung von Paris aus ein Geschäft zu arrangiren“, sagte die Dame nachdem sie sich genannt. „Kann ich ihn nicht allein sprechen.“

„Ah, sehr erfreut, Frau Gräfin, es ist uns sehr schätzenswert Sie bei uns zu sehn,“ rief die Frau. „Sie sind doch eine wirkliche Gräfin, nicht wahr?

Man hat jetzt sonderbare Gräfinnen, die Gräfin Lola zum Beispiel .... aber davon kann man vor Kindern nicht sprechen. Das ist meine Tochter, Frau Gräfin, unsre Aurora, ein liebes Kind .... aber wollen Sie nicht Platz nehmen?"

"Wollen Sie nicht Platz nehmen?" echote der Mann.

"Es thut mir Leid von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. Falls ich das Vergnügen habe mit Herrn Stabmeyer zu sprechen, darf ich mir wol eine halbe Stunde in Ihrem Arbeitszimmer ausbitten. Weshalb ich komme wissen Sie, es wird genügen, daß Sie die Papiere, die ich mitbringe, durchsehn .... "

"Lieber Gott, meines Mannes Arbeitszimmer! Sie müssen wissen, Frau Gräfin, daß wir unten, ganz unten, parterre wohnten und viele Schulden auf unsrem Hause hatten, da stirbt plötzlich zuerst meines Mannes Bruders Frau, die sehr reich war, dann stirbt er selbst und er war auch sehr reich, Kinder hatten sie nicht, so kam Alles an uns. O wir haben auch sehr geweint, und ein ganzes Jahr getrauert. Es dauerte aber auch ein Jahr bis wir das Geld bekamen, die Verwandten der Frau wollten uns unser Eigentum streitig machen. O es gibt böse Menschen ..... Ja, sehn Sie, nun mußte doch Alles standesgemäß eingerichtet werden, eine Werkstatt .... wollte sagen

eine Arbeitsstube braucht mein Mann nicht mehr, die andern Zimmer sind noch nicht in Ordnung, Sie werden sich schon hier bequem machen müssen . . . . Mein Mann hat sich den Tod seines Bruders so zu Herzen genommen, und dann hat er auch so kein rechtes Geschick, ich muß überall helfen, ich und unsre Aurora. Ein sehr gebildetes Mädchen, Sie möchten es ihr nicht ansehn. Sie spielt das Fortepiano und hat jetzt schon im zweiten Jahre Tanzstunden . . . . ."

In diesem Tone ging es fort. Die Gräfin überzeugte sich bald, daß sie es hier nur mit der Frau zu thun habe und so gern sie sonst über die Parvenümenage gelacht hätte wurde ihr die Szene doch sehr lästig als Madame Stabmeyer auf den Umstand, daß sie Geld leihen sollte eine Art von Familiaretät begründete, die nicht nur den Preis des Cashmirshawls, den die Dame trug, auszukundschaften suchte, sondern auch unzweideutig davon sprach, daß man die günstige Gelegenheit benutzen würde durch einen Besuch auf den Gütern der vornehmen Schuldnerin ihre Einrichtung kennen zu lernen um die eigne danach zu dressiren. Von Geschäften verstanden die Leute natürlich so gut als nichts, sie handelten genau nach der Vorschrift des Herrn Tetarskoff, den sie über Alles priesen, weil er durch Agenten mit ihnen in Verbindung getreten war ehe sie noch in ihrem Besitze fest waren, ihnen Vorschüsse zur Prozeßführung geleistet und endlich auch

das Mobiliar direkt aus Paris besorgt hatte. Diese Geschäftsunkenntniß und getreue Befolgung fremder Anweisungen hatte ihre bequeme Seite: es gab keine sachlichen Bedenken; sie zeigte aber auch eine aüßerst peinliche, die noch, nachdem die zustimmende Unterschrift unter das vorbereitete Dokument von Herrn Stabmeyer schon mit zitternder Hand vollzogen war, herausgekehrt wurde.

Die Frau verlangte nämlich weinend und jammernd in allem Ernste einen körperlichen Eid von der Gräfin, daß die vorzustreckende Summe von dreimalhunderttausend Gulden auch dann bezahlt werden sollte, wenn die verpfändeten Güter etwa durch einen Erdrachen verschlungen, durch einen sodomitischen Feuerregen zu Asche verbrannt oder durch Wasser in unwegsame Klüfte verwandelt würden.

„Es ist unser Alles, unser Stolz und unsre Freude, das Heiratsgut unsrer Aurora . . .“ Dabei umarmte sie ihre Tochter und den Mann und war weder über die Art und Weise der Hypothezirung, die erst nach völliger Abwickelung aller Präliminarien bei der Auszahlung der Summen, für die jetzt nur Spannzettel gegeben wurden, vor dem zuständigen Gerichte geschehn konnte, noch über das Verkehrte ihrer Forderung aufzuklären. Die Gräfin mußte Zeuge einer Familienszene werden, in der Thränen in Masse verschwendet wurden, denn der Mann war durch den Gedanken an

seine Aurora ebenfalls gerührt worden und „das Kind" konnte nicht verfehlen mit zu weinen. Frau Stabmeyer ging dabei aus ihrer Rolle heraus und brauchte nicht gerade die zartesten Worte. Daß das Heiratsgut ihrer Tochter möglicherweise von Verschwendern vergeudet oder von einem Vulkane verbrannt werden konnte, brachte sie um alle Fassung. Daß die Gräfin nicht ebenfalls in Thränen ausbrach galt ihr für ein Zeichen eines verstockten Herzens . . . . Diese hätte weinen mögen, aber nicht aus Sympathie mit der Familie Stabmeyer.

Endlich beruhigte sich die Gesellschaft durch die Erinnerung an die Garantie Tetarskoffs und ließ der Gräfin Raum genug zu entschlüpfen.

„Immer noch besser der Jude mit seiner bewußten Rohheit als die unbewußte Brutalität dieser Leute. Wenn es mit dieser Steigerung fortgeht, bin ich bis Paris stumpf für Alles," dachte die Gräfin. Sie lachte beim Hinuntersteigen der Treppe nicht mehr über das: Stabmeyer und Frau. Die Familie war nur für Die lächerlich, die sie nicht brauchten. Abhängigkeit vernichtet jeden unbefangnen Standpunkt, Spott kehrt mit vergifteter Spitze vom Ziele auf den Schützen zurück, man kann über Menschen spotten, die man benutzt, aber nicht über solche, die man braucht. Man macht sich damit nur selbst lächerlich und leidet überdies durch das Gefühl des Gelähmtseins seiner Geistes-

kraft. Man entsagt ja dem schrankenlosen Gebrauche seines Gedankens. Abhängigkeit, moralisches Verpflichtetsein ist die allerschlimmste Sklaverei. Unterthänigkeit im gewöhnlichen Sinne läßt sich abschütteln, sie ist es damit schon, daß man sie nicht anerkennt, die Abhängigkeit aber, die das Gefühl des „Brauchens" hervorruft, wird man nie los. Sie bricht das Selbstgefühl und den echten Stolz: Menschen, die sich dauernd in solchergestalt abhängiger Lage befinden, werden zu Allem fähig, zu jeder Niedrigkeit und zu jedem Verbrechen, das sie nicht direkt blos stellt; sie haben sich selbst verloren und nach dieser moralischen Selbstvernichtung ist ihnen selbst ihr Inneres so wertlos geworden, daß sie nur noch für den Schein, für das was die Gesellschaft Ehre oder Schande nennt Sinn haben.

Die Gräfin fühlte und fürchtete Das.

„Du hast Dich wieder alterirt," sagte ihr Mann, „warum läßt Du mich nicht machen, ich bitte immer vergebens, und ich thue doch so gern Alles für Dich was Dir schwer ist." Er hatte sie heute erwartet und man sah, daß es ihm mit dem was er sprach Ernst war, — es war kein Campagnekamerad zu finden gewesen.

„Können wir nicht sofort weiter?"

„Unmöglich! Du greifst Dich zu sehr an, liebes Herz, ich kann es nicht zugeben, daß Du in Deiner

Raschheit Dich krank machst. — Ist denn die Geschichte hier schon in Ordnung?"

„Gott sei Dank, ja! Und ich habe nun die Überzeugung, daß überhaubt der ganze Kram in Richtigkeit ist. Warum man uns unnütz hinhält, weiß ich nicht."

„Ich will Dir sagen: hättest Du mich nicht bei dieser Angelegenheit so ganz umgangen, daß ich bis jetzt noch nicht recht weiß wie Alles in's Werk gesetzt werden soll, so könnte ich Dir auch den Grund für unsre Zwangsreise sagen. Du hast mir nicht vertraut, — ich lasse Alles gehn und werde nur bei der Ratifikation des Ganzen in Paris dafür sorgen, daß Du nicht geradezu betrogen wirst. Das Unangenehme was Du erduldest, hast Du Dir durch Deinen Eigensinn selbst zugezogen. — Aber krank werden sollst Du nicht, Du übertreibst Dich. Wir bleiben heute noch hier . . . ."

„Das heißt, Du hast etwas vor!"

„Auch das. Es gibt auf der Burg eine kleine Waffensammlung, die ich sehn will, außerdem traf ich unten im Salon Jemand, der mir das alte Tuchersche Haus, in dem jetzt die Fleischmannsche Papiermachéfabrik ist, nach allen Richtungen zeigen will. Das ist ein wunderliches Haus nach der Beschreibung meines Cicerone. Endlich finde ich vielleicht noch irgendwo etwas für meine Sammlung, wie ich in Basel durch Meyri . . . . ."

„Prächtig, Du willst Einkaüfe machen . . . .“

„Und Du, lieb Herz, wozu hast Du Deinen Rubinschmuck mitgenommen? Zu Visiten doch sicher nicht, sondern zum Juwelier.“

„Gewiß, denn die Fassung ist ganz veraltet, die Steine müssen neu montirt werden. Das ist notwendig, aber Deine Rüstungen . . . .“

„Kosten weit weniger, also wenn von Ausgaben die Rede ist, mußt Du schweigen. — Die Sache ist,“ sagte er ernst, „daß wir in der That gar keine Ausgaben machen sollten, und daß wir hoffentlich Beide so vernünftig sein werden, Du Deine Rubinen ungefaßt zu lassen und ich Rüststücke . . . wenn sie theuer sind, dem Trödler. — Komm' Herz, wir wollen eine Promenade machen.“ — —

Die Reise nach Basel heiterte die Gräfin nicht auf, sie war für Alles theilnahmlos geworden was nicht mit der Beendigung ihres Geschäftes in Beziehung stand. Hier hatte sie indeß wenigstens einen Banquier, einen Mann, der ein Drittel der ganzen Anleihe gezeichnet hatte, zu besuchen; das Schlimmste, die kleine ungezogne Gemeinheit war also nicht zu fürchten. Als man ihr das stattliche Haus des Herrn Ezechiel Düvernoy in der Nähe des Münsters zeigte und sie die großen Mahogonithüren vor sich sah wurde ihr leichter als seit langer Zeit. Sie blickte an sich herunter und fand ihre Toilette in der That kleidend

genug um mit und an ihrer Person bei einem ersten Begegnen einen angenehmen Eindruck zu machen.

Sie wurde gemeldet und augenblicklich in ein Empfangzimmer geführt, das zwar düster aussah und keine Vorliebe für Pracht verriet aber doch durch peinliche Nettigkeit und den Wert des Materials ein gutes Vorurteil für den Besitzer hervorrief. Nachdem man sie einige Zeit allein gelassen hatte öffneten sich die Flügelthüren in ein benachbartes Gemach, ein Diener lud sie mit stummer Verbeugung ein sich hinein zu bemühen und zog sich, nachdem er die Thüren hinter ihr wieder geschlossen, augenblicklich zurück.

Auf einem hochlehnigen Armstuhle saß ein Greis, offenbar körperlich zu schwach um dem Besuche entgegen zu gehn. Sein Gesicht hatte etwas überaus Gutmütiges, man hätte viel Vertrauen zu ihm haben können, wäre sein Blick nicht zu leicht himmelnd und seine Stimme allzu salbungsweich gewesen.

Er entschuldigte sich höflich und bedauerte, daß es ihm „nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse" unmöglich sei die Honneurs seines Hauses gebührend zu machen, bat aber zugleich dringend die Gräfin möge auf dem Divan neben ihm Platz nehmen, da es sich nicht gezieme, daß „Gottes Creaturen einander auch nur scheinbar ein Zeichen der Mißachtung gäben."

Die Gräfin legte ihm das Portefeuille mit den Papieren vor, er laütete die silberne Tischglocke, die

vor ihm stand und ließ sich von einem ebenfalls alten Manne, der das Ansehn eines Buchhalters hatte, ein Päckchen Briefe, die er nach der Nummer bezeichnete, bringen. Mit großer Sicherheit traf er die gesuchten und las einige Seiten darin indem er das Schriftstück weit von den Augen abhielt.

„Ein wahrer Christ, der das Gebot der Nächstenliebe und das schöne Gleichniß von dem Sünder, der Buße thut und darum dem Vater im Himmel lieber ist als neun und neunzig Gerechte in sein Herz gefaßt hat. Denn der Herr will nicht, daß der Sünder verloren gehe. — Sie haben einen edlen Freund an dem Manne, dem mein Lobspruch, den mir Gott vergeben möge, wenn ich zuviel gesagt, gilt. Halten Sie ihn lieb und wert den theuren Mann, denn er ist nach dem Herzen Gottes. Er will nicht, daß der Leib allein gerettet werde, sondern daß auch die Seele gesunde.“

Sollte sie hier eine Predigt anhören? Das war eine neue ausgesuchte Qual. Sie fing nun schon an eine Absichtlichkeit zu vermuten, sie haßte Herrn Tetarskoff instinktiv. Vielleicht konnte sie hier etwas über den ihr völlig fremden Mann erfahren, der seine Gefälligkeit mit so viel Widerwärtigem verbrämte. Sie sah nebenbei auch ein, daß es unklug von ihr gewesen nicht überhaubt vorher über jeden Einzelnen, mit dem sie zu verhandeln hatte, Erkundigungen eingezogen zu

haben. Sie hatte sich auf ihre Weltkenntniß und ihre Umgangssicherheit verlassen aber vergessen, daß sie sich hier auf einem Terrain bewegen mußte, auf dem sie mit jedem Schritte mehr Boden verlor. Hätte sie einfach einen Creditbrief zu präsentiren gehabt, so wäre der Verkehr einfach und leicht gewesen, aber so war es nicht: sie brauchte auch diesen Mann und vor Allen Den, der die ganze Sache leitete, jenen Tetarskoff, den sie darum auch zu allermeist haßte.

„Können Sie mir nicht etwas über diesen Herrn sagen, der sich in der That meiner Verlegenheit auf rätselhaft freundliche Weise annimmt? Ich sah ihn meines Wissens nie und bin ihm so sehr verpflichtet, daß meine Neugier gewiß hinlänglich gerechtfertigt ist, wenn ich auch die Hoffnung habe durch persönlichen Verkehr bald ein Bild von ihm zu bekommen.“

„Des Menschen Äußeres ist nur die schlechte Schale seines ewigen Theiles, und ein Bild seiner edlen menschenfreundlichen Seele muß Ihr dankbares Herz schon jetzt erfüllen, wie dies auch unzweifelhaft der Fall ist. Ich selbst kenne ihn nicht. Geschäftsverkehr, wie ihn selbst das heilige Buch dringend anempfiehlt, da jener Knecht, der sein Talent vergrub, gezüchtigt ward und verwiesen vom Antlitze des Herrn, während die Anderen, die das geliehene Gut verfünffacht und verdoppelt hatten, belobt und belohnt wurden, Geschäftsverkehr, den er wie ich zum Nutzen und

Frommen der Menschen treibt, führte uns in Berührung. Ich lernte ihn achten, er ist ein umsichtiger Mann, auf dem die Hand des Herrn ruht und ihn stark macht. Darum auch zögerte ich nicht meine Hilfe anzubieten für einen Zweck, den er einen guten genannt . . . . ."

Er ließ nunmehr der Dame Zeit sich ein Bild des "ewigen Theiles" ihres edlen Freundes aus dem was Herr Duvernoy über ihn gesagt, herauszugestalten, während er mit großer Ruhe und Sorgfalt das Fascikel Papiere, das zu Ende jeder Seite ein Visum von Tetarskoffs Hand zeigte, durchsah. Das Examen schien ihn zu befriedigen, er schellte auf's Neue und ließ sich Feder und Dinte bringen um das Dokument zu unterzeichnen. Damit war aber das Geschäft keineswegs beendet, der Banquier verwandelte sich nun ganz in einen Missionär und Proselytenmacher, stellte der Gräfin vor wie sie leider in der Finsterniß des Papismus erzogen sei und fern von der Sonne des reinen Glaubens in ewiger Sehnsucht dahin schmachten müsse, wenn sie die Gelegenheit, die ihr offenbar durch eine besondre Gnade Gottes die Hände reiche, nicht benutze um zerknirscht und aufgehend in wahrer Andacht dem Herrn in "reiner" Weise zu danken und ihm feierlich zu geloben: abzuschwören die Irrtümer der Finsterniß, durch die auch die irdischen Augen dermaßen geblendet worden, daß das Unglück sich einschleichen konnte in

Kisten und Kasten. Er stellte ihr vor, daß die Verlegenheit, in der sie sich befinde, und die sie statt mit Weltkindern mit gottesfürchtigen, dem wahren Glauben zugethanen Männern in Berührung bringe, an deren Verhältnissen sie sehn könne wie der Herr seine Kinder schütze und segne, nichts als eine Schickung sei, durch die sie zum Heile ihrer Seele zwiefach gerettet werden müsse, wenn das Werk der Liebe, das Tetarskoff gestiftet, nicht an ihrer Herzenshärtigkeit zu schanden werden solle.

„Meine Tochter im Herrn," rief er emphatisch aus, „der Zorn dessen der da ist über Allem was ist, war und sein wird, der Zorn des Herrn über Sturm und Sonnenschein, über Glück und Unheil, dieser Zorn ist das schlimmste aller Übel, die den Menschen treffen können und er wird unzweifelhaft über jene Unglücklichen kommen, die sein Wort vernehmen und es von sich weisen, die weder durch ernste Mahnungen zur Buße bewegt, noch durch liebevolle Aufmunterung dem Heile gewonnen werden. Dreimal Wehe ihnen, sie werden zu Grunde gehn an Fleisch und Seele, sie werden ein Spott und ein Elend sein in dieser und jener Welt und die Rute des Allmächtigen wird sie hier geißeln, dort aber verweisen in den Abgrund wo Heulen und Zähneklappern ist, dieweil sie sein Wort verachtet haben und seine Diener von sich gewiesen."

Er hielt während des ganzen Sermones die ausgefertigten Papiere immer noch in der Hand und machte es so seinem gelangweilten Gegenüber unmöglich zu entkommen. Die Dame machte zuletzt schon ein ganz überzeugtes Gesicht und versprach sich zu belehren, da sie mit Schmerz sah, daß der Banquier-Missionär sein Thema nicht überdrüßig bekam obgleich er sich immer im Cirkel bewegte. Das Versprechen wirkte, sie erhielt ein Paket voller Traktätchen und die Anweisung wie sie als ersten Beweis ihrer Sinnesänderung eine Opferspende zur Verbreitung des Glaubens los werden könne, das dreimalige Wehe polterte noch einmal hinter ihr drein, — und so war sie endlich entlassen. —

Die Schweiz ist das stabilste Land von der Welt, man wird noch viele Sonderbundskriege durchzufechten haben ohne je einen wirklichen Sieg zu erringen. Der Grundzug des Schweizercharakters ist eine gewisse Starrköpfigkeit, sie weichen nicht einen Schritt von dem ab was sie sich vorgesetzt und ihre Überzeugungen bleiben sich ewig gleich, die Zeit hat wenig oder gar keinen Einfluß auf sie. Man würde wieder Schlachten wie bei Morgarten, Sempach, Murten und St. Jakob schlagen, aber der Winkelried, der in die Eidgenossenschaft selbst hinein der Freiheit eine Gasse brechen wollte, würde umsonst seine Brust durchbohren, es schritte über seine Leiche Niemand vorwerts. Die

Schweiz ist konservativ im höchsten Grade, auch die sogenannten Liberalen sind es hier mehr als anderwerts. Das mag daher rühren, daß die protestantischen Kantone im allgemeinen zu wohlhabend und die katholischen zu arm sind. Tessin zum Beispiel leidet genau unter denselben Schrecken, die Oberschlesien niederhalten: Bildung und Erziehung des Volkes sind materiell und moralisch unmöglich gemacht. Basel (Stadt) ließe sich dagegen fast mit der preußischen Provinz Pommern vergleichen, wenn man an die Stelle der pommerschen Derbheit und des Bauernstolzes nur eine gewisse raffinirt quietistische Übersättigung setzt, die sich in kopfhängerischer Schleicherei äußert. Im Übrigen hat auch der pommersche Bauer weit mehr echten Aristokratismus als der pommersche Junker. — Die Stadt Basel selbst ist eigentlich ein Widerspruch gegen ihre Gesinnung, nehmen wir die Gegend am St. Paulsthore aus, so macht sie wol den Eindruck einer altertümlichen, keineswegs aber finstern, verdumpften Stadt. Es ist ein Rätsel, daß sich grade hier eine so kindisch zopfige Aristokratie und ein so vernagelter Pietismus ausbilden konnte. Es läßt sich nicht leugnen, daß das katholische Elend im Tessin noch ein, wenn man so sagen kann, heitres, glänzendes ist, aber es ist unbegreiflich wie ein so freudloser Putzscheeren- und Nebelkappenkultus, der alle Lichter auslöscht und kalte Nacht über alle Augen stülpt, wie die basler Orthodoxie,

fanatische Anhänger finden konnte. Es läßt sich begreifen, daß der Katholizismus eine Hölle braucht und intolerant ist, aber der Teufel im Protestantismus ist ein ernsthafter Harlekin, und nun gar der basler Teufel und die basler Intoleranz . . . ! Der Jude und der Katholik können starre, mitunter selbst unsinnige Dogmen haben ohne daß man darüber lachen muß, weil die Natur ihres Kultus eine positive (geoffenbarte) ist; der dogmatische Protestantismus aber ist eine so grenzenlose Albernheit, so unpoetischer Nonsens, daß er gar nicht zu ertragen ist: das Wesen des Protestantismus bleibt immer die Negation und diese kann keine Dogmen haben. Wir können im Katholizismus auch dort wo uns den Konsequenzen gegenüber menschliches Schaudern ergreift noch die glühende Fantasie der Erfinder bewundern, während wir uns bei dem formulirten und verbrieften Protestantismus vor der Schlußunfähigkeit seiner Schriftgelehrten entsetzen müssen. Stabiler Katholizismus ist denkbar, orthodoxer Protestantismus aber ist eine contradictio in adjecto, eine ganz unbegreifliche Dummheit; jener setzt Alles nur nicht den Gedanken, ihm steht also von Rechtswegen Alles frei was mit dem Gedanken nichts gemein hat, — dieser aber setzt *einen* Gedanken und will die andern ausschließen, er negirt und will bestimmen *was nicht negirt* werden darf: das ist heillos. — Und in dieser Richtung sind die Basler seit je Meister,

sie knüpfen sogar in Eisenbahnwaggons Bekehrungsversuche an.

Der Gräfin wurden die guten Lehren, die zugleich zwischen den Zeilen Vorwürfe über ihren früheren, mutmaßlich ungottseligen Lebenswandel enthielten, dazu noch in einer gewissermaßen patronisirenden Weise ertheilt, die sie vollends unerträglich machten.

„Ich bekam eine Predigt in den Kauf, aber ich bekam die Unterschrift auch," sagte sie mit einem Ausdrucke, der schon an Selbstverachtung grenzte, ihrem Gemale, der unterdessen einen Panzerhandschuh gekauft hatte, von dem ihm versichert worden war, daß er auf dem Schlachtfelde von St. Jakob an der Birs gefunden worden. —

In Straßburg blieben sie nur um zu diniren. Von da ging es in raschem Fluge nach Paris.

Paris hat keine Physiognomie, denn es hat alle. Es ist ein selbständiges Exemplar der Gesellschaft, eine Wiederholung aller irgendwo vorhandnen Tugenden und Laster auf dem Raume von 34 Quadratkilometres.

Die Reisenden bezogen ein Logement im Hôtel Meurice, rue Rivoli, und die Gräfin schrieb sogleich ein Billet an Herrn Tetarskoff, der seine Adresse: Boulevard de la Madeleine, an der Mündung der Rue Duphot gegeben hatte. Am anderen Morgen wurde ihr seine Karte gebracht, er hatte die Reiseermüdung nicht so hoch angeschlagen und war noch nach der Oper

eingetreten. Das sah wenigstens nicht so aus als wolle er allen Chikanen die Krone aufsetzen. Der Graf hatte eine „voiture de remise,“ eine hübsche Berline bestellt, d. h. er war seiner Neigung folgend selbst zu dem Wagenverleiher gefahren und hatte es durch seine Pferdeliebhaberei und seine Kenntnisse in dieser Richtung dahin gebracht, daß ihm ein ganz allerliebstes Gespann ohne Aufschlag der Taxe zur Verfügung gestellt wurde. Es war abgemacht, daß die vorlaüfige Rücksprache von der Gräfin allein besorgt werden, bei der Ratifikation aber der Graf zugezogen werden sollte. Auf der Karte waren Stunden notirt für das Geschäftslokal des Hauses Brèsmenil und andere für die Privatwohnung Tetarskoffs, die letzteren waren unterstrichen. Die Gräfin fuhr zu ihm.

Sein Haus, das augenscheinlich nur von ihm allein bewohnt wurde, glich mehr dem Logis eines reichen Junggesellen, der auf angenehme Weise seine Rente verzehren will und um nicht nach außen zu viel zufällige Ausgaben zu haben die eigne Wohnung so hübsch als möglich macht damit es ihm bei sich gefalle, es glich mehr dem Hause eines wohlhabenden, müssigen Mannes von Geschmack als dem Aufenthalte eines Zahlenmenschen. Wenigstens machte die erste Etage, in welche die Gräfin geführt wurde, diesen Eindruck.

Die in einandergehenden Zimmer, deren Thüren geöffnet waren, bildeten eine Gallerie voll kostbarer Gemälde, Büsten und andrer Kunstgegenstände, das Warten konnte hier nicht schwerfallen . . . .

Und die Dame hatte nicht lang zu warten. Herr Tetarskoff warf nur einen langen forschenden Blick in den Spiegel seines Ankleidezimmers, dann trat er ein. Es schien als ob beim Anblicke der Gräfin ein leichter Schauer über seine Glieder gerieselt wäre.

Er war eine jener zähen Figuren, die an dem Embonpoint des Alters nie Theil haben, sein Wuchs hatte noch jugendliche Eleganz obgleich sein Haar grau und sein Gesicht farblos und runzlig war. Auch seine Augen hatten schon gelitten, er trug eine mattgrüne Brille, die es nebenbei sehr erschwerte seine Gesinnungen zu erraten. Es war eine diplomatische Brille, welche seinen Gast trotz der affablen Manieren des Wirtes genirte, zumal da durch seine zuvorkommenden Bewegungen immer eine gewisse ernste Zurückhaltung hindurch sah. Im Übrigen wußte er der Dame Alles zu erleichtern, ein Blick in die Papiere genügte ihm, in wenigen Augenblicken war er fertig.

„Es ist ein eigentümliches Geschäft das wir hier abschließen," sagte er dann. „Ich fürchte es ist zu spät. Übersehn Sie die Verpflichtungen, die Sie übernehmen, nochmals genau, — es ist unmöglich, daß wir billigere Bedingungen stellen, aber dennoch wird

und muß es Ihnen schwer werden sie zu erfüllen. Ich weiß, daß die Güter mehr Wert haben als die Taxe besagt, aber sie werden auch nur bei Selbstbewirtschaftung das Kapital bis zur Taxe mit fünf bis sechs Prozent verzinsen, was drüber hinausliegt läßt sich nur in guten Jahren rechnen, — die Landwirtschaft ist mitunter ein Spiel, in dem die Elemente alle Trümpfe haben.

„Wir geben Ihnen das volle Kapital bis zur Taxe, setzen Sie dadurch in den Stand alle eingetragnen Schulden abzuzahlen und außerdem das Plusinventarium Ihrer Pächter zu erwerben. Die Güter sind in der That, wie ich durch genaue Berichte weiß, jetzt in ganz anderem Zustande als bei der Übergabe an die Pächter. Diese Leute haben es Ihnen unmöglich machen wollen Ihre Besitzungen je wieder zurück zu nehmen, sie sind darüber reich geworden, während Sie nur Verluste hatten. Die Revenue muß also eine überaus große sein können, vergessen Sie aber nicht, daß Sie selbst durch unsre Manipulation nur scheinbar in den Besitz kommen, daß wir die wirklichen Eigentümer ihrer Güter sind. Es gehört Entschlußfestigkeit und Resignation dazu Ihre Gewohnheiten abzustreifen und so die Mittel zu erwerben nicht blos die Verzinsung, sondern auch die Abzahlungsfristen einzuhalten. Einem Ihrer Landsleute, der sich in noch schlimmerer Lage befand, ist es gelungen, ich konnte ihm sogar

später, da ich seinen Fleiß und seinen ernsten Willen ehren mußte noch einige Erleichterungen bieten. Es ist das meine Weise zu spekuliren, ich spekulire auf die Menschen, nicht auf die Hypothek. Er schrieb mir von Ihnen, ich war bereit. An Ihnen ist es nun seine Empfehlung und mein Vertrauen zu rechtfertigen. Daß ich dagegen auf die Erfüllung der Bedingungen rücksichtslos dringen muß, liegt in der Natur der Sache. Sie sind erfüllbar, wenn es Ihnen darum zu thun ist sie zu erfüllen. Ich gehe bis dahin neue Verbindlichkeiten ein und kann unmöglich irgend einen braven Mann im Stiche lassen, weil Sie Ihres Versprechens nicht eingedenk sind. Man zahlt mit Hypotheken keine Wechsel und kann sie nicht in der Bank verpfänden, Banquiers müssen ihrer Eingänge auf die Stunde gewiß sein, drum ist es ein Wagniß in meiner Weise zu spekuliren und zugleich anderen Verkehr zu treiben. Was endlich das Kapital anbelangt, das Ihnen nach dem Testamente Ihres Großvaters aus dessen Verlassenschaft noch jetzt vorenthalten wird und das allerdings Ihre Lage bedeutend änderte, so wird sich erst dann Klares über Ihre Ansprüche sagen lassen wenn gewisse Papiere, die sich in Ihrem Archive vorfinden müssen, produeirt sind. Ich sende Ihnen wie ich schon die Ehre hatte Ihnen zu schreiben einen sehr wohl unterrichteten jungen Mann, der Sie in keiner Weise geniren wird, dessen Aufgabe aber ist genaue Ertrags=

rechnungen für mich zu führen, wozu Sie ihm die nötigen Mittel und Wege anweisen werden, — er wird auch das Ordnen des Archivs übernehmen und auf diese Weise im Stande sein Ihnen vielfache Dienste zu leisten. Er ist des Deutschen vollkommen mächtig, bescheiden und still, die Befürchtungen, die Sie im voraus seinetwegen aussprachen, werden keine Begründung finden. Ich kann mich auf ihn verlassen, und daß es zur Wahrung meiner Interessen einerseits, so wie andrerseits, damit Ihnen in unvorhergesehnen Fällen von mir kein Unrecht geschieht, einer solchen Mittelsperson bedarf, unterliegt keinem Zweifel. Sie haben nur mit mir zu thun, die Subsidien der andern Herren waren nur für den Augenblick nötig . . . . ."

„Warum ersparten Sie mir dann den Weg zu Menschen der Art nicht?"

„Ich gestehe es, ich that es mit Absicht. Sie sollten die Bedeutung des Geldes auf der einen Seite richtig fassen, damit Sie wissen aus welchem Schmutze es der Bedürftige holen muß; während Ihnen auf der andern grade die Misère, die daran klebt, den Unwert des Metalls in andrem Sinne als in dem Sie es bisher verachtet, klar machen sollte. Es geschah um, falls Ihr Entschluß Ihr Vermögen wieder zu erlangen fest steht, Sie darin zu befestigen, oder, falls Sie nicht ernst an Ihre Lage gedacht hatten, ernste Gedanken in Ihnen zu wecken."

„Sie sind offenbar sehr reich, da Sie Geschäfte von diesem Umfange aus „Liebhaberei“ treiben wie Sie sagen.“

„Gräfin, ich war blutarm.“

„Ich meinte nur, daß Sie dann auch mitunter in Ihren Bedingungen die Laune des Liebhabers walten lassen. Ich finde weder den Zinsfuß hart, noch die Fristen besonders gespannt, ich dächte indeß . . . .“

„Denken Sie nie etwas Anderes als daß ich ganz besondere Lust habe Ihre Domänen nicht blos faktisch sondern auch offen mein Eigentum zu nennen. Es ist ein offner Krieg zwischen uns, in dem ich nur durch Ihre moralische Kraft geschlagen werden kann. Ich wünsche Ihren Sieg, aber ich benutze Ihre Niederlage. Grund zu klagen geb' ich Ihnen nie, aber fassen Sie die Lage der Dinge aus diesem und keinem andern Gesichtspunkte auf. Ich bin Ihr treuster Freund und Ihr gefährlichster Feind zugleich.“

„Ich war im Begriffe Ihnen zu danken, Sie entheben mich dessen durch Ihre Erklärung, mag denn also der freundschaftliche Krieg zwischen uns beginnen. Wenn wird Alles zur Unterzeichnung bereit sein?

„Da Ihr Herr Gemal davon Kenntniß zu nehmen wünscht, werde ich die Ehre haben Ihnen noch im Laufe dieses Tages Nachricht zu geben. Sobald Sie in Ihrer Heimat anlangen, werden Sie mit meinem Sachwalter Hand in Hand die nötigen,

gerichtlichen Schritte thun, die Summen werden Ihnen zur Verfügung stehn und sogleich an die betreffenden Personen auszuzahlen sein. Sie haben keine weitere Unbequemlichkeit mehr als hier in Duplo den Contrakt zu unterzeichnen. Spätestens morgen elf Uhr ist also alles in Richtigkeit und Sie — wieder aus der passiven Rolle gerissen, die noch im Momente so drückend auf Ihnen liegt.“ —

Fünf Minuten nachdem die Dame das Zimmer verlassen, bestellte Tetarskoff seinen Wagen und fuhr nach dem Boulevard d'Enfer.

Zweites Kapitel.

Rue d'Enfer.

Daß es den Orthodoxen keiner Farbe möglich ist ihr religiöses System ohne Lästerung ihrer eignen Gottesidee festzuhalten geht am schroffsten aus der Vertheidigung der althergebrachten Barbarei in unsrer Kriminaljustiz hervor, die vorzugsweise von den „Frommen“ übernommen ist. Ein direkter göttlicher Befehl, eine himmlische Kabinetsordre, die natürlich kein Datum hat und für die jeder vernünftige Nachweis mit einem Augenverdrehn abgelehnt wird, befiehlt die Todesstrafe, — darum kann sie in Preußen zum Beispiel, wo der fromme Spuk bekanntlich furchtbarer als irgend wo anders umgeht, nicht abgeschafft werden. Was sich der „absolut gute“ Gott nicht Alles von diesen berliner Blausaürefabrikanten gefallen lassen muß! Wie sich die Güte Gottes überhaubt mit all den Reskripten verträgt, die schändlicherweise der Inspiration eines höchsten, „allgerechten und allweisen“ Wesens zugeschrieben werden, mag Einer auszukundschaften

suchen! Genug, die gotteslästerliche Barbarei wird nach wie vor gottgnädig in Gottes Namen geübt, Beccaria schrieb umsonst, die Menschlichkeit und die Wissenschaft verschwenden ihre Mühe an der Verstocktheit pietistischer Machthaber. — Wir erinnern uns, daß in der scholastischen Zeit der Kniff erfunden worden die Resultate philosophischer Forschungen als etwas Selbständiges zu betrachten, das ohne allen Einfluß auf religiöse Doktrinen bleiben müsse. Man negirte flott weg, lehrte aber zugleich „Geoffenbartes“ als unumstößlich. Natürlicherweise kam indeß doch Einer oder der Andre darauf seine gefundnen Schlüsse anzuwenden, da ging es denn der Offenbarung vor dem Löthrohre der Urteilskraft schlecht genug. Statt nun aber der Vernunft ihr gutes Recht zu lassen und das Erkannte zu benutzen erließ die Sorbonne ein merkwürdiges Edikt, das streng verbot andre Resultate zu finden als die von der Kirche vorgeschriebenen. Die Idee ist zwar etwas stark, das heißt doch die Köpfe gradezu vernageln, aber sie zu verlachen ist uns so lang nicht erlaubt, als das Auftreten der Criminalgesetzgebung unsrer Tage genau dieselben Schranken hat.

Man weiß seit je von dem Einflusse des Temperaments auf die Handlungen des Individuums; die Phrenologie, so dunkel sie auch im Ganzen noch ist, gibt über einzelne natürliche Anlagen doch schon die

allergenaueste Kunde, und daß endlich die Organisation des ganzen Körpers entschieden auf die Art der Thätigkeit der Person influirt, wird Niemand leugnen mögen, — gleichwohl aber haben wir noch die alten abstrakten Verbrechensbilder und die absurden barbarischen Strafen dafür. Man kennt die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen, aber man wendet sie nicht an. Ganz wie in den Annalen der Scholastik. Und das Edikt der Sorbonne wird dadurch supplirt, daß man die Negation des Verbrechens, durch unsrerseits supplirte Anwendung wissenschaftlicher Sätze, selbst für ein Verbrechen hält. Die Kriminaljustiz ist eine Henkerwirtschaft, nicht aber was sie sein sollte: ein Zweig rationeller Arzneikunde. Allerdings steht die Arzneikunde selbst noch mit einem Fuße in der Barbarei und befaßt sich analog der Justiz mit abstrakten Krankheitsvorstellungen, während sie auf ihrer Höhe mit jedem konkreten Falle ein neues Bild haben müßte. Es gelingt daher der curativen Pflege wol oft die Krankheitserscheinungen zu heben, ohne jedoch den wahren Krankheitsgrund, der kaum bei zwei unter zehn Organismen derselbe sein dürfte, zu beseitigen oder auch nur zu erkennen. Das Edikt der Sorbonne spukt hierbei auch. Der Dualismus ist einmal angenommen und selbst die widersprechendsten Erscheinungen müssen auf ihn zurückgeführt werden, obgleich er in der Wissenschaft von vornherein als eine Ketzerei dasteht.

Man sieht die Einwirkung der Affekte auf den Körper, man benutzt selbst Zerstreuung, Schauspiele und Lektüre als Heilmittel ohne bei Annahme des Dualismus im Menschen eine andre als eine geschraubt künstliche Erklärung für so erzielte Resultate finden zu können, während sie, wenn man den Organen ihr volles Recht läßt, auf der Hand liegt. Die Wirkung ist dann eine einfach direkte, unmittelbare und der Erfolg ein notwendiger. Es ist unglaublich wie hinderlich die vorgefaßte, durch nichts unterstützte Meinung überall ist. Die krankhaften Erscheinungen bei sogenannter Geistesstörung sind so auffallend körperlich, die Verstimmung des Organismus eine so unzweifelhafte, daß es in der That schwer zu begreifen ist wie man zu der Annahme kommen konnte, die „Seele" sei es, die zuerst ihr Gleichgewicht verloren und auf den „Körper" zurück gewirkt habe. Man verwechselt eines Vorurteils wegen Ursache und Folge.

Ebenso unerklärlich blieben dadurch Krankheiten einzelner Organe, die ganz und gar Folgen der Affekte sind. Wie will man in einigermaßen glaublicher Weise begreiflich machen, daß sich dieser oder jener Affekt auf dieses oder jenes Organ niederschlagen und es krankhaft oder heilend afficiren müsse, wenn man dem Organe selbst nicht erst eine höhere Bedeutung, eine Bestimmung gibt, die mit jenem Affekt in intimster Verbindung steht? Wie will man erklären, warum die

„Seele“ sich darauf kapricionire, durch gewisse Aufregungen immer dieselben Organe leiden zu lassen? — O das Edikt der Sorbonne! Mit sehenden Augen blind zu sein, nur um eine alte Vorstellung nicht umzuwerfen, die rein fantastisch ist und nur einer falschen Eitelkeit schmeichelt! Es ist weder eine vollständig vernünftige Arzneikunde, noch eine civilisirten Zuständen in Wahrheit angemessne Kriminaljustiz denkbar so lang der Glaube an den Dualismus nicht ausgerottet ist. In ihm wurzelt aller Irrtum und alle Barbarei, durch ihn wurden die Verzerrungen menschlicher Zustände, die zwei Drittel der Gesammtbevölkerung der Erde zum Elende verdammen, möglich. Durch ihn läßt sich jede Grausamkeit, jede Trägheit und das Scheußlichste des Scheußlichen selbst, jene greinende Frömmelei, die ihre eigne gemeine Rachsucht hinter „göttliche“ Befehle versteckt, rechtfertigen.

Aber die Axt ist an diesen Baum gelegt, ein zweiter Bonifacius schlägt die Physiologie, die Wissenschaft der Erlösung vom Übel, die Quelle wahrer Sittlichkeit, den Zauberbaum zusammen . . . . . die Gaffer erwarten einen Blitz der Rache, die Thoren, der Blitz kommt, aber er zündet ihren, mit dem Baume zugleich niedergeworfenen Kram an und dieser Brand ist eine Fackel, eine Hochzeitsfackel, welche die Vermälung des Gedankens mit der Natur beleuchtet. Und

diese Ehe ist unlöslich, sie wird im Himmel und auf der Erde geschlossen sein.

Krankheiten, also Hindernisse, die sich der normalen Entwickelung des Organismus in den Weg stellen; Überbildungen, Bevorzugungen einzelner Organe, durch welche das Gleichgewicht des Ganzen gestört wird, führen am leichtesten zu gründlicher Erkenntniß der Norm für das Ganze und der speciellen Bedeutung der Organe selbst. Treue Krankheitsgeschichten, die nicht zu einem dogmatischen Schlusse kommen und nicht einzig und allein den Zweck haben den Belag für ein abstraktes Bild zu liefern, helfen jenes Erkennen vermitteln. Das Kuriren nach Symptomen allein ist eine reine Baderwirtschaft, der wirkliche Arzt muß durchaus Physiolog, Menschenkenner und vor Allem divinatorisch begabt sein. Er muß die ganze Lebensgeschichte, er muß auch die sogenannte geistige Entwickelung seines Patienten kennen und fähig sein diese Elemente zur Begründung der symptomatischen Krankheitserscheinungen zu benutzen. Es gibt ärztliche Genies, die durch Intuition das Fehlende ergänzen, aber erzogen werden sie noch nicht.

Ganz dieselben Requisite braucht die Kriminaljustiz, ganz dieselben jeder Mensch, der über einen andern urteilen will ohne ungerecht zu sein. Es genügt gar nicht zu wissen, daß Unterleibskranke hypochondrisch sind und mitunter Vorstellungen haben, die der Wirk-

lichkeit fern liegen, sondern man muß im Leben und vor Gericht Bezug darauf nehmen. Vor Gericht nun gar. Es sollte nie ein Mensch abgeurteilt werden ohne daß festgestellt wird durch welche subjektiven und objektiven Einwirkungen er zu der That kam, die ihn anklagt. Bei solchem Verfahren würde sich die Zahl der „Verbrecher“ sehr rasch vermindern und die Geschworenen selten ein verdammendes Verdikt fällen müssen. Man würde unter hundert Beispielen sogar kaum einmal die natürliche aprioristische Anlage finden, während aus den übrigen neun und neunzig sattsam hervorginge, daß es die „Gesellschaft“, die jetzigen verkehrten Institutionen waren, die den Organismus dahin stimmten und präparirten, daß seine „verbrecherische“ That ein notwendiges Resultat der Verhältnisse wurde. Es gibt jetzt wo die Zustände selbst Verbrechen sind, die ihr Recht haben, nur imaginäre Verbrechen, nur relativ verbrecherische Thaten, bei natürlichen, sittlichen Zuständen, bei vernünftiger, reinmenschlicher Ordnung verliert auch diese Kategorie ihre Möglichkeit. — und, wir sagen es allen Theologen und Juristen der Welt zum Trotz: das Verbrechen an sich, das absolut Böse hat nie existirt. Die Mühe der Jahrhunderte, (die an diesem fleischlosen Knochen nagte und so auf einen neuen noch viel alberneren Dualismus kam als der Witz der Realisten und Nominalisten, der Sektirer, die man verbrannte, und der Narren, die man

kanonisirte,) ist verloren, — das Böse, dessen Ursprung sie finden wollten, existirt gar nicht. So wie die Natur in ihrem genetischen Gange durch fortwährendes Experimentiren unwillkürlich Verbindungen zu Stande brachte, die wir Gifte nennen, wie sie Organismen schuf, die uns als Ungezieser erscheinen, — so schuf der experimentirende Gedanke seinerseits auch Zustände, die giftig und ungezieferhaft sind. Es hat kein Gedanke existirt, der nicht seiner Zeit ein notwendiger gewesen wäre, sogar die Hexenprocesse, die Inquisition und die Judenverfolgungen haben ihr Recht gehabt. Die römischen Kaiser hatten von ihrem Standpunkte aus gute Gründe die Christen als eine staatsgefährliche Sekte zu verfolgen. Die Erfolge haben es gezeigt. Das Christentum, damals noch ein weicher Liebes- und Friedenskultus, arbeitete den Barbaren vor, die Kraft Roms war gebrochen, die Eroberer hatten die halbe Partie voraus. Nero that instinktiv was Julian der Apostat, der eigentliche Grenzstein der Heidenzeit, später mit Bewußtsein zu thun versuchte. Es war zu spät, der neue Gedanke besiegte den alten. All jenes Treiben war giftpflanzenhaft, die Inquisitoren und Hexenrichter sind ekelhaftes Geschmeiß, aber Verbrecher waren sie so wenig als ihre Opfer. Sie waren zu ihrer Zeit sogar im Rechte. Ihre Grundsätze in's neunzehnte Jahrhundert hinüberschleppen zu wollen ist dagegen wie all der mittelalterliche Unfug,

der noch besteht, ein relatives Verbrechen gegen uns und unsre Zeit. Wir haben unser Recht, wie jenes Treiben es gehabt, wir siegen und schreiten vor, man wird uns endlich folgen, weil man muß.

Das Gesetz der Notwendigkeit ist ein uralt anerkanntes, es ist nur durch ein abermaliges Paroli auf das Edikt der Sorbonne bisher nicht überall angewandt worden. Es lag zu nahe als daß man es nicht übersehn hätte, man konnte auch keine rechte Formel dafür finden, weil man die Wissenschaft in Sonderwissenschaften ohne stete Verbindungskette zerspaltete, mit einem Worte weil man nicht praktisch studirte und jeder „Weise“ seinen Fund hinter das Gitter einer Terminologie brachte, wo er den Augen der ganzen Menschheit verborgen blieb und nur Auserwählten (für mäßiges Entree) gezeigt wurde. Es gilt das Wissen Einzelner aller Welt nutzbar zu machen; das ist die Aufgabe der Zeit und der Wissenden in's Besondre. Propaganda für das Urteil, für den Gedanken. Anderes thut nicht not. Wer will denn gegen eine Überzeugung, die Millionen gemein ist, mit plumpen Waffen brutaler Gewalt zu Felde ziehn? Woher wird er die Waffen nehmen, woher die Menschen sie zu führen?

Es ist nur so viel Barbarei in der Welt weil es so viel Glauben und so wenig Überzeugung gibt. Überzeugung aber kann nur das Wissen geben. Aus der Überzeugung geht der unüberwindliche Drang her-

vor das Rechte zu thun, und dieser Drang fordert wieder genaue Untersuchung und Gründlichkeit. Nur der Glaube kann zu Fanatismus führen, die Überzeugung nie, denn die Überzeugung ist klar über sich selbst, sie weiß, daß eine Reihe von Urteilen nötig ist zu ihr zu gelangen, der Glaube dagegen hat einen mystischen Hintergrund, er kennt sich selbst nicht ganz, drum vermag er es Anderen auch die gleiche Ungründlichkeit zuzumuten oder sie ihnen gar mit Schwert und Feuer aufdringen zu wollen. Darin ist der politische Glaube dem religiösen völlig gleich. Die politisch Roten sind eben so glaübig wie die Weißen obgleich sich Beide einbilden — eine Überzeugung zu haben. Der Glaube muß fallen, nur die Überzeugung führt zum Heile, auch für die feste Ordnung des socialen Verkehrs muß sie an die Stelle des Glaubens treten. Man wird sie dadurch gewinnen, daß man sich gewöhnt, jede einzelne Handlung nur im Zusammenhange mit dem ganzen Wesen des Handelnden aufzufassen und so immer nur gerecht zu urteilen. Man wird nicht mehr über Kategorien, sondern über Individuen richten und den Kranken nicht mit der Elle messen, die für den Gesunden paßt.

Mit welchem Rechte will man denn Brustkranken die Folgen ihrer Reizbarkeit oder gar Herzkranken ihre künstliche Bewältigung von Affekten und die daraus hervorgehenden Zuckungen aus einem Extreme in's

andere neben mühsam unterdrückter Bitterkeit als Schuld anrechnen?

Das Herz, dieser wunderbare Muskel, der zuerst lebt und zuletzt stirbt, — wie kann man von ihm sagen, es sei weiter nichts als der Haubtsitz des „thierischen“ Lebens? Allerdings ist er der Anfang jedes warmblütigen Organismus' in so hohem Maße, daß es scheint als sondre sich im Fötus alle andre körperliche Substanz nur aus dem Blutschaume ab, den seine Rythmen weiter treiben. Es ist ein Saug- und Druckwerk, es verwendet den so eben erst aufgenommenen Stoff sofort dazu um sich herum ein Gehaüse zu bilden; ein Zweck, den es durch seine Triebkraft erreicht. Der Körper ist bis zu einem gewissen Grade unzweifelhaft das Produkt der eignen Herzensthätigkeit. Und wieder fand man noch fünf und dreißig Minuten, nachdem einem Menschen der Kopf abgeschlagen worden, das Herz pulsirend. Es ist also Anfang und Ende, es ist die Achse des sogenannten thierischen Lebens auch nach der Annahme der Dualisten. Wie sie aber ohne Deus ex machina motiviren wollen, warum auch die sogenannte „geistige“ Gefühlsrichtung, der Nerv, der das Subjekt mit dem Objekte verbindet und das Denken erst möglich macht, ebenfalls seinen Sitz im Herzen aufgeschlagen hat, da es immer und immer dieses Organ ist, das bei geistigem Leiden physisch schmerzhaft afficirt und durch die Gewohnheit

und Wiederkehr solcher Schmerzen verbildet und krank wird, wünschten wir doch zu wissen? Wir, die wir den Menschen für ein Ganzes halten, finden die Erklärung dieses nicht wegzuleugnenden Faktums leicht. Es ist in der That im Herzen der Lebensfunke, die Concentration der dem Individuum zugekommenen Urkraftspartikel, daher vom Herzen aus der Zug zum Allgemeinen (Ewigen) und wieder der Einfluß des Draußen auf das Herz. Das Herz ist das erste Lebendige am neuen, entstehenden Wesen, durch das Herz tritt das neue Individuum zuerst in Verbindung mit der Welt, sein Herz ist ihm gegeben, der Schluß auf seine Bedeutung und die Antwort auf jenes „Warum?“ hat also keine Schwierigkeiten. Im Gegentheil erklärt sich hierdurch auch das „Dämonische“ jedes übermächtigen Gefühls, es sei passiv oder aktiv; es erklärt sich der Einfluß der Musik, des einzigen puren Gefühlsausdrucks, und die Macht der menschlichen Stimme, die wie durch Magie oft in der That nicht in den Ohren, sondern im Herzen wiederhallt. Das Wort für das Rätsel heißt: Das Herz ist der Sitz des Weltgefühls; weil es das von der Welt überkommne Stück ist, muß Alles was unmittelbar das Gefühl angeht und durch seine Beziehung zum „Ewigen“ Wert hat, im Herzen resonniren. Dazu bedarf es, wenn man nur einfach die von der Natur sichtbar

gegebenen Fingerzeige verfolgt, keines erfundnen Leitdrahts.

Ein Mensch, der von früh auf harten Gefühlserschütterungen ausgesetzt war, dessen Herz also überreizt und gewaltsam aus seiner normalen Thätigkeit gezwungen worden, wird auch dann wenn nicht schon durch die Bedingungen, die bei der Bildung seines Herzens gewaltet haben, der Keim späterer Ausartung gegeben ist, herzkrank, — ja eine einzige große Katastrophe vermag noch im späteren Alter das edle und zarte Organ so zu verstimmen, daß der vollständig entwickelte Körper welk wird und abstirbt, der in der Entwickelung begriffne aber nie zu voller Blüte gelangt.

In den seltensten Fällen ist die Anlage dazu eine von der Geburt datirende, und da auch mag sie — was sich freilich schwer nachweisen läßt — am haüfigsten erst bei dem Akte der Geburt selbst durch mechanische Einwirkung von Außen herbeigeführt werden. Im Übrigen rührt sie zum Theil von Stürzen, Druck und andern Verletzungen her, zum Theil aber, ja sogar viel öfter als in allen anderen Fällen zusammen, — und das ist für unsere früheren Behaubtungen wesentlich, — ist sie rein die Folge von Gemütsbewegungen. Während der Schreckenszeit in Frankreich grassirten Herzkrankheiten in nie vorhergeahnter Zahl, und in den letzten Jahren tauchten sie ebenfalls wieder

in bedenklicher Weise auf. Die Kranken haben eine immerwährende Unruhe, sie wagen es nicht sich lebhaft zu freuen, sie dürfen nicht zornig, nicht betrübt werden, — denn bei ihnen ist das „Springen" des Herzens vor Schmerz oder Lust nicht eine Hyperbel sondern eine Mahnung, eine Drohung. Bei den Einen äußert sich das Übel durch erhöhte Spannung, bei den Andern durch Erschlaffung, ihre Fantasie ist wild und ungezügelt oder trüb und schwer, kurz sie sind notwendig anders als andre Menschen und principiell fast für keine ihrer Handlungen verantwortlich zu machen. Ihr Leben ist durch die oben angedeuteten Beziehungen des Herzens zum Allgemeinen ein überwiegend Dämonisches und ihr Erkennen ein intuitives. Das verträgt sich übrigens ganz gut mit der Lehre vom „freien Willen," wie man überhaupt, wenn man Lust hat gegen die Orthodoxie gefällig zu sein und die Begriffe gut zu wenden weiß, allenthalben eine Brücke findet. Der Wille ist allerdings frei, aber das Wollen im konkreten Falle ist und bleibt immer ein durch gegebene Umstände als notwendig hervortretendes. Damit ist wieder eine Brücke zur Prädestinationslehre gefunden und der so verzweifelt schwierige Einklang der Allwissenheit und des freien Willens ergibt sich ohne alle Mühe. — Wir arbeiten der Theologie in die Hände: mag es ihr wohlbekommen! Uns kommt es auf einen Gedanken, den wir der armen

ausgesäckelten Person schenken, nicht an. Indeß raten wir ihr nebenbei an das Timeo Danaos! zu denken. — Schade nur, daß man mit all diesen Dingen, ob wollend, ob unwillkürlich, Herzkranke eben so wenig als mit Digitalis gesund macht.

Es war ein Herzkranker, zu dem Tetarskoff fuhr, und zwar ein solcher, der von seiner Krankheit wußte und darum sein Leben durch all jenen Zwang verstümmelte, dessen wir vorhin erwähnt. Er wohnte Boulevard d'Enfer, in einer Gegend, nach welcher sich der Fremde etwa nur dann verschlagen läßt, wenn er vom Hotel des Invalides oder vom Marsfelde kommend das Observatorium besuchen will, oder einen Ball in der Chaumière zu sehn wünscht. Aber auch da begrenzt der Boulevard du Mont Parnasse seine Wanderung und nur das Hospice des Enfants trouvés kann ihn dahin verlocken.

Hier an der Spitze der Rue d'Enfer, in der dritten Etage eines schmalen Hauses, lebte auf drei Zimmer beschränkt ein junger Mann mit seiner sehr hübschen Frau, die stets dafür sorgte, daß der üble Humor ihres Gatten durch ein Übermaß ihrer eignen unversieglichen Heiterkeit für den Dritten unfühlbar wurde. Der Mann war seinem Namen nach ein Deutscher, er hieß „Schneider"; da er aber in Frankreich erzogen worden, sprach und schrieb er die fremde Sprache wie die eigne und als eigne. Er arbeitete für Journale

der Opposition und namentlich für die kleinen Blätter, deren Leserkreis sich in den Arbeiterfauxbourgs findet; außerdem gab er in der deutschen Sprache Unterricht. Davon lebte das Paar. Clarisse, so hieß die Frau, war sich nicht ganz klar geworden in welchem Verhältnisse Tetarskoff zu Schneider stand, und nach vergeblichen Bemühungen den Faden zu erhaschen, begnügte sie sich damit zu glauben was ihr Gatte ihr erzählt, daß nämlich Tetarskoff sich seiner als einer Waise angenommen und ihn habe unterrichten lassen. Daher kam also das Patronisiren, das der alte Herr sich ihr gegenüber erlaubte. Sie lachte ihn dafür aus, empfing ihn aber stets freundlich und das um so mehr als er außer einigen nach ihrer Meinung wenig appetitlichen Journalisten der einzige Herrenbesuch war, der öfter durch die Woche eintrat.

Auch sie war eine Deutsche, aber sie hatte französisches Temperament, lebhaft, feurig, in einem Athem trostlos und übersprudelnd von Laune ohne jedoch darum an Empfindungstiefe Mangel zu leiden. Ihre gewissermaßen trotzige Heiterkeit, die hinter sich eine Resignation hatte, die manchmal schmerzen wollte aber gegen das glückliche Temperament nicht aufkommen konnte, machte sie zu einer überaus originellen und liebenswürdigen Erscheinung, die selbst dann nichts von ihrem Reize verlor, wenn ihre Weise für verwöhnte Menschen ein wenig emancipirt schien.

Die Portière sagte Tetarskoff, daß Herr Schneidèr ausgegangen und daß „sa bonne petite femme“ zwar noch krank liege, aber munter wie immer und für ihn gewiß zu sprechen sei. Sie wollte noch mehr sagen, — ein Beweis, daß sowohl Tetarskoff als die junge Frau gut bei ihr angeschrieben standen, — aber „le m'sieu au chapeau gris“ wollte heute durchaus nur eine Antwort, die sie nicht wußte: Wo Herr Schneider zu finden sei?

Er stieg eilig hinauf um sich zu erkundigen. Clarisse lag in der That zu Bett und die Unterhaltung wurde anfangs aus einem Zimmer in's andere geführt.

„Wie abscheulich von Ihnen, rief sie heraus sobald ihre Cammerière Tetarskoffs Namen genannt, „wie ganz abscheulich grade jetzt zu kommen, wo ich... Auh! . . . wo ich Schmerzen habe. Vor zwei Stunden war ich ganz wohl. Und ich freue mich schon seit drei Tagen darauf Ihnen eine köstliche Geschichte zu erzählen . . .“

„Ich möchte nur wissen . . . .“

„Ah, das glaub' ich! Kommen Sie morgen oder setzen Sie sich an unsres lieben „Tristans“ oder wie ich ihn jetzt getauft habe, weil er so gar nicht aufzurütteln ist, an unsres Simpelpeters Schreibtisch, studiren Sie sein neuestes Pamphlet gegen die „bourgeois“, zu denen Sie natürlich gründlich gehören mögen, quoique ou parceque Sie mir trotz aller Versprechungen Ihr Haus noch nicht gezeigt haben, — unterdeß

geht mein Anfall vorüber und ich kann Ihnen dann erzählen, wie ich meinen Simpelpeter doch in Wallung bringen werde."

„Ich habe nicht Zeit, es ist dringend nötig, daß . . . . ."

„Nun meinethalb! — Da, Susette, rücke Herrn Tetarskoff einen Stuhl an mein Bett. Kommen Sie, ich will mich zwingen und Ihnen doch erzählen, da Sie durchaus darauf bestehen."

Das Zimmer war niedlich und frischgelüftet. Man athmete nicht die Atmosphäre einer Krankenstube, wozu ein großer, schöner Blumenstraus in einer einfachen Glasvase nicht wenig beitragen mochte. Die Frau lag oder saß vielmehr halb in einem Bette mit weißen Vorhängen; sie sah zwar angegriffen aus, aber ihr feines Profil gewann eher durch den Mangel an Fülle, es zeigte zu reine Linien als daß es jemals hätte anders als reizend sein können. Dazu ihre nachlässige und doch anständige Haltung, ihre geistreichen aber unsäglich gutmütigen Augen und das weiße Negligéhaübchen, das ihr schönes dunkles Haar nicht fesseln konnte . . . . .

„Da, da, Sie sehn bekümmert aus, Mr. le bourgeois! Daß Ihr Männer, ob alt oder jung gleichviel, Euch immer Alles gleich so zu Kopf steigen laßt, daß man Euch den Choral Eures Kummers von den Stirnfalten absingen kann. Wär' ich nicht längst

tot, wenn ich's triebe wie Ihr? . . . . Gott, meine arme Mama, ah! . . . Sehn Sie und ich darf nicht einmal an sie denken, weil Er mich braucht, weil ich ihn lieb habe, ich das Einzige Wesen auf der Welt . . . . Mama hat noch Luise, o wie mag es jetzt aussehn, das kleine sanfte Ding . . . . Er hat Niemand als mich, ich Niemand als ihn. Und er hat mich doch lieb, obgleich er so närrisch ist mich überreden zu wollen er könne mich nicht leiden. Aber ich bekomme ihn jetzt, Sie sollen sehn . . . . Wie? Sie sind noch immer betrübt, auch nachdem ich Ihnen gesagt, daß ich heiter bin und gewiß mehr Grund habe zu trauern als Sie?"

In der That hatten die Worte der jungen Frau die Stirn Tetarskoffs nicht entwolken können obgleich sein Blick unwillkürlich milder ward und er die Hand, die sie ihm gab, fast herzlich drückte.

"Haben Sie gefühlt wie rauh mein Finger ist? Denken Sie nur, daß Bruder Tristan in seiner üblen Laune jetzt auch noch verlangt, daß ich, krank wie ich bin, nähe oder sticke. Daß er es sonst verlangt, lasse ich gelten; er hat mich schon fleißig gemacht als ich noch . . . zu Hause war. Das wußte er mir sehr hübsch als Ehrensache darzustellen. Aber jetzt, nachdem ich ihm Alles geopfert, mich so zu plagen, das verdient Strafe. — Da, sehn Sie den Blumenstraus, meinen Sie etwa mein häßlicher Mann habe mir ihn

gebracht? — Ich habe von ihm nur eine einzige Blume und zwar eine abscheulich garstige Giftblume bekommen, die ich denn auch der Seltenheit wegen die ganze Zeit über aufhob.“

„Sagen Sie mir nur, denn ich habe wirklich Eile . . . .“

„So, so, ich lasse Sie in mein Cabinet, habe seit drei Tagen kaum zehn Minuten lang Zeit gehabt mit Jemand zu sprechen, das heißt mit Zunge und Lippen zu sprechen, und nun wollen sie unartig sein? Bah, wir sind in Paris nicht in Moskau oder Sibirien, Sie werden gegen eine Dame artig sein, und müssen es erst recht gegen eine Kranke, die, wenn sie plaudern kann, ihre Schmerzen vergißt oder wenigstens nicht so heftig fühlt.“

„Aber dann eilen Sie!“

„Vortrefflich! — Also mit den Lippen sprach ich nicht, dagegen aber mit den Fingern. Das ist eben der Spaß. Vis-à-vis wohnt ein hübscher junger Mensch mit einem Schnurrbart, dem es Vergnügen macht mich mit dem Tubus, der Lorgnette oder den bloßen Augen zu sehn und zu suchen, nachdem ich nämlich entweder gar nicht sichtbar oder nur halb oder ganz am Fenster bin. Im letzten Falle ist er so artig seine Gläser bei Seite zu legen. Wir sind schon so weit, daß er mir heute dies hübsche Bouquet zeigte, als ich früh ein wenig Luft schöpfte. Fünf Minuten

nachdem ich mit dem Kopfe genickt, brachte ein Commissionär den Straus herüber, ich machte eine dankende Verbeugung, — er machte ein glückseliges Gesicht, — und ich versichre, er sah sehr komisch aus mit seinem Schnurrbarte und den enthusiastischen Augenbrauen, die einander umarmen zu wollen schienen, — damit verschwand ich. Kommt Mr. Tristan nach Hause und affektirt wie gewöhnlich sich gar nicht um mich zu kümmern, setzt sich an den Tisch, studirt albernes Zeitungsgezänk, so rufe ich ihn unter irgend einem acceptablen Vorwande, — denn wenn ich rufe kommt er doch —, herein, er erblickt zufällig den Straus, spricht über hinausgeworfnes Geld, ich werde verlegen, Susette glaubt sich zurückziehn zu müssen, er bemerkt es, ich gestehe meine Schuld, — kurz ich bringe endlich eine Szene zu Stande. Es gibt einen köstlichen Spaß, wenn ich ihn hernach mit der ganzen Geschichte foppe und Sie mir bezeugen müssen, daß ich's von vornherein blos auf die Versöhnung angelegt habe.“

„Ich glaube, Sie thäten am besten die Blumen zum Fenster hinaus zu werfen und keinen solchen Scherz zu treiben . . . .“

„O Gott,“ sagte die Frau und es klang im Augenblicke tiefer Kummer aus ihrer Stimme, „soll ich denn jung wie ich bin auch schon für den Scherz gestorben sein, den ich so liebe, nachdem ich für die Welt, an die ich so viel Recht hatte, für meine Mutter,

für den Vater, für Luise, für Alles tot bin? — O, und ich langweile mich oft recht, wenn ich so ewig allein sein muß ohne Jemand, mit dem ich plaudern kann."

"Arbeiten Sie!"

"Wol, wol, ich thu's," sagte sie so lebhaft, daß ihr die Thränen in die Augen traten, "aber auch die ärmste Grisette führt nicht ein so einsames Leben als ich. Eh' ich krank wurde, war Er anders, und es muß wieder anders werden; hab' ich ihn, so hab' ich genug, aber für seine Neckerei spiel' ich ihm einen Streich. Sie sollen sehn wie komisch er sein wird, und hernach bittet er mich noch um meine Verzeihung, die ich ihm aber nicht eher gewähre bis er mich wieder zeichnen und malen läßt. Er nennt das aristokratische Spielereien. Nun, so bin ich eine aristokratische Proletariersfrau Ein hübscher Titel, nicht wahr? Er paßt aber, ich habe noch Tücher mit der Krone in der Ecke, auch eins von Mama . . . . Warum muß ich doch heute immer wieder an sie denken. Das ist kindisch, denn sie hat mir ja selbst geschrieben, daß ich für sie tot bin. Ah, wenn sie mich sähe, ich bin doch immer noch ein hübsches Gespenst, nicht wahr? — Sie suchen schon wieder Ihren Hut . . . . . Nehmen Sie das Bouquet mit, wenn Sie meinen, daß es meinem armen kranken Simpelpeter wehthun könnte," sagte sie plötzlich so

weich mit einem ihrer raschen Übergänge, daß ihre Worte den Mann wirklich rührten.

„Sie lieben Christian also doch trotz seines rauhen Wesens?“

„Ah, was verstehn Sie davon? Sie, Mr. le bourgeois, der nie Frau noch Kind gehabt hat, was verstehn Sie davon? Würden Sie sonst fragen? Wär' ich denn hier, wär' ich denn heiter, dächt' ich krank und recht schmerzhaft krank, an Scherze, wenn er mir nicht über Alles lieb wäre? Trüg' ich's denn seine Frau zu heißen? Nun können Sie gehn, ich habe mich nur üben wollen, ich habe viel gelitten während ich Ihnen vorplauderte. Ich weiß, daß er mit leidet wenn ich stöhnen muß, ich wag' es aber auch nur wenn er schläft. Das geht nicht leicht zu machen, drum versuch' ich's auch den Tag über wenn er nicht da ist. O, ich hab' ihn sehr lieb, meinen armen Mann. Er quält mich auch nur weil er krank ist. So wie ich aber wieder auf bin, will ich ihn schon munter machen.“

Tetarskoff war schon zu Anfang dieser Apostrophe bleich geworden, und als sie geendet hatte, sagte er hastig, als fürchte er ein Gefühl zu zeigen, das er verbergen wollte: „Ich kam eigentlich nur herauf um Sie zu fragen wo ich Christian finde, den ich in einer dringenden Sache sprechen muß!“

„Sagt er mir etwa, wo er hin geht? Indeß hab' ich ausgekundschaftet, daß seit . . . . seit ich

krank bin, der Friedhof hier drüben am Mont Parnasse sein Lieblingsspazirgang ist. Hätten wir den Tubus von dem Herrn mit dem Schnurrbarte zur Hand, so könnten wir ihn vielleicht in einer der Ulmenalleen spaziren sehn. Er liebte solche Spazirgänge immer, auch bei mir . . . zu Hause schon. Sagen Sie mir, warum denk' ich seit Sie hier sind immerfort dorthin? — Suchen Sie ihn links vom Eingange, in der zweiten Allee. Gehn Sie jetzt, ich will weinen, und da darf mich Niemand sehn."

Sie wendete sich im Bette nach der Wand und erwiederte seinen Abschiedsgruß nicht mehr.

„Und doch ist dies Weib ein Glück für ihn geworden, ein Glück, das er nicht würdigen mag und ohne das er noch viel elender wäre als jetzt. Wunderlich, wie das Geschick spielt und wie Haß und Rache ihre Spitzen durch den Humor eines heitren Kindes verlieren. Ich gesteh's, diesen Mann zu lieben, das ist fast groß."

Tetarskoff murmelte noch im Wagen, der ihn nach dem Friedhofe fuhr, halblaut vor sich hin. Er fand Schneider wirklich langsam und gedankenvoll zwischen Gräbern auf und nieder gehend.

„Christian, Sie sind hier!"

„Wer?" fragte der Angeredete theilnahmlos. „Ach so! Ich weiß schon. Immer noch der alte Kampf gegen diese einzelne Familie, für den ich, weil ich albern

genug war mich zum Angriffe brauchen zu lassen, büßen muß. Wie kann Dir diese kleine Sache so viel zu schaffen machen. Wir bereiten einen andern Kampf vor, nicht gegen eine Clique, sondern gegen alle Schurkerei in der Welt. Das ist ein Kampfplatz für mich. Ich habe genug an der einen Niederlage, die mein Sieg herbeigeführt. Mir ist es gleich, ob sie hier sind oder wo anders."

„Höre nur, es liegt mir daran sie von Clarissens Anwesenheit irgendwie zu unterrichten. Ich möchte wissen welchen Eindruck ihre Lage auf die stolze Dame jetzt macht wo sie selbst sehr zerknickt ist . . . ."

„Das geht nicht, Clarisse ist krank wie Du weißt, es könnte ihr schaden!"

„Was kümmert's Dich?" sagte Tetarskoff lauernd.

Schneider färbte sich einen Augenblick, dann sagte er mit einem Anfluge von Schärfe: „Es kümmert mich wohl, so lang sie in dieser Weise krank ist. Sonst mögt Ihr sie hinnehmen, ich bezwinge sie nicht. Wäre sie mir nicht zuwider und könnt' ich lieben, so müßt' ich sie lieben, Bewunderung für ihren Heroismus hab' ich auch so. Zu brechen ist ihr Sinn nicht und noch weniger ihr Hochmut."

„Ich dächte doch und habe mich eben wieder davon überzeugt, daß sie vollständig in ein ganz gewöhnliches harmloses Wesen verwandelt ist und die „Vornehmheit" ganz und gar abgestreift hat."

„Für Dich, weil sie vielleicht Deine Stellung zu mir ahnt, aber gegen alle Andern ist sie immer die Dame. Sie zwingt mir Achtung ab, sie ist nicht zu korrumpiren. So ist es unmöglich geworden, daß ich sie verlasse obgleich es nun wieder keine Fessel zwischen uns gibt. — Dort liegt das Kind begraben, d. h. die Bruchstücke eines Kindes . . .“ sagte er bitter. „Und sie ertrug allen Schmerz, sie versuchte auch da heiter zu sein. Ich sagte ihr ein hartes Wort' — „das meinst Du nicht so,“ antwortete sie. Kurz, so sehr sie mich genirt, ich werde sie nicht los. Das ist die Folge Deiner Pläne und aller Deiner Arrangements von früh auf. Mich ließt Du unter fremden Leuten hart und rauh erziehen; daß ich die Mutter verloren wußte ich und von Dir hört' ich Jahre hindurch nichts. Ich sollte keine Familie haben, ich sollte allein stehn und bleiben. Ich hatte mich an diese widernatürliche Idee gewöhnt und ließ mir die Perspektive gefallen, die Du mir plötzlich eröffnetest als Du mir Dein Märchen erzähltest. Der Streich, den Du führtest und bei dem ich nur als Waffe diente, gelang, — nicht durch mich sondern durch die Eigentümlichkeit des Mädchens, das mich hinriß und einen Augenblick freundliche Gedanken, die ersten die ich hatte, — dafür hast Du gesorgt —, in mich hinein zauberte. Ich wollte nun eine Familie. Das mißlang und wird nie gelingen. Es mag auch gut sein, denn Deine Weisheit hat mich

unfähig gemacht anders zu sein als ich bin. Ich bin ein Meisterstück Deiner Erziehungskunst obgleich Du nun, da Du alt geworden bist und mitunter Lust hast zu paciseiren, mich nicht dafür anerkennen willst. — Vertheidige Dich nicht, ich sage Dir das nicht zum erstenmal. So wie ich bin ist meine Rolle gegeben und ich führe sie durch. Versuche aber nie mir gegenüber den Versöhner, den Ausgleicher zu spielen, dann kreuz' ich Deine Pläne, sonst hab' ich nichts mit ihnen zu thun. Du protegirst jetzt Clarisse . . . ."

„Weil sie Dir nothwendig ist, weil sie Dich liebt!"

„Unsinn! Ich werde dem ein Ende machen, ich werde ihr sagen wie sie allein durch einen wohlberechneten Plan von Dir in meine Hand kam und was weiter über sie beschlossen war. Vielleicht bricht das ihren Nacken. — Übrigens glaub' ich fast an Dein Märchen, denn für einen Proletarier von Geburt war dies Stückchen allzu cavalièrement ausgedacht. Der Proletarier gibt sich dazu nicht her, denn die Geschichte war schlecht, sehr schlecht. Ich wälze sie auf Dich. — Deine Weise den Kampf gegen die Kasten zu führen ist meiner unwürdig, ich bin ein geborner Proletarier, ein Kind des Volks . . . thue Du was Du magst, ich thue was ich muß. Es ist trotz Deiner Mühe so viel Natur in mir geblieben, daß ich nicht gradezu gegen Dich auftreten mag, — oder vielmehr es ist Dir gelungen mich so schlecht zu machen, daß ich Deine

schlechten Mittel passiren lasse weil der Haß sie gefunden und weil ich nichts verstehe als den Haß!“

Diese Worte klangen noch verletzender, der Vorwurf war um so intensiver als er ohne sichtbare Erregung, gedämpft und lau ausgesprochen wurde. Tetarskoff war heftig ergriffen, seine Lippen zitterten, aber er versuchte keine Entgegnung.

„Willst Du, daß sie sich sehn?“ fragte er.

„Das ist zwecklos!“

„Dann leb' wohl!“

„Adieu.“

Drittes Kapitel.

Auf der Reise.

Fast um dieselbe Zeit, in der die Personen, von denen wir auf den letzten Seiten sprachen, in Paris versammelt waren, trug der Dampfer „Ludwig“ von Lindau aus zwei Personen, auf deren Lippen ebenfalls wiederholt der Name Tetarskoffs war, nach der alten Stadt des Conzils, nach der Stadt, die das Grabmal Johann Hussens ist. Wir wollten „Denkmal“ schreiben, weil uns unwillkürlich einfiel, daß in der That einmal beabsichtigt worden dem Böhmen in der alten Stadt ein Monument zu errichten, und daß die Aufforderung zu diesem Werke von dem jetzt so vielfach berüchtigten Ultramontanen Buß, dessen fanatischer Confessionalismus das badische Oberland durchwühlt hat und noch durchwühlt, ausging. Er ist ein Renegat, damit ist sein Eifer, aber auch sein Geifer erklärt und taxirt.

Der Bodensee hat seine Mucken so gut wie Rousseau's Leman. Das Fahrzeug wurde aus dem raüche-

rigen Bassin des Lindauer Hafens, zwischen den Steinsaülen durch, mit so großer Macht in „offne See“ geschleudert, daß das in's Schlepptau genommene Packboot voller Fruchtsäcken wunderliche Sätze von einem Wellenkamm zum andern machen mußte und die Leute darauf mehr als einmal Angstrufe ausstießen. Der Himmel nach Nordwest, über das deutsche Ufer hin, schien selbst ein dunkles, halb zu Schaum geschlagnes Meer. Die Wolken trieben zerrissen fort und bluteten aus ihren Millionen Wunden. Sie klatschten mit ihrem nassen Schleier in's Wasser hinunter und den Schauenden in's Gesicht. Man konnte weder Friedrichshafen noch weiter nach West irgend etwas als graues wirres Gesudel auf aschfarbnem Grunde entdecken. Der Dampfer steuerte südlich und brachte sich aus dem Unwetter hinaus. Es blieb trübe, die Wasser gingen hoch, aber zurück auf Bregenz blitzte durch eine Wolkenlücke ein Sonnenstral, der die weißen Haüser die vom See aus in Terrassen aufzusteigen scheinen, blendend scharf umriß. Der Contrast von rechts und links, den man in der Kajüte leicht bemerken konnte, versprach einen originellen Anblick und diese Hoffnung bewog einen Theil der Passagiere, die sich insgesammt vor dem derben Guße geflüchtet hatten, den leichten Sprühregen, den jetzt nur noch einzelne Windstöße herüberbrachten, auf dem Deck zu ertragen. Die Luft war immer noch unangenehm rauh, sie blies von den Algauer Alpen her, über die

Schneekrone des Säntis, und vertrieb so zwar das Wetter, strich aber auch über die ganze Länge des Verdecks und wurde nur an dem wärmenden Platze über der Maschine minder fühlbar.

An diesem Platze standen zwei junge Männer, Beide in braune Kutten mit Kapuzen gehüllt, wie sie die venetianischen Schiffer tragen.

„Alle Wetter, welch frostigen Abschied heult uns die Fremde nach und wie frostig empfängt uns die Heimat," sagte der Eine, dessen Züge sich durch eine gewisse scharfe Regelmäßigkeit auszeichneten, die von der Magerkeit und dem blassen Kolorit des Gesichtes noch mehr hervorgehoben wurde. „Man sollte wirklich meinen, daß es die Luft weiß wie wenig wir dort und hier heimisch sind, wie zuwider uns oft sogar Italien war trotz der Kraft, die im Augenblicke in seinen Adern zu pulsiren scheint, weil wir wußten, daß die einseitige Erhebung einer Nation, bloß um eine Nation zu werden, so wenig Erfolg für das Ganze verspricht, daß man solche Gelüste eigentlich von vornherein als reaktionäres Streben verurteilen muß."

„Und doch wär' ich gern geblieben," sagte der Andere, ein schlanker auffallend schöner Mann, dessen ganzes Wesen sanfte Harmonie zu sein schien. Er war der echte Typus nordischer Schönheit, große dunkelblaue Augen und blondes Haar, reiche Farben und kernhafte Gesundheit in Mark und Muskeln. Während die Au-

gen seines Freundes mühsam ein verzehrendes Feuer verbargen, so daß die Blicke oft trüb, melancholisch und schmerzlich wie in sich zusammenbrachen, sahen die eignen blauen Sterne trotz der Schatten, die sie jetzt umwölkten, heiter und offen, ja innig in das Leben. Es hatte ihm noch nie so weh gethan, daß ein nachhaltiger Groll, eine Narbe, die aufbrechen könnte, ein Grabkreuz für eine tote große Hoffnung in ihm geblieben wäre. — Er war jünger als sein Freund.

„Und doch wär' ich gern geblieben! Nicht daß es mir besonders leid thäte die Entwirrung des Knotens, der sich da unten schürzt, nicht in der Nähe sehen zu können oder daß ich bedauerte Venedig mir verschlossen zu finden, — mich kümmert diese Abberufung einmal darum, weil sie mich an meine Abhängigkeit mahnt, und dann, das ist das Herbste, weil sie mich von Dir trennt, weil sie unsern Bund vielleicht für immer zerreißt."

„Das wird so schlimm nicht sein. Du weißt ja, daß ich der glücklichste Mensch von der Welt bin, so sagen wenigstens alle Leute . . . ." Es ist unmöglich den bitter ironischen Ausdruck zu beschreiben, der b e diesen Worten seinen Mund verzog. — „Ich bin im Genusse einer beneidenswerten Unabhängigkeit, kann gehn wohin ich will, bleiben wo es mir gefällt, habe einiges Vermögen und genug Talent um meine Existenz zu sichern es sei dort oder da. Wie kannst Du nun einem

solchen Glückswunder, einem wahren Polykrates gegenüber so leichtsinnig sein von Trennung, zerrissenem Bunde und dergleichen zu sprechen. Du bist für mich ein wahrer Schatz, es hieße mutwillig einen Theil meines Glückes mit dem Fuße fortstoßen, wenn ich Dich ziehn ließe ohne mitzugehn. Wer weiß ob sich die Sache nicht noch ganz à l'amiable arrangiren läßt. Wir wollen mit Deinem Despoten ein ernstes Wort reden und vor Allem ihn beichten machen. Er hat sehr üble Manieren, dieser Herr Tetarskoff. Das ist mir zuwider, ich werd's ihm sagen. Ist es doch wahrhaftig eine merkwürdige Tollheit Dich erst erziehen zu lassen wie einen Prinzen, Dich auf allen Akademien herumzuschicken, dann einen Landwirt, endlich einen Kaufmann aus Dir zu machen um Dich gleich darauf mit einer langen Rente auf Reisen zu senden, und hinterher .... Hast Du denn keine Ahnung davon, wozu Du jetzt verbraucht werden sollst?"

„Wie sollt' ich denn? Die Ordre lautet unzweideutig: Sie haben sich Angesichts dieses nach Paris zu verfügen und weitere Bestimmungen bei mir, Boulevard de la Madeleine Nro... in Empfang zu nehmen. Gezeichnet F. Tetarskoff Nach den Kreuz- und Querzügen, die ich schon machen mußte, ist es mir ganz unmöglich irgend Etwas zu ahnen. Eine Befriedigung aber finde ich in diesem Befehle doch. Ich werd' ihn nun wenigstens sehn und kennen lernen, es wird mir

gelingen zu erraten ob er nur im Auftrage Anderer handelt oder ob ihn ein persönliches Interesse an mich fesselt. Es ist doch widerwärtig so ohne allen Zusammenhang mit der Welt im Leben zu stehn ..."

„Ah, ah, und vorhin der Jammer um mich!"

Doch, Du ersetzst mir Alles um so eher als ich's nicht kenne, aber Du begreifst, daß Du mir nicht immer so Deine Pläne opfern darfst wie Du es jetzt gethan, wo Du Deinen Aufenthalt in Italien, der Deiner Gesundheit so sehr notthat, mir zu Liebe abkürztest. Dann bleib' ich allein!"

„Einmal sagt' ich Dir, daß Du, der Du bis zum Blutdurst fast ein Versöhner bist, mir nötiger wurdest als die laue Luft jenseits der Berge, ich also mein Interesse, nicht das Deine verfolge wenn ich Dich begleite, zweitens ist es mit Deinem Alleinstehn nicht mehr so lang hin. Du wirst Dir eine Heimat gründen trotz aller Tetarskoffs, dann hast Du die Verbindung mit der Welt gefunden."

„Ich weiß nicht. Das ewige Gehorchen, das mir in der That nur Gutes eingetragen hat, machte mich natürlich nach einer Richtung hin faul. Ich fand es überaus bequem eine so gütige Vorsehung über mir zu wissen. Ich will nie etwas, denn die verschiedenen Versetzungen abgerechnet, die sich in der Folge aber doch als nützlich erwiesen, kam ich nie bis zum Wollen, es war immer Alles was ich wünschen konnte in der nächsten Ordre

enthalten. So ward es Tetarskoff denn auch leicht mir das Versprechen abzunehmen, daß ich nie ungehorsam sein würde ....“

„Welche Thorheit sich so in die Hände eines Menschen zu geben, wäre er auch ein avant la lettre Abdruck der Vorsehung selbst. Wenn er nun eine beliebige Schurkerei von Dir forderte, eine Schurkerei gegen Dich oder Andere ...?“

„So würde ich nicht gehorchen, aber ....“

„Aber Dich wegen der Unmöglichkeit Dein Wort zu halten totschießen, nicht wahr? Süßer, empfindsamer, romantischer Richard, die Menschen erfanden viel Dummheiten, aber die feierlichen Gelübde, die Verpflichtungen, die mit der Zukunft wie mit einer Gegenwart verfahren, über die wir Herren sind, wären das Dümmste alles Dummen, wenn es nicht noch etwas Dümmeres gäbe, nämlich sich durch die Unmöglichkeit, die moralische Unfähigkeit das Versprechen zu halten aus der Fassung bringen zu lassen. Das ist das zweite Stadium der Verrücktheit, das erste ist das Versprechen selbst. Die Klerisei macht eine Tugend daraus, aber es ist nicht einmal eine Sünde, sondern einfach ein Akt momentanen oder chronischen Wahnsinns. Ich kenne Dich, dergleichen Dinge sind Deine Achilles Ferse. Man kitzelt Deine Nerven etwas, rührt Dich und Du schlägst mit echt deutscher Biederkeit ein.“

„Das ist nicht Dein Ernst, Curt, Manneswort muß felsenfest stehn. Ich gehe lieber unter ehe ich's breche."

„Bravo! Aber ein vages Versprechen ist kein gegebenes Wort, kein Manneswort, sondern ein dummer Streich, wie ihn nur junge Leute machen. Jedes Versprechen setzt eine Pflicht und die Pflicht hebt die Sittlichkeit der That auf. Ein Mann, der bei seiner Frau aus keinem besseren Grunde bleibt, als weil er es ihr einmal versprochen, ist ein Verbrecher gegen sie und sich selbst; der Mönch, der widerwillig ehelos bleibt, speit der Natur und sich selbst in's Gesicht, die Tugend ist der modernen Moral zum Trotz in beiden Fällen im Bruche des Versprechens. Der Wahnwitz, der jenes tugendhafte Verbrechen erlog, ist nichts als die à conto des gespaltenen, dualistischen Menschen erfundene Ascese, die auch der Brutalität unter dem Vorwande des geretteten „Seelenheiles" einen Nimbus gibt, an den der dumme Haufe glaubt. Ah! ich werde grob, Freund Richard, tüchtig grob, wenn ich auf das Kapitel der Dummheit komme!"

„Ereifre Dich nicht, ich bin ja gar nicht so dumm, und Du predigst im Augenblicke ja nur mir."

„Dich will ich warnen. Du gleichst jenen Haüsern da drüben am Schweizerufer, die mit ihrer grünen oder grauen Schindelbekleidung, die ihre Mauern vor Regen und Wind schützen soll, aussehn wie Schildkröten,

die sich in sich zurückgezogen haben. Du hast noch gar nicht zu leben versucht, Du bist nur mit einer Tasche voll Geld und einem gefüllten Kopfe im Leben herum gestiegen ohne Kopf und Glieder Preis zu geben. Es ist fast ein Wunder, daß Du trotz alledem schon eine so große Dummheit wie Dein Versprechen ist, begehen konntest. Ich warne Dich, ich warne Dich!"

„Pfui, Unglücksrabe! Ich acceptire den Vergleich mit jenen vom Scheitel bis zur Sohle mit dünnen Schindelschuppen bekleideten Haüsern, die so freundlich zwischen den Obstwäldern hersehn, aber ich verstehe ihn anders als Du. Stecken sie nicht trotz der reizend anmutigen Umgebung, die ihnen nur duftige Grüße und Blütenküsse aller Art zuwirft, streitfertig im Panzer? So bin ich auch. Im Moment wo ich wollen darf und streben kann . . . ."

„Hast Du es schon verlernt."

„Du willst wirklich nur sehn, ob ich denn nicht eine Spur von Galle in mir habe. Das ist vergebne Mühe, Dir zeigt' ich sie doch nicht und Herr Tetarskoff ist meines Wissens der einzige Mensch, dem ich im Notfalle den Hals brechen könnte, und auch das nur wenn er seinen Wohlthaten dadurch die Spitze abbrechen wollte, daß er mir mein Verhältniß zu Dir durch eine Mahnung an mein Versprechen zu verkümmern suchte."

„Dann würd' ich selbst schon mit ihm Rücksprache nehmen. Er muß ein Sonderling sein, mit solchen Leuten kann man auf sehr verschiedene aber immer nur sonderbare Weise fertig werden. Ich wette, daß ich ihn zahm mache und heraus bekomme ob er, wie Du einmal glaubtest, hinterrücks Dein „lieber Papa“ ist, der seinen Sohn nur darum fern von sich hält, weil er angesichts einer nichts weniger als lieben Frau, durch ihn an eine Zeit erinnert zu werden fürchtet, die zu schön war um dauern zu können.“

„Mich drückt Das!“

„Neue Thorheit! Freue Dich, daß Du bist, kümmert's uns wie Du wurdest?

„Mich nicht, aber Andere. Ich werde verlegen wenn man nach meinen Eltern fragt. Noch vor einer Stunde setzte mich der dicke Frankfurter Banquier, der Dich so sehr in Affektion genommen hat, daß er Dir zu Gefallen sogar demokratische Ansichten aussprach, auf diese Weise in Verlegenheit.“

„Ich gab Dir ja auch sofort eine Lehre, die Du beachten magst, ich erzählte dem Neugierigen eine so mysteriöse Geschichte, sprach von Inkognito, Hofmeister, zurückgelassenem Gefolge und dergleichen, daß der komische Kauz richtig zehn Minuten nachdem er, hingerissen von der Gewalt der Wahrheit, auf dem Wege war Proudhon nicht mehr für einen Wehrwolf zu

halten, Dich aus alter guter Gewohnheit höchst ehrerbietig zu betrachten anfing und es Dir seitda ganz unmöglich macht je seine unanständige, unconventionelle Seite, d. h. seinen Rücken zu sehn."

„Damit ist Der en passant abgefunden, aber für ein fixes Interesse kann ich unmöglich Histörchen präpariren."

„Dafür schaffen wir in Paris Rat. — Jetzt ist's hier oben hübsch genug geworden, daß auch Andere als wir Naturenthusiasten Freude am Anblicke haben können. Ich muß unsern dicken Freund, der sich wieder für ein Jahr in Gastein restaurirt hat heraufrufen. Ich habe eine gute Ader in dem Manne entdeckt, und es wäre schade wenn er unten in der dumpfen Kajüte seekrank würde, wie mir das bei einem ähnlichen Wetter wirklich auf dem Bodensee passirt ist. Das brächt' ihn wieder ein Jahr zurück. Und man muß sehn wie gern der Mann lebt."

Er ging hinab und brachte gleich darauf einen wohlkonservirten alten Herrn auf das Deck, von dessen Gesicht er bemüht war den üblen Eindruck eines zähen Coteletts und eines Schlucks des übelberüchtigten vin du pays, eigentlich vin du lac, zu verwischen. Es gelang, der alte Herr war bald aufgeraümt und heiter, der Humor Curts zündete.

Und doch war es dieser Humor, der seinen Begleiter ängstigte. „Du bist heute wieder recht krank, Curt!“ sagte er ihm.

„Meinst Du, mein Junge? Nun, so sieh zu wie man mit dergleichen Anfechtungen des Teufels fertig wird,“ lautete die Antwort. Damit setzte er sich wieder zu dem Banquier, der im nächsten Augenblicke über einen Witz laut auflachen mußte.

Rorschach, Arbon, Romanshorn und Münsterlingen zeigten nach und nach ihre Thürme, Haüserreihen und Klostermauern umgeben von Weingärten und prächtigen Obstwäldern, die eben ihre falben Blätter abschüttelten. Curt, dem die Gegend bekannt war, nannte die Orte und erzählte von ihnen. Dann kam Gottlieben und Kreuzlingen, endlich die einst so gefürchtete Bellevue, der Stapelplatz einer Reihe verbotner Bücher, die auf die verschiedenste Weise in das dichtbei gelegene Constanz geschmuggelt, dort geheftet und brochirt worden und von da in alle Welt gegangen sind. Die Erzählung wie einzelne besonders gefährliche Bogen von „Gutgesinnten“ im Hute, andere aber mit einem Gebetbuchstitel eingebracht worden, machte dem dicken Banquier viel Spaß.

„Verdammt gescheidt sind sie schon, die Radikale!“ meinte er und gab damit in der That nicht das schlechteste Zeugniß, das man einer verhaßten Partei geben

kann. Zumal da sich der unwillkürliche Ausruf offenbar nicht auf den Schmuggel allein bezog, sondern mit dem „schon“ fast ein „überhaubt“ setzen wollte; wie es denn auf der andern Seite auch kaum zu bezweifeln ist, daß er in Gedanken mit einem „aber“ fortfuhr.

Mit Curt aber schloß er, obgleich er wußte: — „das ist auch einer von dene Radikale,“ — ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, versicherte, daß er sich überglücklich schätzen würde ihm irgend einmal gefällig sein zu können und schloß die Reihe seiner Liebeserklärungen als er sich in Constanz von den beiden Freunden trennte, da diese im „Hecht“ blieben, während ihn eine bekannte Familie erwartete, mit den Worten: „Sie haben mich Eins gelehrt, Herr Baron, was ich nicht vergessen werde, — daß man ein Radikaler, ein Republikaner, ja gar ein Communist und ein Mensch sein kann, der an wenig oder nichts glaubt, und doch dabei weder roh noch gemein, noch unhöflich und bettelhaft zu sein braucht, sondern daß es anständige, edle und reelle Leute unter ihnen gibt. Denn Sie sind Alldas und zugleich ein ehrenwerter Mann, mit dem ich mir's zur Ehre schätzen würde recht viel zu thun zu haben!“ —

„Siehst Du, Richard, dafür möcht' ich den alten Mann küssen als wär's ein junges Weib. Dies An-

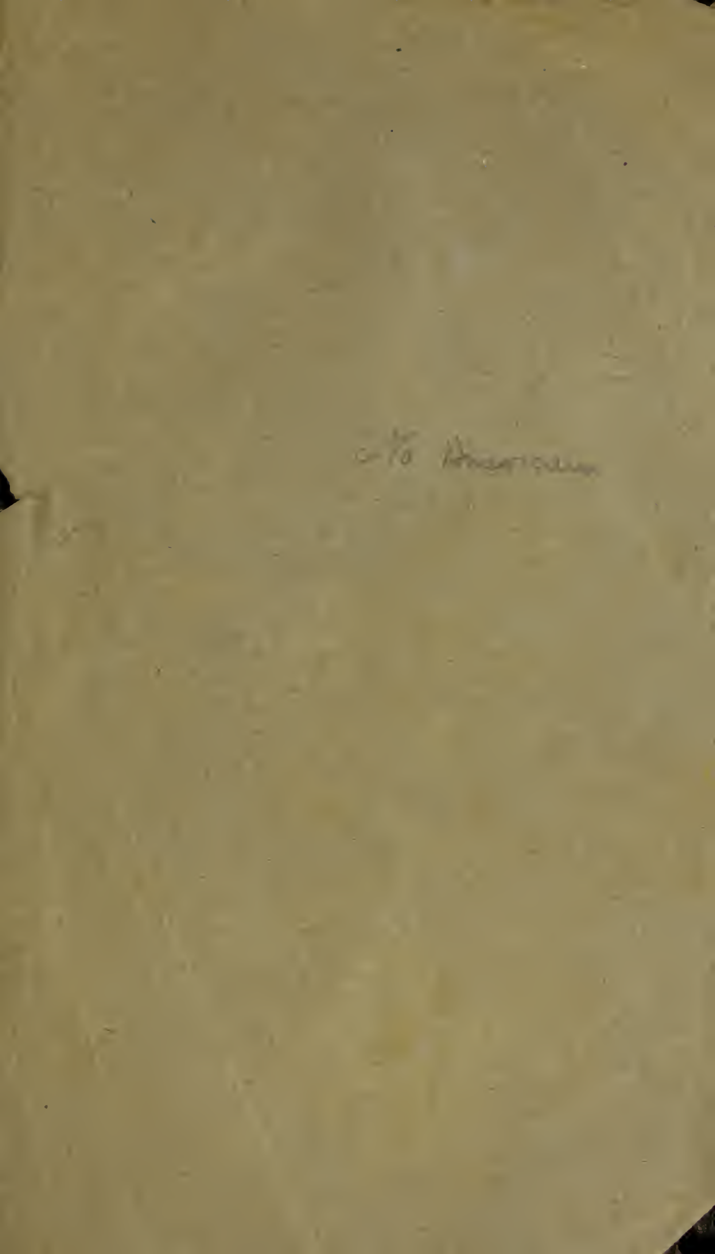
erkenntniß von Seiten eines Menschen, der aus Profession mein Gegner ist, hat viel mehr Wert als wenn die Clique sagt, er ist einer von den Unsrigen, wir müssen selbst für eine Schurkerei die Augen schließen. — Und wodurch hab' ich das erreicht? Ich hab' mich in meinen Gesinnungen unverhüllt gegeben, bin aber mit ihm umgegangen wie mit einem Menschen, habe ihm nicht gedroht und nicht auf das entfesselte Proletariat gepocht. Das war der Anfang. Hinterher hab' ich ihn amüsirt, sogar ihn, weil ich sah daß er Herz hat, ein wenig in mein Leben schauen lassen, so daß seine Neugier befriedigt wurde und er von mir ein ihm nur angenehmes Bild mit heim nimmt. Bei Gelegenheit erinnert er sich an mich und hält nun gewiß nicht mehr jeden Demokraten, oder wie er sagt: jeden Radikalen, von vornherein für einen ungehobelten Schuft in zerrissnen Hosen und schmutzigem oder gestohlenem Hemde. Diese Menschen müssen nur erst wissen, daß wir nicht so sind, wie wir ihnen von den Dummköpfen und Heuchlern, denen es um ihren Credit geht, geschildert werden, dann nähern sich uns die Besseren unter ihnen von selbst. Das ist eben der Wahnsinn, daß man die Andersglaübigen nur verketzert und sie durch Drohungen und Rohheiten abstößt, statt sie einfach durch das Beispiel und wahrhaft republikanische Sittengröße zu uns herüber zu führen."

Im Fremdenbuche des „Hechtes“ zu Constanz schrieben sich die beiden Herren ein wie folgt:

Curt, Freiherr von Crav-Gillen, Gutsbesitzer aus Thüringen, kömmt von Insbruck, reist nach Paris.

Richard Heeren, Partikülier aus Paris. Wie oben.

Ende des ersten Theils.


c/o Americana

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.